

ÖSTERREICHISCHE DENKER · IV

Richard Wahle

Vom wahnhaften Wissen
zum wahrhaften Nichtwissen

Ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet
von

Franz Austeda

1979

VERLAG FRANZ DEUTICKE WIEN

Österreichische Denker

Band IV: Richard Wahle



Richard Wahle

Vom wahnhaften Wissen
zum wahrhaften Nichtwissen

Ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet
von
Franz Austeda

1979

VERLAG FRANZ DEUTICKE WIEN

Alle Rechte – insbesondere das der Übersetzung, der Vervielfältigung, des Abdruckes
auch auszugsweise – vorbehalten.
Copyright © 1979 by Franz Deuticke, Wien

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Wahle, Richard:
[Sammlung]

Vom wahnhaften Wissen zum wahrhaften Nichtwissen /
Richard Wahle. Ausgew., hrsg. u. eingel. von Franz Austeda. –
Wien: Deuticke, 1979 (Österreichische Denker: 4).
ISBN 3-7005-4438-3



Satz und Druck: Paul Gerin, Wien II

Vorwort

„Spricht jemand über Leute, die er sehr ver-
ehrt, so verrät er ja meistens viel von seinem
eigenen inwendigen Menschen.“

(Th. Des Coudres)

Auch Richard Wahle gehört zu den fast völlig vergessenen, verschollenen Denkern. Das ist erstaunlich, da er außerordentlich viel publiziert und jahrzehntelang als Universitätslehrer gewirkt hat. Vielleicht ist es nicht ganz so unverständlich, wenn man bedenkt, daß Wahle den Mut hatte, sich energisch gegen den Strom des philosophischen Zeitgeistes zu stellen, und daher zweifellos von vielen, die ihm seine Trend-Resistenz nicht verzeihen mochten, allein schon auf Grund der provozierenden Titel seiner Bücher, als allzu eigenwillige philosophische „Reizfigur“ empfunden wurde: Doch jene, die ihn bekämpften, sind längst verstummt, die Polemiken des Tages sind verklungen, der von Wahle aufgewirbelte Denkstaub hat sich gesetzt, so daß die anderen, die ihn, sei es aus Verlegenheit, sei es in böser Absicht, durch feindseliges Totschweigen treffen wollten, jedenfalls ihr Ziel erreicht haben; denn es ist nicht anzunehmen, daß sein Name selbst bei geschulten Philosophen von heute etwas anklingen macht.

Als umso notwendiger erschien es mir daher – wenn es schon nicht mehr möglich ist, diesen von der vorherrschenden Philosophiegeschichtsschreibung ungerechterweise vernachlässigten Mann vor der Erosion durch Verdrängung zu bewahren –, wenigstens einen Teil seines überaus facettenreichen Oeuvres und damit wertvollstes philosophisches Gedankengut der unverdienten Vergessenheit zu entreißen und Wahle in der vorliegenden Reihe zu Wort kommen zu lassen. Denn es ist für mich außer Zweifel, daß Richard Wahle gewaltig unterschätzt wurde und wird: Immerhin ist er einer der ganz wenigen wirklich eigenständigen, originellen, schöpferischen Selbstdenker unter den österreichischen Philosophen, ein imponierend gedankenreicher Vollblutphilosoph, ein profilierter philosophischer Charakterkopf, ein unerhört lebendiger, temperamentvoller Geist, ein hervorragender Denkkünstler und Meister der philosophischen Abstraktion, den trotz der von ihm auch mit großen Erfolg, vor allem in der Psychologie, betriebenen erfahrungswissenschaftlichen Erforschung des Konkreten im Grunde doch weniger die Details selbst interessierten als vielmehr deren systematische Zusammenschau und Synthese; seine tiefbohrenden Analysen, lichtvollen Ausführungen und geistsprühenden, wenn auch mitunter im Urteil vielleicht etwas willkürlich anmutenden, so doch auch nicht selten ans Geniale grenzenden Gedankenfolgen sind nicht minder eindrucksvoll als die bilderreiche Anschaulichkeit seines funkelnden Stils, die Eleganz und die Klarheit seiner Sprache und die erfrischende Brillanz seiner geistvollen Formulierungen, wenngleich natürlich auch er, trotz aller Glanzlichter, keine Problem-

„Lösungen“ ohne Widerhaken anzubieten vermochte; Gehalt und Gestalt, Geltungswert und Aussagewert, Fülle des Inhalts und Gefälligkeit der Form seiner Werke erregen gleichermaßen unsere Bewunderung: angesichts der Schwindsucht-Symptome der Gegenwartsphilosophie jedenfalls ein beachtenswertes philosophisches Ereignis!

Die einer kurzen „Einführung“ durch den Herausgeber folgende Auswahl umfaßt – mit einer Ausnahme („Fröhliches Register der paar philosophischen Wahrheiten“, das zur Gänze abgedruckt ist) – einzelne Abschnitte aus den auch antiquarisch kaum mehr greifbaren Hauptwerken Wahles, die sowohl seinen Standpunkt in der betreffenden Frage als auch seine besondere Art zu denken, zu argumentieren und zu schreiben besonders deutlich erkennen lassen. Von meinem ursprünglichen Plan, auch ein paar kleinere Arbeiten aus dem mir anvertrauten Nachlaß Wahles aufzunehmen, habe ich nach reiflicher Überlegung Abstand genommen, da sie, verglichen mit den von Wahle selbst veröffentlichten Werken, doch verhältnismäßig unbedeutend sind, jedenfalls keine neuen Gesichtspunkte bieten. Der Titel des Buches („Vom wahnhaften Wissen zum wahrhaften Nichtwissen“) soll Wahles Auffassung vom Sinn und von der Aufgabe der Philosophie verdeutlichen: Philosophie als Weg zum Sich-selbstverstehen des menschlichen Geistes im Sinne HEGELS (auch wenn dieser zu einem kontradiktorischen Ergebnis kam).

Mögen geneigte Leser finden, daß Richard Wahle auch uns Heutigen noch etwas zu sagen hat, und es nicht bereuen, in seine faszinierende Gedankenwelt eingedrungen zu sein! Mögen seine eminent scharfsinnigen Analysen und seine interessanten Gedankenbauten erneut ihre Stunde finden!

Herbstäquinoktium 1978

FRANZ AUSTEDA

Inhalt

„Mögen die Ausführungen dieses Buches als Versuch genommen werden, inmitten der von allen Stellen rauschenden, Höhlen, unsinnigen, lächerlichen Deklamationen, manche Wirklichkeit ernst zu begreifen“

(Entstehung der Charaktere, S. 388)

Einführung	1
Das Wirkliche und das Wirkende	9
Die Vorkommnisse	9
Die Urfaktoren	11
Die getrennten „Ich“	36
Gehirn und Empfindung	44
Wahrheiten und Weisungen	54
Logik	54
Glaube	57
Biologie	62
Physik und Chemie	70
Grundbegriffe	70
Anwendungen der Grundbegriffe	77
Psychologie	94
Erkenntniskritische Reinigung der Psychologie	94
Anthropologische Psychologie	107
Psychologischer Experimentalismus	119
Experimentelle Pädagogik	125
Ästhetik	128
Ethik	134
Charakterlehre	150
Unsere Aufgabe	150
Die psychischen Konstellationen als Früchte der Hirnfunktionen	157
Die Charakter-Grundeigenschaften	170
Motorische Reaktion	171
Motorische Aktion	179
Modalität der sensorischen Felder	189
Kurzes Exempel der kausalen Betrachtung von Charakteren	194
Kombinationen der Grundeigenschaften	196
Über wechselseitige Felderbeeinflussung	198
Sexualität – kein Charakterfaktor	212

Charakterologische Winke	217
Erklärung zahlreicher Charaktereigenschaften	221
Buntes Aufscheinen der physiologischen Charakterfaktoren	221
Über den Prozeß musikalischer Erfindung	247
Die Frau	263
Im Reich zufälliger Vorstellungen	275
Liebe	277
Charakterisierung Goethes	291
Fröhliches Register der paar philosophischen Wahrheiten	309
Ein wenig Logik	309
Abbau der Psychologie	310
Aufbau der Psychologie	313
Selbstbetrug durch „Vorstellung“	315
Jenseitiges	316
Fortsetzung der sogenannten Metaphysik	318
Der simple psychische Betrieb	319
Anhang zum psychischen Mechanismus (Traum, Charakter, Psychiatrie)	322
Ethik und Beschluß	325
Personenregister	329

Einführung

„Wenn auch meine Philosophie nicht hinreichend, etwas Neues auszufinden, so hat sie doch Herz genug, das längst Geglaubte für unausgemacht zu halten.“

(Lichtenberg)

„Die eine Hälfte der Welt lacht über die andere, und Narren sind sie alle.“

(Gracián)

Richard Wahle wurde am 14. Februar 1857 in Wien geboren. Seine Studien an der Wiener Universität führten ihn über die Jurisprudenz einerseits und die Naturwissenschaften (Anatomie, Physiologie und Chemie) andererseits zur Philosophie. 1882 promovierte er zum Dr. phil., 1885 habilitierte er sich an der Universität Wien als Privatdozent für Theoretische Philosophie, 1890 wurde seine Venia legendi auf das Gesamtgebiet der Philosophie erweitert. 1894 wurde er als Außerordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Czernowitz berufen, 1896 zum Ordentlichen Professor ernannt. 1917 ließ er sich aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand versetzen. Von 1919 bis 1933 lehrte er wieder als Privatdozent an der Universität Wien, 1920 übernahm er einen Lehrauftrag für Rechtsphilosophie. Am 21. Oktober 1935 ist Richard Wahle im Wiener Allgemeinen Krankenhaus den Folgen eines am 17. Oktober erlittenen schweren Unfalls (mit Schenkelhalsbruch) erlegen. Wahle war unverheiratet geblieben.

An der Wiener Universität hat Richard Wahle über folgende Themen Vorlesungen gehalten:

Psychologie (Grundzüge der Psychologie, Physiologische Psychologie, Anwendungen der Psychologie, Über die Charaktere, Die seelischen Störungen), Enzyklopädie der Philosophie (Das Ganze der Philosophie, System der Philosophie), Weltanschauung, Lebensführung, Metaphysik, Erkenntnislehre (Logik, Dialektik), Religionsphilosophie, Philosophie der schönen Literatur, Philosophiegeschichte (Spinoza, Die natur-, kunst- und sozialphilosophischen Anschauungen der romantischen Denker).

Von Richard Wahles Publikationen, die sich allesamt durch eine besondere Originalität der Gedankenführung, eine solide wissenschaftliche Fundierung und einen ungewöhnlich lebendigen Stil auszeichnen, sind vor allem zu nennen:

- „Gehirn und Bewußtsein (Physiologisch-Psychologische Studie)“, Wien 1884 (Habilitationsschrift)¹)
- „Das Ganze der Philosophie und ihr Ende (Ihre Vermächtnisse an die Theologie, Physiologie, Ästhetik und Staatspädagogik)“, Wien/Leipzig 1894, 2. Aufl. 1896
- „Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie“, Wien/Leipzig 1899
- „Über den Mechanismus des geistigen Lebens“, Wien/Leipzig 1906
- „Josua (Ein frohes Evangelium aus künftigen Tagen)“, München 1912, 2. Aufl. 1928
- „Die Tragikomödie der Weisheit (Die Ergebnisse und die Geschichte des Philosophierens)“, Wien/Leipzig 1915, 2. Aufl. 1925
- „Entstehung der Charaktere“, München 1928
- „Grundlagen einer neuen Psychiatrie“, Wien 1931
- „Fröhliches Register der paar philosophischen Wahrheiten“, Wien/Leipzig 1934

Dazu kommen noch folgende kleinere Arbeiten:

- „Über die Vorstellung des Gegenstandes nach KANTS Kritik der reinen Vernunft“, Wien 1882 (Dissertation)
- „Beschreibung und Einteilung der Ideen-Assoziationen“ (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, Bd. 9), 1885
- „Eine Verteidigung der Willensfreiheit“ (Zeitschrift für Philosophie, Bd. 92), 1887
- „Über die geometrische Methode des Spinoza“ (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften), 1888
- „Über das Verhältnis zwischen Substanz und Attributen in Spinozas Ethik“ (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften), 1889
- „Die Glückseligkeitslehre der Ethik des Spinoza“ (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften), 1889
- „Zur Psychologie der Frage“ (Zeitschrift für Psychologie, Bd. 1), 1890
- „Geschichtlicher Überblick über die Entwicklung der Philosophie bis zu ihrer letzten Phase“, Wien/Leipzig 1895
- „Die Ethik Wundts“ (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, Bd. 21), 1897

¹ Es ist bezeichnend, daß z. B. in einem Werk des Anatomen HARTWIG KUHLENBECK mit dem gleichen (!) Titel (englisch 1957, deutsch 1973, Berlin) die Arbeit Wahles nicht einmal erwähnt ist!

- „Über den gegenwärtigen Zustand der Psychologie“ (Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, Bd. 16), 1898
- „Ideen zur Organisation der Erziehung“ (Die Gegenwart, 30. Jg., Nr. 28), 1901
- „Vorschlag einer universellen Mittelschule“, Wien/Leipzig 1906
- „Die Auflösung des Subjektivismus“ (III. Internationaler Philosophischer Kongreß, Heidelberg), 1908
- „Ein Weg zum ewigen Frieden“ (Der Aufstieg, I. Wien 1917)
- „Aphoristische Gedanken über Prinzipien der strafenden Gerechtigkeit“ (Die Zukunft des Strafrechts, Berlin/Leipzig 1920)
- „Aus der Zukunft der Ethik“ (Ethik der Zukunft, Leipzig 1922)
- „205 anregende Fälle von Gerade- und Krumm-Denken (Eine praktische Logik)“, Wien/Leipzig 1923

Die berechtigte Forderung, daß der Philosoph „Generalist“, „Universalist“ zu sein habe, wurde von Richard Wahle, dem die seltene Gabe der Synopsis zuteil ward, in vorbildlicher Weise erfüllt. Das bezeugen sein erstaunlich weiter philosophischer Horizont, das auffallend breite Spektrum seiner wissenschaftlichen Interessen und die bewundernswerte Vielschichtigkeit seiner Denkbestrebungen: Kein philosophisches Problem, das ihn nicht gefesselt, mit dem er sich nicht engagiert auseinandergesetzt hätte!

Besonders bekannt geworden ist Wahle durch seine unerbittlich scharfe Kritik an der traditionellen Philosophie, vor allem an der Metaphysik, in der er „eine der gefährlichsten Brutstätten der Phrase“ sieht: Ein absolut wahres Wissen, wie es die Metaphysiker erstreben und gewinnen zu können behaupten, kann es nicht geben, da sich alles Wissen im „Gegebensein einer Vorstellung in ihrer Abhängigkeit vom Ich“ erschöpft, niemals jedoch eine an sich existierende Wirklichkeit erkannt werden kann. Dem herkömmlichen philosophisch-metaphysischen „Wissenswahn“ setzt Wahle seine positivistische „Vorkommnis-Philosophie“ entgegen, derzufolge ausschließlich das „Gegebene“ den allein zulässigen Ausgangspunkt des philosophischen Denkens bildet: Empirisch „gegeben“ aber sind nur freischwebende, flächenhafte, passive, kraftlose „Vorkommnisse“ (Wahrnehmungs- und Vorstellungsinhalte), die ihrerseits wieder Effekte unbekannter „wahrhaft wirkender substanzial-kraftvoller Urfaktoren“ sind; diese „Urfaktoren“ (ein Kernbegriff aus Wahles Denkwelt!) bleiben für immer verborgen und sind grundsätzlich unerkenntlich. Dieser erkenntnistheoretische Standpunkt Wahles, auch als „anti-subjektivistischer Produkt-Objektivismus“ oder „agnostischer

Produkt-Realismus“ bezeichnet, liegt jenseits der Gegensätze von Materialismus und Spiritualismus, Realismus und Idealismus (Phänomenalismus), Objektivismus und Subjektivismus: Alle diese Auffassungen hält Wahle für verfehlt, da die Dinge weder „Sein“ noch „Erscheinung“, sondern einfach Komplexe von „Vorkommnissen“ sind, und da Subjektives und Objektives identisch sind, indem uns eben nur „neutrale“ Vorkommnisse gegeben sind. Wahles antimetaphysisch-skeptischer Agnostizismus führt somit vom „wahnhaften Wissen“ zum „wahrhaften Nichtwissen“, erinnernd an des Cusaners „docta ignorantia“, dem einzigen erreichbaren Ziel redlichen philosophischen Denkens: Philosophie als Weg vom wahnhaften Wissen zum wahrhaften Nichtwissen!

An die systematische Kritik der Philosophie durch Richard Wahle in seinem Buch „Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Ihre Vermächtnisse an die Theologie, Physiologie, Ästhetik und Staatspädagogik“ schließt sich bruchlos seine historisch zentrierte Philosophiekritik in dem Werk „Die Tragikomödie der Weisheit. Die Ergebnisse und die Geschichte des Philosophierens“. Doch wie sich zweifellos gegen manche mehr oder weniger einseitige philosophische Positionen Wahles Einwände erheben lassen, so wird wohl auch nicht jeder die gewiß nicht immer gerechten philosophiegeschichtlichen Werturteile, z. B. die über KANT oder NIETZSCHE, ohne weiteres unterschreiben wollen. Jedenfalls hat sich Wahle als Philosophiehistoriker nicht mit einer steril sich selbst genügenden Geschichtsforschung zufriedengegeben, sondern sich stets kritisch mit der geschichtlichen Entwicklung der Philosophie auseinandergesetzt, in bemerkenswert fesselnden Darstellungen, immer „con brio“: Philosophie im Genuß ihrer eigenen Geschichte aufgehen zu lassen, war ihm einfach zuwenig. Nun ist die anscheinend vernichtende Kritik, die Wahle an der Philosophie übt, allerdings doch nur scheinbar eine solche: Wer Wahle richtig zu lesen versteht, der mit seiner düsteren Prognose vom „Ende der Philosophie“ nur eine bestimmte, nämlich die leider auch für unsere Zeit wieder charakteristische Art zu philosophieren vor Augen hatte, wird wohl nicht so skeptisch und pessimistisch urteilen und Wahles Wort nicht für das letzte halten: höchstens hinsichtlich der Pseudo-Philosophie „moderner“ Gelegenheitsdenker, die z. B. in grenzenloser Naivität Erfahrungswissenschaft und Theologie zu „integrieren“ versuchen und nicht merken, daß sie nicht mehr bieten als sinnleeres Gerede. Daß es mit der zweieinhalbtausend Jahre alten Philosophie langsam, aber dafür umso sicherer zu Ende gehe, ist oft genug behauptet worden; wie oft schon wurde der Philosophie der Abschied gegeben, wie oft schon hat man Abschied von ihr genommen! Nekrologe auf die Philosophie sind in den letzten Jahrzehnten nicht gerade selten erschienen: von so verschieden gearteten Denkern (um nur ein paar zu nennen) wie MARTIN HEIDEGGER (für den . . . „die Philosophie am Ende ist“ . . . – natürlich mit Ausnahme seiner eigenen!), MAX

HORKHEIMER, LUDWIG WITTGENSTEIN (der die Philosophie sich selbst behandeln sieht, wie man eine Krankheit behandelt) bis zu ERIC WEIL („Logique de la philosophie“, 1950), RUDOLF ZOCHE („Philosophie in Begegnung mit Religion und Wissenschaft“, 1955), JEAN-FRANÇOIS REVEL („Pourquoi des Philosophes?“, 1957), LEO KOFLER („Das Ende der Philosophie“, 1961), CLAUDIUS GROSSNER („Verfall der Philosophie“, 1971), PAUL FEYERABEND (der ihr „nutzlose Ratiomanie“ vorwirft) und dem jüngst erschienenen „Mythos Philosophie“ (1976) von WILLY HOCHKEPPEL wurden immer wieder „Beweise“ für die unbehebbar Zerrissenheit der Philosophie infolge des Kampfes aller Philosophen gegen alle, für die unaufhaltsame Emanzipation der Fachwissenschaften und für die mörderische Selbstzerstörung, Selbstvernichtung, Selbstauflösung und Selbstaufhebung der Philosophie, kurz: das Debakel von zwei Jahrtausenden abendländischer Philosophie, angeboten. Diese heute so beliebte These vom Ende, zumindest aber von einer permanenten Krise der Philosophie ist für den, der Wahles Philosophiekritik kennt, durchaus nicht neu; auch das war also (wie so vieles „Moderne“) schon da, und zwar weitaus besser; denn an Wahles Priorität ist nicht zu zweifeln: Er hat als erster Philosoph das „Selbstproblem“ der Philosophie (Wozu überhaupt Philosophie?) mit einer bis dahin nicht gekannten Radikalität aufgegriffen und, wenn auch gewiß da und dort über das Ziel schießend, die seiner Meinung nach moribunden philosophischen Ideenfolgen mit imponierender Denkeenergie sowohl systematisch-kritisch als auch historisch-kritisch durchleuchtet und verabschiedet. Doch Wahles philosophischer Desillusionismus war nicht total: So erbarmungslos er auch den Sinn und damit die Existenzberechtigung der herkömmlichen Philosophie in Frage gestellt hat, so überzeugt war er doch auch von der Notwendigkeit des Philosophierens in einem strengerem Begriffe des Wortes; natürlich nicht im Sinne der von ihm als unhaltbar durchschauten Tradition, wohl aber in Form der „definitiven“ Philosophie mit ihren zwar wenigen, dafür aber ebenso unerschütterlichen wie unentbehrlichen Deutungsmustern und Wertvorstellungen, wie sie im „Fröhlichen Register der paar philosophischen Wahrheiten“, der letzten und zugleich bündigsten Zusammenfassung seiner Gedanken, zu finden sind. Nicht philosophisches Denken überhaupt hielt Wahle für einen obsoleten Anachronismus, sondern die aufgeblasene Rhetorik, den Wortfetischismus, das sinnlose Geschwätz und den leeren Wortstreit in der überkommenen Philosophie!

Als Psychologe lehnt Wahle, ein Meister der Selbstbeobachtung und -analyse, jede Art von Seelenmetaphysik und Vermögenspsychologie, aber auch die sogenannte „Tiefenpsychologie“ des Unbewußten (die Psychoanalyse) entschieden ab. Eine zureichende Erklärung der seelischen Vorgänge und Zustände kann nach Wahles Überzeugung nur durch ihre Beziehung auf die entsprechenden physiologischen Voraussetzungen erfolgen; selbständige psychische Einheiten (wie das „Ich“), Kräfte, Akte und Vermögen gibt es nicht, sol-

che werden nur durch eine mangelhafte psychologische Analyse und eine oberflächliche Ausdrucksweise vorgetäuscht: So ist z. B. das „Ich“ weder Substanz noch Kraft, überhaupt nichts Selbständiges, Einfaches, Aktives, sondern nur die Bezeichnung für eine gewisse Sphäre von Vorkommnissen; und der „Wille“ etwa ist „die, unter Begleitung von Vorstellungen, nach einer Konkurrenz von Reflexbewegungen stabil gewordene Reflexbewegung“. Besonderen Wert legt Wahle auf eine möglichst tiefdringende Analyse des seelischen Geschehens, das im wesentlichen in „additiven Reihen“ verläuft, wobei neben der Assoziation der sogenannten „Konstellation“, d. h. dem jeweiligen Erregungszustand des Gehirns, wesentliche Bedeutung zukommt und der Anteil der Organempfindungen und Leibesstimmungen sowie der Motorik an den Denk-, Gefühls- und Willensprozessen beträchtlich ist. In den Gehirnvorgängen sieht Wahle die Antezedentien bzw. Repräsentanten der Bewußtseinsvorgänge, wobei der jeweiligen molekularen Modifikation des ganzen spezifischen Gehirngbietes die konkrete Eigenart der betreffenden Vorstellung entspricht. Allerdings ist auch das Gehirn nicht die „Ursache“ der Vorkommnisse bzw. Erlebnisse, sondern nur das „obligatorische Mitvorkommnis“ aller Vorkommnisse. Auch die psychopathologischen Erscheinungen lassen sich ebenso wie die Entstehung und der Aufbau der Charaktere nur physiologisch verstehen, und zwar aus dem mehr oder weniger gestörten oder ungestörten Zusammenwirken ganz weniger elementarer Hirnfunktionen, nämlich „R“ (der habituellen allgemeinen Reaktionsweise des Gehirns, der reaktiven Sensitivität, die positiv-aufnehmend oder negativ-abwehrend sein kann), „M“ (der starken oder schwachen Innervationsmotorik des Gehirns), „I₂“ (der reichen oder armen sekundären Ideenassoziation) und „Mi“ (der mehr oder weniger strengen Kontrolle der I₂-Abläufe durch Vergleich mit der Wirklichkeit, d. h. den primären Eindrücken „I₁“). Es ist bemerkenswert, daß Wahle in seinen Untersuchungen nicht wenige neuere Ergebnisse der Gehirnforschung mit untrüglichem Flair antizipiert hat, daß seine nachdrückliche erkenntnistheoretische Forderung nach Aufdeckung des Gehirn-Chemismus und seiner Defekte sowie seine grundlegenden Einsichten in die biochemische Ätiologie z. B. der Affektpsychosen durch überzeugende Erfolge der Hirn-Chemie, etwa in der medikamentösen Behandlung der Schizophrenie, jüngst erst wieder glänzend bestätigt wurden. Auch ein so renommierter Psychiater wie ERWIN STRANSKY hat Wahles „psychochemische“ Überlegungen für sehr beachtenswert gehalten.

Wahles geistvolle kultur- und geschichtsphilosophische Ausführungen schließlich sind ebenso skeptisch-pessimistisch gefärbt wie seine Auffassung von der intellektuellen Fähigkeit und vom ethischen Wert des Menschen. Moral muß daher den Menschen autoritativ befohlen werden; die einzige wirkungsvolle Ethik ist demnach die imperative. In dieser Sachlage gründet die pädagogische Mission des Staates. Wahles Ideal ist eine Welt, in der

Vernunft und Moral obsiegen. Der Sinn des Daseins ist für Wahle durch die Tatsache verbürgt, daß es Liebe, Freude und Schmerz gibt. Höchste Lebensweisheit und Lebenskunst verwirklichen sich für ihn in der Erfüllung der Forderung, in edler, illusionsfreier, resignierender Bescheidenheit fröhlich zu sein . . .

Obwohl Richard Wahle, wie ROBERT REININGER in seinem Nachruf (Rektorsratsbericht der Universität Wien, 1935/36) hervorhebt, als „ein Denker von ausgeprägter Eigenart und vorbildlicher Klarheit, der in stiller Forscherarbeit die Sinnerfüllung seines Lebens fand“, sich durch „größte Bescheidenheit und weitestgehende Duldsamkeit für jede ihm fremde Geistesart“ auszeichnete,¹⁾ blieben gerade ihm bössartige Anfeindungen, unerquickliche Kontroversen, ja heftigste Polemiken nicht erspart. Auch hatte er sich in seinen auffallend „nackten“ Publikationen – ohne Anmerkungen, ohne Literaturhinweise – kaum jemals expressis verbis in Auseinandersetzungen mit anderen Autoren eingelassen, wenngleich er freilich in der Kritik der ihm als unhaltbar erscheinenden Auffassungen auch kein Blatt vor den Mund genommen hat. „Höflichkeit gegen Männer, aber keine gegen Theorien!“, war sein Wahlspruch; wurde er aber persönlich angegriffen, so scheute er sich auch nicht, in die Arena zu steigen. Insbesondere die Neukantianer KUNO FISCHER und BRUNO BAUCH jedenfalls meinten, dem (von ihrem orthodoxen Standpunkt aus gesehen!) „Anti-Kantianer“ Wahle hart zusetzen zu müssen; so wirft ihm z. B. jener Allgewaltige in starrköpfigem Unfehlbarkeitsdünkel ohne sachbezogene Argumentation (um Wahles Versuch zu diskreditieren, „den nackten Naturalismus und Positivismus Spinozas nachzuweisen“, also dessen Lehre nicht wie üblich als Pantheismus, sondern als Naturalismus und Atheismus zu interpretieren) einfach „sehr verkehrte Ansicht“ vor (K. FISCHER, „Spinoza“, 1897⁴, S. 350), während dieser in einer höchst unfreundlichen Rezension der „Tragikomödie der Weisheit“ in gereiztem Ton meint: „Das Buch will die Menschheit von der Philosophie befreien. Ich habe den weniger anspruchsvollen Wunsch, die Menschheit möchte von diesem Buche befreit bleiben“ (Kant-Studien, Bd. XXI, 1916, S. 335). Auch pamphletistische Angriffe zog Wahle auf

¹⁾ CARL SIEGEL, jüngerer Kollege Wahles in Czernowitz, hat z. B. einmal erzählt, daß Wahle als Prüfer nie das Herz gehabt hatte, einen Kandidaten durchfallen zu lassen. – Und FRIEDRICH FLINKER (im unter Fußnote 2 angeführten Buch, S. XII f.) sagt über Wahles Wirken an der Universität: „Richard Wahle war mein Lehrer auf der Hochschule. Die Stunden, die ich zu seinen Füßen verbracht habe, gehören zu den schönsten meines Lebens . . . Was mir Wahle im Kolleg bot, war unendlich mehr als das, was ich aus seinen Büchern herausholte. Ich habe hier einen großen Denker in seinem Schaffen beäugelt. Sein Kolleg, das war ein Kämmerchen in der Werkstätte seiner Gedanken . . . und die Worte, die er sprach, . . . das waren die schmerzlichen Fragen und die erlösenden Vorstellungen des Forschers.“

sich.¹⁾ Doch philosophischer „Stellungswechsel“ war Wahles Sache nicht. Auch er blieb in seinen apologetischen Repliken der etablierten Schulphilosophie nichts schuldig, auch er hat so manchen seiner arroganten Gegner schonungslos „frikassiert“, wobei ihm ein überaus fein entwickelter Sinn für alle Spielarten der Ironie sehr zustatten kam (Beispiele finden sich in allen seinen Veröffentlichungen und daher auch im vorliegenden Band in Fülle!). – Doch genug! Nun komme endlich Richard Wahle selbst zu Wort . . .

¹⁾ Z. B. von HANS LIEBSTOECKL, „Der Antiphilosoph“ (Pester Lloyd v. 19. 11. 1915). – Hingegen sehr positiv: FRIEDRICH von KLEINWÄCHTER in der Wiener Zeitung v. 21. 11. 1915. – In der „Mitte“ etwa: KARL JENTSCH in „Die Zeit“ v. 28. 11. 1915. – Als nicht uninteressant mag in diesem Zusammenhang erscheinen, daß über Richard Wahle fast keine Sekundärliteratur existiert; lediglich: SOPHUS HOCHFELD, „Die Philosophie Richard Wahles und Johannes Rehmkes Grundwissenschaft“, Potsdam 1926; FRIEDRICH FLINKER, „Die Zerstörung des Ich (Eine kritische Darlegung der Lehre Richard Wahles)“, Wien/Leipzig 1927; SIEGMUND BUCHTA, „Wahrheit und Weisung. Die Philosophie Richard Wahles“, Wien 1950 (Diss.). – Schließlich sei auch noch darauf hingewiesen, daß Wahle in der gesamten seither erschienenen philosophischen Literatur kaum irgendwo mit Zustimmung erwähnt, geschweige denn zitiert ist, daß sein philosophisches Werk, wie bereits im Vorwort ausgeführt, merkwürdig resonanzlos geblieben ist (Ausnahmen: ERNST MACH, JOHANNES REHMKE, FRIEDRICH JODL, ADOLF STÖHR, JULIUS SCHULTZ, THEODOR ZIEHEN, ROBERT REININGER, HEINRICH GOMPERZ, KARL RÖRETZ).

„Der menschliche Geist ist nichtig und oberflächlich. Welch kleinen Raum im Universum nimmt der Geist ein! Er ist nur wie eine Pflanze, in der sich Sterne spiegeln.“

(Über den Mechanismus des geistigen Lebens, S. 2)

Das Wirkliche und das Wirkende¹⁾

Die Vorkommnisse

1. Das Geistige im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist jedenfalls nicht wie das Körperliche etwas Wägbares und von einem Orte zum anderen Tragbares; andererseits steht es gewiß zu Körperlichem, sagen wir kurz zu Nerv und Hirn, in Beziehung. Für den, der die Ursache der psychischen Veränderungen erkennen will, für den wahren Psychologen also, ist es nicht möglich, auf seinen Forschungswegen sich Scheuleder anzulegen, um von den Fragen der allgemeinen philosophischen Spekulation nicht irritiert zu werden; er muß über die gebräuchlichen Begriffe Geist und Körper eine klare, richtige Meinung haben, er muß über die Grundelemente des Universums orientiert sein und er kann diese Orientierung auch wieder nicht unternehmen, wenn er nicht über die Sicherheit oder Unsicherheit seines Erkennens überhaupt orientiert ist. Deshalb müssen wir, wenn wir das kleine Fleckchen der Welt, wo psychische Erscheinungen stehen, richtig ansehen wollen, die Prinzipien des Daseienden zu verstehen suchen, von denen alles und auch jenes Fleckchen getragen wird. Deshalb sagten wir, wir müßten die psychischen Erscheinungen in der Stellung anzusehen suchen, welche sie im Ganzen einnehmen. Und erst, nachdem wir uns durch dunkle, tragende Schichten hinaufgerungen haben, kommen wir auf das Niveau des sogenannten Psychischen, das wir allerdings auch zunächst und ohne Umwege hätten betrachten können, wie Kinder, die Blumen betrachten, dem aber von Rechts wegen nur eine solche Betrachtung gebührt, wie sie Physiologen und Chemiker den Blumen widmen müssen, nämlich als Gewordenes, Ernährtes und Wurzelndes.

2. Endlich muß das Denken doch in den Zustand der männlichen Reife und sicherer Realität treten, nachdem es in den Jahrtausenden seiner Kindheit von Materie und Seele, Außen und Innen, Sein und Wissen geträumt und gefaselt hat.

¹⁾ Aus: Über den Mechanismus des geistigen Lebens; Verlag Braumüller, Wien, 1906; S. 34–92.

Vorkommnisse als wirkliche Produkte – nicht als Phänomene anzusprechen – sind da; der Rest ist Schweigen.

Wir müssen tief und mit starken Gefühlen davon überzeugt sein, daß wir über die wahren Faktoren des Seins nichts wissen können – soviel wie nichts; aber wir können durch die richtige, absolute Kritik für alle Zeit von hundert zufälligen Wahngelbilden geschützt werden. Und schließlich wissen wir sogar doch noch etwas mehr als gewisse, scheinbar ganz vorsichtig sich gebärdende Realisten uns zu wissen erlauben wollen. Wenn nun einer aber zu Boden gedrückt wird durch das Scheitern der teuern menschlichen Hoffnungen auf Wissen und mit Selbstverhöhnung das Minimum von Erkenntnis erblickt, das aus den Niederlagen der ausgreifenden Phantasie gerettet wurde, da kann es ihn reizen, in bitterer Selbstironie die paar Fetzen von Wahrheiten, die wir in Händen halten, als kostbare Güter auszustellen und die Ignoranz als Erleuchtung anzubieten. In diesem Sinne möge man die folgenden Orakelsprüche, die Offenbarung Mephistos, wie erfolgt unter dem furchtbaren Getöse von Kindertrompeten, hinnehmen. Man möge sich nur kurze Zeit gedulden, bis das Erklärungsbedürftige erklärt wird. Man halte sich noch bis zur Entgegennahme unserer Beweise von der Kritik unserer Erkenntniskritik zurück. Es ist schwieriger zu verstehen als zu kritisieren.

3. Das aber ist die Offenbarung der rücksichtslosen Erkenntnis-Kritik. Auch zur Zeit, da Sehen und Hören und Tasten und alle Sinne und Hirn nicht waren und nicht sind und ruhen, war etwas und ist etwas. Dieses ist so, wie es in sich und an sich ist, nicht wie es für jemanden, der es betrachtete, wäre. Und so an sich ist es unwißbar und ungewußt. Aber wer darf sagen, daß es unbewußt ist? Es ist das Ding an sich, die Macht an sich, oder die Masse, das Reich der Dinge an sich.

Auch zur Zeit, da Sehen und Hören und Tasten und Sinne und Hirn nicht waren und nicht sind und ruhen, webt es und wechselt es im Reiche des Dinges an sich. Immer ist etwas gewesen und geworden, auch bevor ein Auge sich öffnete, und wenn sich alle Augen geschlossen haben, immer ist das Reich der Machtfaktoren. Es sind Veränderungen. Darum kann im Reiche dieser Urfaktoren nicht alles immer gleichförmig sein, denn dann wäre ja überall Ruhe; sondern es muß dort eine Spaltung sein, etwas, was zur Veränderung reißt.

Immer war Umgestaltung im Reiche der Urfaktoren, im alten Reiche, auch ehe die Farben aufblitzten. Was aber ist da geschehen, als Oberflächen da waren und getastete Flächen und Leiber und Körper mit Flächen in allen Sternräumen? Durch die Urfaktoren sind sie hervorgebracht worden! Sie werden hervorgebracht durch die Kraft und sind aber ohne Kraft.

Schließt alle die Augen und vergeßt an euch, und siehe, die ganze Flächenwelt und der Leib ist nicht mehr. Aber die Urfaktoren und die Welt der Macht besteht weiter. Also ist diese weite Flächenwelt durch die Menschensinne und

was zu ihnen gehört, durch Nerven und Hirn geschaffen? Nimmer könnte das sein. Denn diese Sinne und Leiber, so wie ihr sie eben kennt und benennt, sind nicht Dinge an sich, sondern ebenso wieder nur Dinge für die Sinne. Und so wie sie für euch da sind, als das, was sie für euch da sind, sind sie ohne Macht. Nur als das, was sie nicht für euch sind, als das, was sie an sich sind, als das Unbekannte, sind sie eine Macht.

Den gesehenen Sinnen und dem Gehirn, ohne welche die anderen Flächen, als sinnlich Seiendes, nicht sind, entspricht ein Teil des Reiches der Urfaktoren, auf das die Sinne und das Hirn weisen, zu dem aber kein Weg führt. Zu diesem den Sinnen- und Leibesflächen und dem Gehirn entsprechenden unbekanntem Teile hat sich das alte Reich der Urfaktoren gestaltet, in seinem Reiche dieses Reich abgegrenzt, und mit ihm wird durch die anderen Urfaktorenteile die glänzende Flächenwelt, die Erde und die blinkenden Sterne erzeugt, und die kleinen, schwachen Flächen, die ihr Erinnerungen und Phantasien nennt. Das neue helfende Reich war immer im alten und schlief nur. Im Faktorenreich an und für sich herrscht die Mannigfaltigkeit, in dieser Mannigfaltigkeit besteht es, bis ein Teil mit dem anderen Teil zusammenwirkt und so die Farben und Töne und das Harte und die farbigen und ausgedehnten Sinne und Leiber erschafft.

Es gibt nicht Materie und es gibt nicht Geist, sondern nur Urfaktoren und flächenhafte Vorkommnisse, Urprodukte. Nicht aus ohnmächtigen Sinnen und dem ohnmächtigen Hirn kann die Flächenwelt entstehen; Sinne und Hirn gehören ja selbst zur Flächenwelt und werden gleichzeitig mit ihr erzeugt aus dem Zusammenstoßen, der Zusammenflechtung des alten und neuen Teiles des Reiches, des düsteren und des frohen, des väterlichen und des mütterlichen und ihres Wechselwirkungswerkes.

Lassen aber die wechselwirkenden Faktoren voneinander ab, dann ist die hervorgebrachte Flächenwelt sofort wieder dahin und bestehen bleiben nur die Urfaktoren.

Haben die Faktoren die verschiedenen Teile in sich, oder sind die Teile geschieden, ist in jedem Faktor das alte und das neue Werk oder in verschiedenen? Ihr wißt es nicht. Ist das jäh Geschaffene und das jäh Zurückgenommene – die Fläche – von der Art des Schaffenden oder nicht? Ihr wißt es nicht. Ist das Zurückgenommene vergangen oder in irgend einer Form aufbewahrt? Ihr wißt es nicht. Welche Teile den größten Anteil am Werke der Flächen haben? Ihr wißt es nicht.

Wie immer dein Leib steht oder lagert, wie immer dein Sinn gerichtet ist, so entsprechen ihm verschiedene Zustände in der Urfaktoren-Kraft-Welt. Und das Produkt aus den Urfaktoren, die Flächengestaltung, ist nicht immer gleich, jetzt eine große flammende Fläche, jetzt eine kärgliche, zusammengezogene, je nachdem die Faktorenteile innig vertraut oder gleichgültig gegeneinander spielen oder miteinander spielen.

Aber dasselbe Produkt wird auch oft erzeugt. Eben noch seht ihr mehrere die grünende Flur noch nicht; dann ist sie auch nicht; sondern statt ihrer sind nur Urfaktoren von gewisser Macht. Ihr gebraucht die Augen nicht, und niemand soll auf die Augen sehen; dann sind sie auch nicht als solche, und statt ihrer sind nur Urfaktoren von gewisser Macht. Auch eure Leiber wurden nicht gesehen; dann waren sie auch nicht, sondern Urfaktoren waren von gewisser Macht. Jetzt aber beginnt ein Teil der Urfaktoren mit dem anderen zusammenzuwirken, und hervorgebracht werden Augen und Leiber und die grüne Flur oftmals, und die Leiber oftmals in so vielen Werken, als eurer sind. Und da ist nun die Flur, nicht in eurem Auge und nicht in eurem Hirn, sondern dort, wo sie ist, ist sie, und dort, wo alle die Fluren sind, sind sie, und daneben sind die Augen und Leiber, wo sie sind.

Aber wie sich diese Gebilde verhalten zu den Faktoren, die sie jetzt gerade erschaffen und halten, das wißt ihr nicht; und wie sich die vielen Produkte unter sich verhalten, wißt ihr nicht. Und ob jemandem von euch nur ein Faktor im wirksamen Reiche zugehört oder eine Schar von Hunderten, das wißt ihr nicht. Und auch, ob vielleicht vielen von euch nur ein einziger Faktor gemeinschaftlich zugewiesen ist im Urfaktorenreiche, wißt ihr nicht.

Dann aber wird noch eine Art Werk hervorgebracht, das, was ihr Erinnerung nennt, und aus diesen beiden Werkarten, den ersten Gebilden, die ihr die Wahrnehmung nennt, und aus den zweiten, die ihr Erinnerung nennt, besteht euer Dasein. Denn auch was ihr Pläne, Hoffnungen und Erfindungen nennt, ist nur zerstückelte und zusammengestückelte Erinnerung. Welche aber und wie die Faktorenteile sind, die die Erinnerungsprodukte tragen, wißt ihr nicht. So ist es gesprochen.

4. Nun folgt zu diesen Enthüllungen und Verhüllungen der Kommentar und die evidente Lehre, durch welche Materialismus, Spiritualismus, Monismus und Idealismus hinweggeräumt und der Positivismus geklärt und ergänzt wird.

Wer geglaubt hat, daß in den eben erklungenen Emanationen ein Schwelgen in Mystik stecke, der müßte es sich gefallen lassen, als düpiert betrachtet zu werden. Willig und gern geben wir Raum der Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem tiefsten Wesen alles Seienden. Nur erhält diese Sehnsucht leider von keiner Seite Andeutung über die volle Natur der ersehnten Macht, die zu schauen eben versagt ist. Und wenn einerseits die Möglichkeit, daß ein menschliches Gemüt in der Erkenntnis eines wahrhaften Kraftwaltens Entzücken finden könnte, nicht geradezu ausgeschlossen werden kann, so wäre andererseits doch auch eine Enttäuschung nicht ausgeschlossen. Was in unserem Kreise gelegen ist, ist bekannt; und sicher ist es, daß eben das Gegebene nicht die Fülle der Kraft enthält. Die Sehnsucht nach der Kraft, mit Ausschluß jeder Ahnung über deren Natur, wäre aber in ihrer grenzenlosen Vagheit und Unbestimmtheit eine ebenso unpraktische als unkünstlerische Stimmung. Solche Sehnsucht

hat nur eine vernünftige Aufgabe; diese liegt, bei der Unmöglichkeit der Erfüllung der Sehnsucht, nur in einem Umschlagen der Sehnsucht in die Ironie über die Vergeblichkeit unserer Wissenswünsche.

5. Nun ist es aber Zeit, daß wir uns zur Exegese jener Offenbarung wenden und alles entfalten, was in sie eingehüllt wurde. Die Erklärung aber wird Zweifaches enthalten, erstens den Hinweis auf die gangbaren Ansichten, die in unserer Magna Charta der Erkenntnisphilosophie zurückgewiesen werden, dann die Wahrheiten, die der jetzt gangbaren Erkenntniskritik noch verschlossen sind. Das ist der Ring Salomonis, durch welchen man Gewalt bekommt über alle Geister, über diejenigen, die zu viel, und über diejenigen, die zu wenig wissen wollen. Dann werden wir auf einem kurzen Gange durch Natur und Geist unsere Lehren synthetisch zusammenfassen und dabei hauptsächlich dem Interesse nach dem Zusammenhange zwischen sogenannter Empfindung und Gehirn Rechnung tragen. Biten aber möchten wir jetzt, daß man diese letzte Metaphysik und dann die neue Psychologie langsam lese, ohne verwirrende Eile, sich nur unbesorgt dem Flusse der Darstellung überantwortet und an den paar Ausgangspunkten der Reflexion die Worte genau nehme und dabei vorurteilslos seinen Blick auf die Dinge richte.

Die historischen Wissenschaften und das praktische Leben begnügen sich sehr häufig mit Wahrscheinlichkeit, Annäherungswerten, bloß plausiblen Annahmen, auch die Naturwissenschaft oft mit Hypothesen. In dem Philosophieren über die allgemeinsten Elemente des Daseienden, in der sogenannten Metaphysik und in der Erkenntnistheorie aber darf nur das absolut Sichere Raum finden. Wir werden also zuerst angeben, welche gangbaren Annahmen als unsicher absolut kein Vertrauen verdienen, dann aber zeigen, wie man manche Annahme, der von übertriebener Skepsis Mißtrauen entgegengebracht wird, für ganz sicher halten kann. Wir wollen zunächst die Stellen einzeln zeigen, worauf man den Fuß beruhigt setzen kann, doch soll man beim Hinweis auf diese Stellen noch nicht das volle Bild des ganzen Territoriums erwarten, das, im Zusammenschluß aller Positionen, vielmehr erst etwas später sich herausstellen kann. Wir müssen die in unklarem, vulgärem Denken wurzelnden Anschauungen ausrotten und die von einem unausgegorenen Skeptizismus übersehenen Wahrheiten einführen.

6. Die folgenden Ausführungen sind nichts als eine strikte Anwendung logischer Erkenntnispostulate. Aus der Sammlung des absolut sicheren philosophischen Wissens auszuschließen ist die Meinung, daß die Körperwelt, also von der Erde und ihren Bewohnern bis zu den Sternen, die Materie, so wie sie da ist, in der Form, in der sie da ist, das Kräftige sein könne, welches alle Veränderungen, Umstellungen, im allgemeinen also Bewegungen innerhalb ihrer zu bewirken imstande wäre.

Diese These wird jedem sofort evident werden, wenn er auf irgend einen speziellen Fall achtet, z. B. auf einen geworfenen, fliegenden Stein. Dieser Stein ist von gleicher Form, von gleicher meßbarer und wägbarer Beschaffenheit, ob er nun liegt oder fliegt. Folglich kann diese seine Beschaffenheit selbst nicht die Ursache der Flugbahn sein. Dasselbe ergibt sich natürlich, wenn wir die Betrachtung weiter auf denjenigen Körper lenken, welcher den Stein zum Fliegen gebracht hat; auch dieser Körper, die Hand etc. bleibt sich der Materie nach als ruhende und als bewegende gleich und kann also nicht in dieser gleichbleibenden Beschaffenheit die Ursache der Veränderung sein. Auch wenn man die arbeitende Hand und andere Muskeln der Materie nach, chemisch, anders sein läßt als die ruhende Hand, so ändert das nichts; denn mit dieser Betrachtung muß man selbstverständlicherweise bis zu dem Atom oder dem letzten Elemente zurückgehen, welches in Ruhe und Bewegung sich der Materie nach immer gleichbleibt. Welche Bewegung dieses Atoms man ins Auge fassen würde, sei es die Ortsveränderung, oder sei es eventuell jene Bewegung, welche beim Fühlen und Denken abläuft – immer wäre die materielle Erscheinung des Atoms in jeder Phase identisch und kann also als solche nicht die Ursache der Veränderung sein.

Natürlich kann man auch die Bewegung selbst nicht als die prinzipielle Ursache jeder Bewegung im allgemeinen ansehen. So würde man in einen unsinnigen logischen Zirkel geraten. Der Gedanke einer an sich bewegten Materie wird sofort behandelt werden.

Eine eventuelle Kraft an oder in der Materie wäre aber nicht mehr die Materie selbst! So ist demnach die Materie als sichtbares, ausgedehntes Ding nicht das Kräftige! Es ist also die Ursache der Veränderung unsichtbar und unbekannt.

Diese Ursache müßte nun durchaus nicht separat von der Materie existieren. Diese Ursache müßte auch nicht additiv an die Materie angeschlossen sein und von ihr trennbar sein; die Materie könnte wohl ihrem Wesen nach ganz und gar durchtränkt sein mit dieser Ursache der Veränderung. Aber dann wäre die Materie eben etwas ganz anderes als das, was von ihr erscheint. In diesem erscheinenden Teile allein jedoch kann sie also jedenfalls unmöglich die Ursache der Veränderung sein. Deshalb ist ganz sicher für wahr zu halten, daß die Materie so, wie wir sie erkennen, wie sie uns manifest ist, das Unkräftige ist.

7. Ferner ist der Gedanke absolut unzulässig, daß die Körperwelt, welche, in der Form, in der sie da ist, immer nur bei gleichzeitigem Vorhandensein der menschlichen Sinne und des Gehirns da ist, in der gleichen Form auch ohne Vorhandensein der Sinne und des Gehirns da sei. Es ist eben absolut richtig, daß, wenn A immer unter Bedingung des Bestandes von B existiert hat, jedes Recht zu der Annahme fehlt, daß A auch ohne Bestand von B existieren könne.

Selbst weitere Kreise haben sich jetzt schon ziemlich an den Glauben gewöhnt, daß die Körperwelt, welche ihre bunten Farben dann hat, wenn sie von einem normalen Auge angesehen wird, nicht für farbig gehalten werden darf, wenn kein Auge da ist. Natürlich könnte, auf Grund dieser noch unvollkommenen Betrachtung, die Körperwelt auch ohne Augenbestand immerhin noch da sein, aber sie müßte nicht mehr die Farbenform haben. Nun braucht man nur einen kleinen Kinderschritt weiterzugehen. Auch Töne müßten in dieser Welt nicht mehr sein, wenn kein Ohr da wäre; ohne Ohr müßte die Welt nicht mehr in der Form des Lauten da sein. Und nun noch einen kleinen Schritt weiter. Die Härte der Flächen der Welt ist ja als solche nur vorhanden, wenn ein berührendes Organ vorhanden ist. Fehlt dieses, dann hätte man auch gar kein Recht anzunehmen, daß die Härte im Sinne dieser Berührungshärte vorhanden sei. Es ist klar, daß wir durch diese Erwägung die Möglichkeit überhaupt, eine Welt anzunehmen, auch wenn keine Sinne wären, noch nicht verlieren würden. Aber wir haben durchaus kein Recht zu der Annahme, daß im Falle der Abwesenheit von optischen, akustischen und taktilen-Sinnen, dennoch die Welt in optischer, akustischer oder taktiler Form noch bestehe. Wir haben also gar kein Recht, anzunehmen, daß die an sich, ohne gleichzeitigen Bestand der Sinne bestehende Welt, in der Sinnenform, d. h. als ausgedehnte Flächen- und Körperwelt bestehen müsse.

8. Wenn wir, rein nur um abkürzende Namen anzuführen, hier vorübergehend Sinne und Gehirn das subjektive Element nennen, und den Bestand der Welt unter der normalen Koexistenz des subjektiven Elementes, die subjektive oder phänomenale, besser noch optisch-taktile Welt nennen, so müssen wir sagen: Wir haben absolut kein Recht zu der Annahme, daß die an sich bestehende wahrhafte Welt der subjektiven, phänomenalen, optisch-taktilen in irgendwelcher Form gleich oder ähnlich sei.

Wir heben es schon jetzt hervor: Unter phänomenalem Bestand verstehen wir nicht einen Scheinbestand oder trügerischen Bestand, sondern wir setzen den sinnlichen, optisch-taktilen Bestand als phänomenalen dem rein objektiven Bestande der Dinge gegenüber, wie sie ohne Mitwirkung der Sinne an und für sich in ihrer Bestandes- und Wirkungskräftigkeit sind. Wir haben jene Welt der Dinge an und für sich ihrer Kräftigkeit wegen – die später näher zu bezeichnen sein wird – die wahrhafte genannt. Das ist ein irreführender Ausdruck gewesen, wir hätten statt dessen sagen sollen, die gewaltige Welt. Denn auch die phänomenale Welt – das haben wir aber immer behauptet – ist genau so reell, genau so wirklich als nur irgendeine Wirklichkeit sein kann.

Man merke wohl: Es besteht absolut kein Recht, über die Form jener an sich existierenden, nicht sinnfällig gewordenen Welt, sich irgendwelche Gedanken zu machen. Man merke wohl, es wird auch durch gar keine Betrachtung die Wahrscheinlichkeit gewonnen, daß die Welt an sich auch ohne Sinne trotzdem

körperlich wäre. Die physikalischen und chemischen Betrachtungen über Moleküle, Atome gewähren für oder gegen eine solche Wahrscheinlichkeit auch nicht den geringsten Anhaltspunkt; auch nicht die moderne Annahme der Elektronen, welche etwa noch 2000mal kleiner sein sollen als ein Wasserstoffatom, und diejenige Materie sein sollen, welche mit elektrischen Ladungen versehen ist. Alle diese Begriffe bleiben ganz im Rahmen der sinnlichen, optisch-taktilen Welt, deren sinnfällige Formen sie durch Beibehaltung ihrer verkleinerten Formen wiederzugeben suchen. Das Mikroskopische bleibt von derselben Art wie das Makroskopische, ist zu Rechnungen besser tauglich, ist aber nicht weniger etwas Sinnliches als dieses und daher ebensowenig wie dieses das an sich Bestehende.

Die Physik ist noch nicht so weit, alle Erscheinungen durch materielle Stöße erklären zu wollen. Auch die Stöße der außerordentlich kleinen, aber noch immer meßbar kleinen Elektronen sollen nicht das physikalische Wesen der Elektrizität bilden. Die Elektrizität soll nur an sie gebunden sein. Also noch immer nimmt man über die Materie hinaus besondere Kräfte an; und diese Kräfte wären also, wenn sie der Welt an sich zukämen, nicht mehr durch die aus der flächenhaften Sinnenwelt genommenen Bilder dargestellt.

Würde man aber alle Erscheinungen als solche des reinen Stoßes auffassen können, oder würden vorerst alle auf Atomen, Elektronen und deren Folgebegriffen aufgebauten Rechnungen mit den Erscheinungen stimmen, so wäre damit durchaus nicht eine Wahrscheinlichkeit gegeben, daß die Welt an sich der sinnfälligen Welt gleiche, sondern es ist damit nur dargetan, daß die den physikalisch-chemischen Erscheinungen zuliebe vorgenommene rechnerische Reduktion der sinnfälligen Masse eine entsprechende war.

9. Wir haben also gezeigt, daß die optisch-taktile Materie als solche ganz sicher unkräftig ist, und ferner, daß uns jedwede Kompetenz fehlt, die wahrhaft an sich bestehende Welt der optisch-taktilen ähnlich zu vermuten. Von dem bei Existenz der Sinne Daseienden ist kein Weg zu finden zu dem an sich Daseienden. Wir müssen diese beiden Einsichten selbstverständlich auch für die Bewertung der materiellen Sinne selbst und des Gehirnes anwenden – ohne dabei eine neue Betrachtung nötig zu haben. Also auch diese zeigen, so wie sie da sind, nichts von Kraft, sondern sind vielmehr als diese vorhandenen Formen etwas Unkräftiges. Und ferner: die wahrhaften, an sich bestehenden Formen dürfen diesen sinnlichen Formen nicht für gleich oder ähnlich gehalten werden. Auge, Tastorgan, Hand und Hirn ist nur Auge, Hand und Hirn für ein Auge, für ein Tasten, nur unter der Bedingung der Mitexistenz menschlicher Sinne; und wir können gar nicht wissen, was und wie diese Dinge sind, wenn sie nicht zusammen mit den sie betrachtenden Sinnen existieren.

10. Ferner ist aus der Sammlung des absolut Sicheren der Gedanke auszuschließen, daß wir einen Begriff von „Wissen“ haben. Auch wir sprechen wohl

vulgärerweise von Wissen, und zwar in einem primären Sinne, wenn es sich um sogenannte Wahrnehmung der Außenwelt handelt und in einem sekundären, wenn es sich um Erinnerung, um Umstellungen und um Gestaltungen dieser primären Wahrnehmung handelt.

Nur von dem primären, direkt sinnlichen Wissen ist für diese erkenntnistheoretischen Zwecke zu handeln nötig.

Erinnerungen und Phantasiegebilde, die sich als sekundäre Vorstellungen nur an die primären sinnlichen anschließen, bleiben also vorläufig aus dem Begriff „Wissen“, den wir klarzustellen haben, ausgeschlossen.

Welches ist nun aber der reelle, richtige, ohne Fälschung wiedergegebene Sachverhalt, auf den wir das Wort „Wissen“ anwenden. Selbstverständlich betrachten wir hier den Sachverhalt nur nach seiner allgemein elementar-philosophischen, erkenntnistheoretischen Seite und bieten die vollständig orientierenden psychologischen Elemente, wodurch sogenanntes Wissen, Urteilen konstatiert wird, erst später. Wir fragen also, welches ist genau der Sachverhalt, worauf wir die Kategorie „Wissen“ anwenden, und welches ist hiermit ihr Inhalt? Und darauf haben wir zu antworten: Bei Offenstehen der Sinne (zu welchen immer das Gehirn gerechnet werde) sind Objekte vorhanden. Dieses ist das winzige Fundament und der Inhalt der Kategorie Wissen. Daß aber „Wissen“ eine Aktion, eine Funktion, oder eine Possession, ein „Haben“, ein „Vorstellen“ irgend eines Wesens sei, das ist die Rede von Gauklern.

Dazu ist zunächst in Erinnerung zu bringen: Der Sinn, das Auge z. B. in gewisser Beschaffenheit ist daseiend; aber, wir wissen es schon, in dieser Beschaffenheit ist es ein Unkräftiges, und es darf in dieser, wieder nur für andere Sinne als optisch-taktile Bestand existierender Beschaffenheit, nicht als ein Wahrhaftes an sich gelten. Diese Unkenntnis nun festgehalten, bleibt als reeller Sachverhalt für die Heranziehung der Kategorie „Wissen“ nur übrig: Bei Bestand der offenen Sinne gleicherweise Bestand der Objekte; etwa hier Auge, Tastorgan – dort Baum, Stern.

11. Demgegenüber ist es also eine unbewiesene Hypothese oder Erschleichung, wenn behauptet wird, „Wissen“ sei der Besitz eines Abbildes von einem Objekte. Diese Rede, dort ist ein Baum draußen und in mir ist ein Abbild von ihm, ist eine Lüge. Es sind nicht zwei Realitäten vorhanden, ein Objekt und ein Abbild – und überdies noch eine Realität, ein Wesen, welches sich im Besitze des Abbildes befände –, sondern es ist nur Ein Ding da, sei es der Baum weit draußen oder die Hand hier, und dabei der offene Sinn. Und dieses Zusammenbestehen ist das wahre, erkenntnissichere Fundament für die Kategorie Wissen. Was darüber ist, ist nur Sache der Erfindung, welche sich Vergnügliches ausdenkt und zudem ein Lügengewebe spinnt. Dieses in der Einzahl, bei Sinnenexistenz vorhandene Ding überhaupt nennen wir Vorkommnis.

Die naive, bürgerliche oder bäuerliche Anschauung denkt sich, unter allen Umständen stehe draußen ein Gegenstand, an dem der Augenstrahl gewissermaßen herumkrieche. Und die Spekulation auf einer ungenügenden Stufe, die pseudophilosophische Anschauung denkt sich ebenso ungeschickt, der Mensch habe das Bild eines Gegenstandes in sich, er habe mit den Gegenständen zu tun nur insofern sie in seinem Wesen als Empfindungen ihre Visitenkarte abgegeben hätten. Beide Anschauungen sind falsch und die einzig richtige ist: Es besteht einfach unter gleichzeitigem Bestand der Sinne ein dingliches Vorkommnis. Diese Lehre von einem einfach vorhandenen Vorkommnis – welche SPINOZA ebenfalls gekannt, aber kaum auf die Dauer festgehalten hat – ergibt sich aus der vorurteilslosen Wiedergabe des Tatbestandes, wenn man es nur unterläßt, ein Objekt draußen, ein Bild drinnen, ein subjektives Auffanggefäß hinzuzudichten. Und insofern hat der naive Volksrealismus noch mehr Recht als das halbe dilettantische Philosophieren. Wir dürfen also erkenntnistheoretisch in keinerlei Weise annehmen, daß der Sinn sich eines äußeren Gegenstandes bemächtigt, sondern daß das sogenannte äußere Vorkommnis einfach vorhanden ist unter gleichzeitigem Bestand des Sinnesvorkommnisses.

12. Man wird aber unwillig ausrufen: Es ist ja doch auf der Augennetzhaut eines Individuums N ein Bild, welches unter gewissen Umständen von einem fremden Auge Z auch gesehen werden könnte. Darauf müßte aber erwidert werden, ob man es sich nicht noch einmal überlegen wolle, den lächerlichen Gedanken zu hegen, daß das Bewußtsein von N – oder etwa die Seele von N – sich das Netzhautbild N gerade so ansehe, wie ein fremdes beobachtendes Auge Z sich dieses Netzhautbild N ansieht. Für das fremde Auge Z ist ja das Auge N lediglich ein physikalischer Apparat. Um aber das Bewußtwerden der Netzhautbewegung N als Bild für das Bewußtsein N zu verstehen, müßte man aus der Physik heraustreten. Man muß nur bedenken, daß im Bereich der optischen Linsensysteme, sowie auch auf einer empfindlichen Platte, nur die physikalischen Energien bestehen, die sogenannten Strahlen, deren wahre Natur wir erkenntnistheoretisch doch nicht kennen – nirgends aber schon das sogenannte Bild. Auch im Gehirn gäbe es ja kein Bild. Sondern ein solches würde – nach der falschen, bekämpften Theorie – immerhin doch nur in der nicht-physikalischen Innerlichkeit eines Bewußtseins existieren.

Würde übrigens das Bewußtsein sich dieses Ereignis seiner Netzhaut ansehen können und wissen, daß es in einer Distanz von ihm sich befindet, so hätte es damit noch immer nicht die Kenntnis eines Abbildes von einem Objekt eines Konterleins gewonnen, sondern nur die Kenntnis eines Objektes selbst.

13. Man darf also nicht denken: dort und dort ist ein unbekanntes Objekt, und „Wissen“ heiße, sich im Besitze des Abbildes jenes dortigen Unbekannten befinden. Das ist absolut verboten; denn jenes „unbekannte Ding“ ist nicht dort und dort und darf nicht in den Raum hinein statuiert werden, noch darf es

auch flächenhaft statuiert werden. Denn mit dieser Statuierung würde man den räumlichen Charakter des sinnfällig Daseienden auf das an sich daseiende Unbekannte übertragen haben – was ein ganz unstatthafter Vorgang und eine theoretische Sünde wäre. Denn nie ist es erlaubt zu denken, daß eine Beschaffenheit des für das Gesicht Seienden auch eine Beschaffenheit des Seienden an und für sich ist.

14. Der Kern der Sache liegt aber in folgendem. Darüber gibt es keinen Zweifel, daß dasjenige, was man als „Wissen“ ansprechen will, nicht Unwissenheit sein darf; „Wissen“ darf nicht Unwissen sein. Wenn man also behauptet, das „Wissen“ bestehe in der Aufnahme und im Besitze einer Sendung von einem Objekte her, oder in einem „Vorstellungen haben“, so müßten in dem „Wissen“ selbst alle diese Elemente: Übernahme, Besitzergreifung, besessenes Bild, besitzender Faktor, also besitzendes Wesen, besitzende Substanz, ganz klar vorhanden und erkennbar sein. Das wagt aber niemand zu behaupten, und alles, was im „Wissen“ enthalten sein soll, ist jeder Kenntnis entzogen. Diese Elemente, mittels der man also „Wissen“ definieren müßte, sind reine Phantasmen.

So sicher es ist, daß nur unter gewissen Verhältnissen der sinnfälligen Sinne, welche die Physik und die Physiologie konstatieren, überhaupt etwas Sinnfälliges da ist, so sicher ist es, daß alles das keinen Aufschluß gibt über das wahre Aufkommen und die Herkunft des Sinnfälligen.

Und wenn man sagt, man habe ein „Wissen“ im primären Sinne, so kann man sich – wie es doch der Fall sein müßte – dabei keiner Kenntnisse rühmen von Prozessen, von Wechselwirkungen, von Substanzen, von Subjekten, welche eine vorstellungstragende Kraft oder etwas dergleichen ausüben, sondern man hat nur den Fall umschrieben, daß bei daseienden Sinnen noch andere Objekte da sind.

15. Wir heben nochmals hervor, der richtige Ausdruck für das Daseiende, für Sinne und andere Objekte ist Vorkommnis. Mit Ruhe und ohne Vorbehalt gebrauchen wir nur den Ausdruck „Vorkommnis“, während wir zu „Empfindung“ oder „Vorstellung“ eiligst die Einschränkung „sogenannte“ hinzusetzen müssen. Denn Empfindung und Vorstellung heißt ein Objekt nur insofern, als man glaubt, als man die Theorie erdichtet, es sei von einem Subjekte empfunden, vor ein Subjekt hingestellt, Teil einer Wissensgabe, umklammert von einem rezipierenden und agierenden Subjekt, besessen von einem Ich. Alles das aber sind theoretische Lügen und Träume, welche vergehen müssen vor der einfachen, sonnigen Tatsache, daß nur dann überhaupt Objekte sind, wenn Sinne sind. Die Behauptung dieser Koexistenz ist die einzig ehrliche, haltbare und sichere Behauptung in diesen Fragen.

Und es wäre auch gar kein glücklicher Gedanke, das, was wir Vorkommnis nennen, Weltelement zu nennen. Man müßte sich denn erinnern, daß das Vor-

kommis kein Element der Welt sei, wie sie an und für sich und wirkungskräftig ist, sondern nur ein Element derjenigen Welt, wie sie bei gleichzeitigem Sin nenbestand vorhanden ist.

Im Anhang. Das Descartes'sche „cogito“ – im Hinblick auf das primäre Wissen zu übersetzen mit „ich stelle vor“ – das ihm ein so über alles brauchbarer Ausgangspunkt für die Philosophie zu sein schien, ist nichts weniger als ein sicheres erstes Fundament der Spekulation; denn weder ist es deutlich, daß vorgestellt wird, noch ist es deutlich, daß eine erste Person, ein „Ich“, sich dieser Arbeit widmet. Alle jene befinden sich in grober Selbsttäuschung, welche glauben, daß ihre Position: „Ich habe Empfindungen“ oder „ich habe Vorstellungen“ eine unerschütterliche Basis für einen Positivismus sein kann. Jedes Wort dieses Satzes, das „Ich“, das „habe“, das „Empfindungen“ enthält eine Erschleichung.

16. Die späteren, spezifisch psychologischen Analysen des Zustandes, den man „Wissen“ nennt, werden die bisherige evidente Argumentation noch etwas um einschmeichelnde Kraft vermehren. Hier sei es nochmals eingeschränkt, daß unsere phänomenale Stellung mit Sinnen gegenüber Objekten nicht den Schatten einer Vermutung begründet, daß auch tatsächlich Objekte, die an und für sich räumlich wären, eine Aktion auf ihnen an und für sich gegenüberstehende Sinne entfalten, welche zu einem „Wissen“ führen. Diese Vermutung wäre so ganz aus der Luft genommen, weil die Sinne nicht an und für sich Sinne sind, sondern solche doch wieder nur für andere betrachtende Sinne und weil die Dinge an und für sich nicht auf Grund eines sinnfälligen flächenhaften Habitus ebenfalls mit einem flächenhaften, körperlichen und räumlichen Habitus ausgestattet gedacht werden dürfen. Sowie wir auf den Umstand hingewiesen haben, daß die physikalische Annahme der Atome gar nichts mit der Annahme zu tun hat, daß die Dinge an sich ausgedehnt, extensiv wären, so müssen wir auch die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß kein Detail unserer Sinne, kein Detail unserer phänomenalen Stellung gegenüber Objekten die unbewiesene Fiktion stützen könnte, als würden in reeller Wirksamkeit Botschaften von den Objekten in unseren Sinnen perzipiert. Also auch solche Erscheinungen wie, daß wir von jedem der beiden Augen ein sogenanntes Bild empfangen, daß durch Aufhebung der Konvergenz der Augen Doppelbilder entstehen und jedes davon beliebig wieder zum Verschwinden gebracht werden kann, oder die Tatsache, daß mehrere Menschen vor gleichen Objekten stehen – auch solche Erscheinungen sind absolut machtlos gegenüber dem absolut sicheren erkenntnistheoretischen Verbote, die wirksame Welt in einer vis-à-vis-Stellung gegenüber den Sinnen und in Botschaftsabsendung begriffen zu vermuten. Alle diese optisch-physikalischen Konstellationen wurzeln irgendwie in den Dingen an und für sich, ohne einen Schluß auf dieselben aber zu begründen oder zuzulassen. Da die Sinne nichts Absolutes, vielmehr nur Sinne für die Sinne sind, so

kann man auch kein spezielles sinnfälliges Faktum als Basis für eine Aussage über das absolute, reelle Entstehen der Vorkommnisse benützen.

17. In der bisherigen Aufrichtung unserer erkenntniskritischen Schranken sind noch einige Proteste gegenüber gewissen Annahmen teils involviert, teils als Konsequenzen begründet. So z. B. ist es ausgeschlossen, Materie und Geist und Seele und Ich als Kategorien für das Reich reeller, wirksamer Dinge an und für sich gelten zu lassen, denn das sind ja lediglich Verkörperungen, Hypostasierungen und Personifikationen, welche ganz in das Blinde hinein wieder nur auf Grund des trügerischen Standpunktes, des Begriffes „Wissen“ vorgenommen sind. Auch die Kategorien „innen“ und „außen“ enthalten desgleichen keine Andeutung eines verständlichen Sachverhaltes. Alle diese Thesen werden später noch eine stärkere Beleuchtung erfahren.

18. Wir werden selbstverständlich die Ausdrücke Wissen und Bewußtsein nicht umgehen können, aber wir haben ja klar hervorgehoben, was wir unter diesen Termini verstehen, und welche Bedeutung wir von ihnen fernhalten wollen. Der erkenntniskritisch richtige und aufrichtige Gedanke schließt ein dem Bewußtsein Gegebenes, eine aktive Behandlung eines tradierten Materiales, einen Bewußtseinsinhalt aus, schließt ein Ich, schließt Wissen als eine bekannte Funktion völlig aus. Wir unterschreiben deshalb auch nicht jene Deklaration einer vorgeblich positivistischen Philosophie, man werde jede metaphysische Transzendenz vermeiden und eine Immanenzphilosophie betreiben, in dem man im Reiche des Bewußtseins bleiben und darüber nicht hinausgehen wolle. Denn wer dabei denkt, daß er ein wissendes Subjekt und seinen Wissensakt seiner Philosophie zugrunde legt, kann unser Freund nicht sein.

Nur Vorkommnisse schlechthin gibt es, primäre und sekundäre, und einen gewissen näher zu präzisierenden Ausschnitt aus denselben wollen wir, um Fühlung mit allen Menschen und die Möglichkeit der Aufklärung zu gewinnen, in Gottes Namen Ich und Bewußtsein nennen.

Die Urfaktoren

1. Haben wir bisher gewisse unvorsichtige, unstatthafte Annahmen mit dem Verbote belegt – also die Annahme, daß das Phänomenale das Kräftige sei, daß das Nicht-Sinnfällige dem Sinnfälligen ähnlich gedacht werden dürfe, und die Annahme, daß „Wissen“ noch mehr bedeute als die konstatierte Tatsache der Gleichzeitigkeit von Sinnen und anderen Objekten – so gehen wir nun anderseits dazu über, einen übertriebenen Ignorantismus oder Agnostizismus auszu-schalten. Das Denken darf sich doch eines reicheren Besitzes erfreuen als manche schreckhafte Erkenntnis-skeptiker zu hoffen wagten.

Um einiges von diesem eisernen Besitzstande hervorzuheben: Es ist wohl sicher, daß wir Veränderung und Kausalität ganz allgemein, also über die phänomenale Welt hinaus, statuieren dürfen; weiter, daß ein Sein über das Sinnfällige hinaus angenommen werden darf, auch wenn wir es nicht erleben können; es ist ganz sicher, daß das Kräftigseiende, die Faktoren an und für sich nicht einfach sind, und daß ihre Teile fähig sein müssen, den anderen gegenüber wirksam zu sein; und es ist ganz sicher, daß im Gebiete des Sinnfälligen ein Unterschied besteht zwischen objektiver Existenz und subjektiver Illusion, Schein. Hier werden wir das Recht auf verlässliche Schlüsse geltend zu machen haben.

Fast alle nun folgenden Thesen sind so sicher als der Satz $A = A$ und seine Konsequenzsätze. Wir werden uns überall über den Grad der Sicherheit der Annahme Rechenschaft zu geben haben.

2. Wir haben also zuerst die extreme, logische Platzscheu zur Heilung zu bringen.

Manchem ängstlichen Erkenntnistheoretiker scheint eine jede Behauptung dauernd und absolut verdächtig, mit Ausnahme der Behauptung des momentanen Wissens von einem momentanen Bestande. Nun haben wir einerseits ja schon festgestellt, daß gerade in dieser Behauptung eine Erschleichung liegen kann; denn nichts ist weniger gewiß, als daß ein „Ich“ tätig ist und noch dazu gerade in einer eigentümlichen Funktion, welche man „wissen“ nennen dürfte, da man keine Macht hat, den Begriff dieses „Wissens“ zu bilden, da man ohne jede Idee über diese vorgebliche Funktion ist, und da auch niemand sein „Ich“ als substantielle oder im Wissen tätige Potenz direkt erkennt. Demnach bliebe also höchstens das Recht übrig, sein vollkommenes Vertrauen – nicht einem gewußten, momentanen Bestande, sondern – nur einem momentanen Bestande schlechthin zu schenken. Demgegenüber sind wir aber andererseits wieder in der angenehmen Lage, unser Wissen doch etwas erweitern zu können und können zeigen, daß die Art des Auftretens solcher einzelner Bestände unbedingt einige vollkommen gültige, unsere Erkenntnis erweiternde Schlüsse zuläßt.

3. Die Position, welche das tiefste Mißtrauen gegen jede über einen momentanen Bestand hinausreichende Erkenntnis zum Ausdruck bringt, ist der sogenannte Solipsismus. Das ist die Lehre: die Welt wird gebildet allein durch „mein Ich selbst“. Der Solipsismus wird leider meist nicht näher untersucht. Man darf ihn freilich in gewissem Sinne für eine wahnsinnige Theorie halten, wie es SCHOPENHAUER und andere tun. Hätte man ihn indessen ein wenig näher betrachtet und direkt widerlegt, so hätte man vielleicht durch seine klare Überwindung sich ein Feld für die Möglichkeit größerer Fortschritte in der Erkenntnis erobert.

Der Solipsismus kann, näher besehen, einen zweifachen Sinn haben. Er kann zuerst bedeuten, daß die ganze Welt, alle anderen Menschen, alle Meinungen

aller anderen Menschen mir doch nur gegeben sind, insofern ich sie weiß; er kann also bedeuten: Die ganze Welt ist nur, insofern sie in meinem Bewußtsein ist, für mich da. Diesem Solipsismus können und müssen wir, indem wir die gewöhnliche, von uns aber verpönte Ausdrucksweise unter Reservation akzeptieren, für richtig halten. Wenn wir also davon absehen, daß dieser Satz sich über den Begriff des „Wissens“ vielleicht noch in einer Täuschung befindet, müssen wir ihn für wahr halten, und – ganz korrekt gesprochen – steht es ja tatsächlich so, daß immer nur dann für mich Objekte, Menschen, Augen und Sinne anderer Menschen da sind, wenn meine Augen und meine Sinne da sind. Und in Konsequenz davon muß man auch sagen: Alle, von allen mir erscheinenden Menschen verarbeiteten, mir bekannten Sinneseindrücke, alles Denken, wie es in allen ihren Erinnerungs- und Phantasiebildern für mich auftritt, ist doch immer nur mein Denken; nur in meinem Vorstellungs- und Denkgehäuse ist die ganze für mich existierende sinnliche Welt und Gedankenwelt. Der Solipsismus kann also als richtig gelten, wenn er besagt: Mein Wissen ist meine Welt und meine Welt ist mein Wissen, das einzige Wissen für mich – bilde ich.

Der Solipsismus wird aber sofort zum Unsinn, wenn er weiterhin besagen wollte: „Das Einzige, was ist, ist mein Bewußtsein; die Welt schlechthin ist nur, insofern ich sie weiß; oder ich, insofern ich weiß, bilde die ganze Welt“ und ähnliches. Das alles wäre Unsinn.

Und wenn man nach den Gründen fragt, warum das unsinnig sei, so muß man im allgemeinen vorläufig darauf sagen: Weil dabei nicht berücksichtigt wird, daß ein Geschehen existiert.

4. Nun wollen wir hier aber auf diesen allgemeinen Nachweis des Unsinnes im Solipsismus nicht tiefer eingehen, sondern nur an einem Beispiele seine völlige Verkehrtheit zeigen. Die ausführliche allgemeine Begründung wollen wir uns aber hier schenken, um eine Wiederholung zu vermeiden; weil wir nämlich leider auch werden zeigen müssen, daß alle diejenigen, welche ein Sein außerhalb der Phänomene, außerhalb der Vorkommnisse, oder eine Kausalität in den Dingen an und für sich und noch einiges nicht zulassen, sich derselben Außerachtlassung des Begriffes des Geschehens schuldig machen, wie die krassen Solipsisten, und theoretisch nicht um ein Haar besser sind als diese absonderliche Gilde.

Um den Solipsismus von der lächerlichen Formel: ich, so wie ich bin, bilde allein die Welt, abzutun, wollen wir also nur irgend ein einzelnes Ereignis des Lebens betrachten. Einer sehe heute an einem Platze eine geschlossene Knospe und morgen, wenn er wieder an den Platz kommt, sehe er dort die Knospe aufgebrochen. Es ist nun ganz richtig: die geschlossene und die offene Blüte sind nur in dem Bewußtsein. Aber die Knospe hat sich geöffnet, ein Zustand ist in den anderen übergegangen! Und diese Tatsache geht über jede der einzelnen Bewußtseinstatsachen für sich hinaus und kann durch bloßes Bewußtsein nicht

verstanden werden. Denn das Bewußtsein, insofern es rein statisch die beiden separaten Zustände darstellt, ist ganz ohne Ingerenz auf den Prozeß des Aufblühens gewesen.

5. Wenn man aber, um sich zu helfen, sich – unter der Annahme eines absoluten, produzierenden Ich – vorstellen wollte, daß ein gewisses Ich sowohl die geschlossene Knospe als deren Aufbrechen erträumt oder eronnen, also gemacht hätte, dann wäre ja eine hinter dem Bewußtsein stehende, die Vorstellungen bildende und gestaltende Ich-Kraft vorhanden. Dann wäre also nicht mehr das bloße Bewußtsein vorhanden, sondern darüber hinaus noch eine bei ihrer Wirksamkeit allerdings nicht beobachtete, aber wirkungskräftige Potenz.

Man kann dem Solipsismus aber auch nicht in der Art helfen, daß man sagt, mein Bewußtsein der geschlossenen Knospe sei in das Bewußtsein der offenen Knospe übergegangen. Denn auch dazu müßte noch eine geheime verborgene Kraft gehören, eine Vorstellung auszulöschen und die andere zu erzeugen. Die Vorstellung „geschlossen“ allein kann aber nicht sich auslöschen und aus sich selbst machen „offen“, und das kann sie deshalb gewiß nicht, weil das reine A das A ist und bleibt, und durch die Existenz von dem A in sich nimmt etwas anderes als A werden könnte.

Und von dieser Argumentation werden wir bald leider noch gegen andere als verrückte Solipsisten Gebrauch machen müssen. Um nun vom Solipsismus Abschied zu nehmen, wollen wir noch bemerken: Die Welt wäre das dümmste, zümmenhangloseste Ereignis, wenn nichts als unser Bewußtsein da wäre. Umgekehrt ist's; tatsächlich erscheinen wir überflüssig, denn alle Anfänge und Fortsetzungen, Ausreifungen und Abschlüsse sind da, während unser Bewußtsein nur Maulaffen feil hält. Man kann sich noch mit allerhand Beispielen zur Widerlegung des Solipsismus unterhalten. Ein Bewußtsein z. B. weiß heute absolut nichts über die Lösung einer Frage, und siehe, morgen wird ihm die Lösung auf einem gedruckten Blatte entgegengebracht. Oder ein Bewußtsein sieht gar keine Mittel, um eine gewisse Strecke Weges zurückzulegen, und plötzlich steht eine Lokomotive oder ein Automobil vor ihm! Ja, da muß auf der Welt doch noch etwas mehr sein als das reine Bewußtsein des Nicht-Wissens und des Nicht-Könnens. Das bloße Bewußtsein A des Nichts-Wissens und Nichts-Könnens an sich kann nicht ein Nicht-A, eine Problemlösung und eine Maschine werden. Jede Widerlegung des Solipsismus, wie auch die Abweisung anderer Skeptizismen wird aber auf der absolut evidenten, langweilig selbstverständlichen Einsicht beruhen: daß ein Ding nicht durch sich selbst, nicht durch das, was es rein an sich ist, etwas anderes werden kann.

6. Nunmehr gehen wir dazu über, die Punkte zu betrachten, bei welchen eine sichere Überschreitung des phänomenalen, sinnlichen Bestandes durch klare Gedanken möglich ist.

Wenn versprochen wird, daß nur absolut Sicheres geboten wird, so darf man das nicht in der Art beim Worte nehmen, daß man alles das schon zurückweist, was nicht ganz unmittelbares Datum ist. Es gibt ja auch ganz Sicheres, was nicht unmittelbar ist. Auch ganz sichere Reflexion gibt es, z. B. das aus ganz Sicrem logisch Erschlossene; oder die allgemeinen analytischen Sätze wie $A = A$, oder den Satz: dort wo für ein Bewußtsein kein Unterschied zu bemerken ist, ist auch für das Bewußtsein keiner, etc. Dasjenige, worin gar keine Reflexion enthalten ist, das ist der kindliche Zustand. Wer alles, worin eine Reflexion steckt, schon deshalb als unsicher zurückweisen wollte, hätte sich allerdings ein großes Gebiet zur Betätigung seines Scharfsinnes gesichert, würde selbst aber von seiner Gedankenunfruchtbarkeit auf die Dauer wenig Freude haben.

7. Die Unsicherheit des Gedächtnisses ist schon oft genügend hervorgehoben worden; sie macht sich z. B. geltend, wenn man, bald auf das Original, bald auf das Bild hinblickend, letzteres für ähnlich erklären soll. Wir arbeiten indessen alle innerhalb dieser Unsicherheitsgrenzen des Gedächtnisses und, wie die Resultate zeigen, doch mit vorzüglichem Erfolg. Die Gleichheit der sich gleichenden Dinge – unserer Eltern, Brüder und Freunde und anderer – wird man also wohl trotz der Unsicherheit aller Reflexionen zugeben so gütig sein. Tiefste metaphysische Identität soll aber, selbst bezüglich solcher Wesen, natürlich nicht behauptet werden.

8. So hoffen wir also, daß alle Denker auch darüber einig sein werden, daß sie in ihren Gedanken über den unmittelbaren, direkten Bestand insofern hinausgehen dürfen, als sie zwei oder mehrere ununterschiedene, aufeinanderfolgende Bestände als aneinander angeschlossen ansehen. Wenn wir also die Blume hier, oder den Dolch, oder den Freund betrachten, während andere Dinge sich in den Phasen 1, 2, 3, 4, 5 . . . verändern, während z. B. die Sonne ein Stück ihres Tagbogens zurücklegt, so sind die einzelnen mehrfachen Betrachtungsmomente für Blume, Dolch und Freund gewiß nicht identisch, d. h. gewiß nicht immer dieselben; aber Dolch, Blume und Freund sind in der ganzen Zeit doch in der Reihe ihrer Betrachtungsmomente gleich, weil gar kein Unterschied in ihnen eintritt. Und dieses in allen Intervallen gleichbleibende Vorkommnis wird uns als das gleiche gelten dürfen; damit können wir hier unser Auslangen finden.

9. Und auch daß Veränderung da ist, wird man nicht leugnen können, Geschehen, Entwicklung. – Die Zeit aber ist kein Wesen für sich; sondern man spricht von Zeitabfluß, wenn Veränderungen vor sich gehen, und man sagt, es bestehe Zeit, weil die Möglichkeit, respektive weil gar kein Hindernis im allgemeinen besteht, daß Veränderungen ablaufen können.

10. Es werden wohl auch alle die Erlaubnis dazu geben, die sinnfällige Welt über die direkten sinnlichen Tatsachen hinaus durch Schlüsse in bezug auf Sinnfälligkeit auszufüllen. Wir meinen das so. Wenn man jetzt auf ein Blatt Pa-

pier sieht und es dann verläßt und nach einer Viertelstunde wieder betrachtet, so wird man zwar nicht annehmen dürfen, daß das Blatt Papier, als es niemand ansah, dort war – gewiß nicht! – denn Weiß und ausgedehnte Fläche ist nur dann, wenn Augen und tastende Glieder sind. Aber das wird man doch wohl sicher annehmen dürfen, daß immer die Möglichkeit bestanden hat, auch während dieser Viertelstunde dieses Blatt zu betrachten, wenn sich nur ein Auge dafür finden wollte.

Oder wenn wir heute zum erstenmal ein bisher noch nicht erschlossenes Territorium in Afrika betreten und dort verbrannte, verkohlte Bäume finden, so werden wir annehmen dürfen, daß ein früherer Aufenthalt in dieser Gegend uns auch den Anblick grünender Bäume verschafft hätte.

Und wer wird uns die Erlaubnis zur Überzeugung weigern, daß, obzwar auf unserem Erdball nicht immer Menschen waren, der jetzige Erdball doch irgendwelche Entwicklungsphasen durchgemacht hat, und daß Menschen, wenn sie damals mit ihren Sinnen vorhanden gewesen wären, auch Gegenstände vor sich gehabt hätten? Kurz, immer, oder, um uns hier nicht auf die Frage nach der Ewigkeit des Bestandes einzulassen, sagen wir Tausende und Tausende von Planetenumläufen vor dem jetzigen Zustande und in ungeheuren Raumgebieten, um nicht zu sagen im Unendlichen, könnte zusammen mit den Sinnen eine sinnliche Welt bestanden haben und bestehen. Aber sie hat nicht bestanden und besteht nicht in dieser sinnlichen Form, wenn dort keine Sinne sind.

Soll man nun vielleicht glauben, daß, wenn keine Sinne sind, nichts war und nichts ist? Darf man glauben: wenn keine Sinne sind, war Entwicklung und Leben nicht? Unmöglich ist es, das zu glauben. Wir müssen vielmehr für ganz sicher halten, daß etwas bestand und besteht unabhängig von den Sinnen, und daß eben das sinnfällige Vorkommnis in unbekannter Beziehung, in unbekannter Relation zu dem von den Sinnen unabhängigen Sein steht.

11. Wir dürfen sagen, das sinnfällige Sein vertritt in der Vorkommnis-Welt das von den Sinnen unabhängige Dasein.

Die flächenhafte Erde war nicht, wenn nicht Sinne waren; aber auch ohne Sinne war etwas, und dieses unbekanntes Etwas hat irgend einen Konnex zu dem, was beim Dasein von Sinnen die flächenhafte Erde bildet. Dieses Sinnfällige ist die Repräsentanz des von den Sinnen unabhängig Seienden und dieses die Repräsentanz von jenem.

12. Und auch die flächenhaften Sinne, das flächenhafte Gehirn als flächenhaftes, war ja nicht und sind nicht, wenn keine Sinne sind; doch aber wird es auch etwas geben, was in einem sinnfreien Dasein ihnen entspricht.

13. Nun dürfen wir demnach auch gleich die folgende Scheidung innerhalb des unabhängig von den Sinnen, an und für sich Seienden annehmen, ohne aber denken zu dürfen, daß diese Begriffsdistinktion die tiefe, wesentliche Differenz der Dinge getreu abspiegeln kann. Wir dürfen sagen, in dem Unbekannten sind

einerseits die menschlichen Sinne und das Gehirn, und andererseits die außermenschlichen Dinge repräsentiert. Diese Dinge sind ja in irgendeiner Form seiend und unabhängig von der Menschenbetrachtung. Sie waren ja doch schon im Reiche der an und für sich bestehenden Dinge irgendwie repräsentiert, noch bevor es Sinn und Hirn gab.

Wir sagen also, im Unbekannten gibt es einen unbekanntes Faktor x und einen unbekanntes Faktor y , und in Hinblick darauf, daß unter der Bedingung der Sinnesexistenz die anderen sinnfälligen Vorkommnisse da sind, denken wir, daß irgendeine Kooperation von x und y ganz im allgemeinen und im unbekanntes stattfindet, welche die Basis für den gleichzeitigen Bestand von Sinnen und Objekten, d. h. von sogenanntem „Wissen“ abgibt.

Das meinten wir, als wir früher sagten, daß ein altes und ein neues Reich ineinander arbeiten. Die sogenannten Faktoren x und y können natürlich aus Teilfaktoren bestehen; sie sind nur ideal distinguiert und können einige gemeinschaftliche Faktoren haben; darüber wissen wir nichts. Über die Beziehungen von x und y , ob sie völlig auseinander oder vereint sind, ob y ein seit jeher im x enthaltener Faktor ist, ob sie durchweg ähnlich in sich sind, darüber fehlt uns jede Ahnung. Im Scherze gewissermaßen, im Spiele, könnten wir den menschlichen Sinnen korrespondierenden Faktor y den Kollektor oder Kondensator, den x -Faktor den Basisfaktor nennen.

14. Über diese allgemeine Idee eines Zusammenwirkens von an sich seienden Faktoren, welche einerseits den spezifisch menschlichen Sinnen und andererseits den vor- und außermenschlichen Objekten entsprechen, im Hinblick auf die Existenz mehrerer Menschen, haben wir später noch einige Worte zu sagen.

15. Das Auge sieht die Sterne am Himmel milde und sanft wie stille Frauen. Wie man aber, wenn man manche von ihnen näher kennt, erfährt, daß das Feuer der Leidenschaft in ihnen brennt, so würden sich dem näher blickenden Auge die Sterne als wildglühende und lodernde Massen zeigen, ein furchtbarer Fackelzug durch die Räume der Nacht. Blickt man aber noch näher hin, dann sieht man, daß Augen und Sterne nur Produkte sind jener allgewaltigen x y , deren unbekanntes inneres Walten diese Früchte getrieben hat.

16. Das bleibt aber unter allen Umständen sicher, daß x und y einander nicht völlig unähnlich sein können! Denn wenn zwei Dinge gar keinerlei Ähnlichkeit miteinander haben, in gar keinem Gattungsmerkmale noch irgendwie eine Verwandtschaft besitzen, wenn die Konstitution ihres Wesens gar keinerlei Berührungspunkte aufweist, dann können sie auch nicht aufeinander wirken. Auch das sind Sätze, so evident wie $A = A$, daß Dinge, die gar nichts gemein haben, auch in keine Gemeinschaft treten können, daß Dinge, die ganz getrennt sind, auch nicht zusammenwirken können. Andererseits braucht aber das Produkt ihres Wirkens ihnen gar nicht ähnlich zu sein. Über die Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen können wir gar nichts wissen, weil wir

eben keinerlei Vorstellungen über Prozesse haben. Das, was im Sinnfälligen den x y entspricht, was durch dieselben veranlaßt wird, das könnte, obzwar es uns als Leben erscheint, ein abgestoßenes, totes Produkt sein.

17. Wir brauchen uns, trotz dieses Mangels einer Kenntnis des Nicht-Sinnfälligen, durchaus nicht vor einem solchen Schluß auf nicht Sinnfälliges zu scheuen. Wir können ganz leicht und logisch korrekt von dem sinnfällig Seienden aus einen abstrakten Begriff eines Seienden gewinnen, welches nicht sinnfällig ist. Dürfen wir zunächst doch von den gegebenen Sinneseindrücken auf andere mögliche nicht gegebene Sinneseindrücke schließen. Wir können uns vorstellen, daß andere Wesen als Menschen noch andere Empfindungen, z. B. andere Gerüche und Geschmäcke haben als wir. Der absolut Blinde oder Taube könnte sich Farben und Klänge wohl nicht vorstellen, aber er kann sich ganz gut auf Grund der ihm geschenkten Sinne die Tatsache, die Existenz anderer, möglicher, sinnlicher Qualitäten denken. Und diesen Sublimierungsprozeß weiter verfolgend, und nach Analogie mit Abstraktionen auf den indirekt sinnlichen Gebieten der Wissenschaft oder des Rechtes und anderen Gebieten, können wir uns leicht und exakt vorstellen, daß auch etwas ist, was nicht Farbe noch Ton, noch Ausdehnung, noch irgend etwas Sinnliches ist, noch irgend eine Umgestaltung von Sinnlichem ist. Wir können uns ganz legal vorstellen, daß etwas ist und wirkt, was uns nie vorkommt. Aus dem für mich Seienden kann ich sicher durch Subtraktion die Abstraktion eines ohne mich, nicht für mich, an und für sich Seienden gewinnen.

Gelegentlich befällt die Denker eine Furcht, zur Abstraktion eines nicht sinnfälligen Seins aufzusteigen. Sie sagen sich: „Sein“ bedeutet nichts anderes, als was den sinnlichen Vorstellungen oder Phantasievorstellungen und Gefühlen gemeinsam ist, wenn von allen ihren Verschiedenheiten abgesehen wird – also ihr irgendwie Beschaffensein, ihr Vorkommen. Von einem x , das nicht irgendwie beschaffen wäre, daß nicht vorkäme, von dem sollte gar nicht ausgesagt werden, daß es ist. Aber diese Betrachtungen über die Seinsabstraktionen sind gewiß fehlerhaft. Sie vergessen, daß auch einem völlig Verschllossenen, einem x , ein „Sein“ zuerkannt werden könnte, auf Grund der Tatsache, daß die Möglichkeit seines Vorkommens besteht, wenn es auch uns noch nie vorgekommen ist. So haben der Mann vor mir, den ich sehe, und der Mann hinter mir, den ich nicht sehe, das Gemeinsame, geschen werden zu können. Jene Betrachtung vergißt, daß zum Begriff des „Sein“ nicht das „uns Vorkommen“ nötig ist, sondern nur ein Bestehen, respektive die Möglichkeit der Kraftbetätigung. Das Ding an sich wird eben auch ein irgendwie Beschaffenes sein.

18. Eine Frage ist, ob wir überhaupt genötigt sind, außer dem sinnfälligen Sein noch ein Sein anzunehmen. Und die andere jetzt behandelte Frage ist, ob wir überhaupt einen Begriff eines Seins in Abstraktion von dem Sinnensein ge-

winnen können. Auf die erste Frage antworteten wir bejahend. Denn die Objekte, die phänomenale Welt von der Erde bis zu den Sternen, sind nur, wenn Sinne sind; es ist aber ganz gewiß, daß sie in irgend einer Form auch waren und sind, wenn nicht Sinne sind! Wie sind sie nun dann? Darauf dürfen wir doch nicht mit unberechtigtem Vertrauen sagen: Sie sind dann genau so wie sie jetzt vor den Sinnen stehen. Sie könnten eben auch ganz anders sein. Es ist also notwendig, den Gedanken eines Seienden an und für sich, ohne Sinnfälligkeit, zuzulassen.

Es muß ferner unvergessen bleiben, daß, wie wir feststellten, das Phänomenale als solches nichts von Kraft zeigt, sich vielmehr als solches als Unkräftiges erweist. So wurden wir zu anderem als sinnfällig, phänomenal Seiendem gewiesen, und diese Weisung wird nun weiter auch nicht vernichtet durch eine etwa bestehende logische Unmöglichkeit, zu einem Begriffe des Seins zu gelangen, welches gar nicht mehr mit sinnlichen Qualitäten ausgestattet ist; sondern eine solche Abstraktion kann sich, wie wir gezeigt haben, beruhigt vor jeder Logik sehen lassen. Und KANT hatte alles Recht, so pervers auch fast alle seine übrigen Positionen sind, ein Ding an sich zu postulieren.

Nunmehr ist also einer nicht sinnfälligen Welt das Sein erobert und gesichert, ein Sein, dessen qualitative Bestimmung uns völlig versagt ist. Aber entsprechend einem Dualismus zwischen Menschensinnen und anderen in die Entwicklung der phänomenalen Welt fallenden Objekten, dürfen wir auch eine irgendwie geartete, nicht näher auszudenkende, diesem Dualismus entsprechende Differenz, einen Unterschied in der an und für sich seienden Welt, ein x und ein y annehmen.

Doch die Reihe der Wissenskonzessionen, die wir durch sichere Schlüsse erwerben können, ist noch nicht zu Ende. Wir sehen in der sinnfälligen, phänomenalen Welt, wie ein körperliches Objekt das andere von sich ausschließt. Nun dürfen wir ja nicht annehmen, daß in der nicht sinnfälligen Welt Körperlichkeit existiere. Aber dennoch dürfen wir annehmen, daß auch dort die Faktoren, welche die Repräsentation unserer Körper bilden, irgendwie sich gegeneinander ausschließen, daß sie ihre relative Individualität nicht beständig aufgeben werden. Es ist ganz sicher, daß in keinerlei Welt ein absolutes Werden in dem Sinne herrschen kann, daß keinen Augenblick irgendeine Determination, irgendeine Bestimmtheit standhält. Wir müssen schließen, daß die Dinge ihre Gleichungen nicht beständig verlieren werden, daß sie nicht immer sich gegenseitig das Feld räumen werden, denn sonst wären sie ja und wären auch immer nicht, daß sie vielmehr eine Selbstbehauptung besitzen, daß sie eine gewisse Renitenz besitzen.

*

1. Und nun kommen wir zu einem der wichtigsten Punkte in der Erkenntnistheorie. Die Fläche, wie wir sie als solche wahrnehmen, der Körper und alles, was in unserer phänomenalen Welt existiert, eben wie es existiert, ist vollkommen entblößt von der Kraft. Und doch sind innerhalb der Vorkommnisse Veränderungen, Neubildungen. Wir haben davon schon gehandelt. Aber eine Welt muß es geben – in welcher Stellung zur sinnlichen Welt sie sich auch immer befinden mag – in der ein Anlaß zu Alterationen besteht, in der die Kraft waltet.

Welches ist denn also der Begriff der Kraft? Wir besitzen ihn natürlich nicht in seiner Fülle und adäquaten Deutlichkeit, aber wir können den Begriff der Kraft zum mindesten teilweise durch folgende Bestimmungen andeuten. Kraft ist dasjenige Unbekannte, ohne welches keine Veränderung wäre, mit dessen Wegfall also die Veränderung wegfiel. Kraft ist die Ursache der Veränderung.

Aber auch „Ursache“ können wir nicht anders definieren – oder richtiger gesprochen – bezeichnen, als durch die Bestimmung, es ist eben dasjenige, ohne welches keine Veränderung wäre.

2. Wir sehen von der Distinktion ab, nach welcher man unter „Ursache“ das Wesen, die Substanz verstehen könnte, welche die Kraft an sich hätte, eine Veränderung zu leisten.

Wir sehen natürlich von den verschiedenen vulgären Gebrauchsweisen der Worte Kraft und Ursache ab. Nach unseren Bestimmungen sind Kraft und Ursache identisch als dasjenige, ohne welches keine Veränderung möglich ist.

Auch von den Fragen, ob die Fortdauer des sich Gleichbleibenden eine Ursache haben muß, sehen wir ab. Und kurz berühren wir das notwendige Gesetz, daß es nicht für jedes Seiende noch eine ihm äußerliche Ursache geben könne, sondern daß es vielmehr ein letztes Ding geben muß, welches so ist, daß es nicht nicht sein kann, oder – wie man es mit einer Metapher, paradox ausdrücken kann – welches so ist, daß es die Ursache und Kraft, von der es erhalten wird, in sich selbst enthält. So ist die Gesamtheit der Welten dasjenige System, außerhalb welches es keine Ursache geben kann.

Doch indem wir das Interesse für diese Formeln zurückstellen, heben wir hier nur die Einsicht hervor, daß Kraft oder Ursache dasjenige ist, ohne welches zum mindesten keine Veränderung sein kann.

3. Darauf sei noch hingewiesen, daß wir keinen Begriff der Tätigkeit fassen können ohne den Begriff der Substanz. Die Leistung und Anstrengung kann nicht allein, in dem Leeren schwebend gedacht werden; wir können nicht den ganz abstrakten Begriff eines Reckens, Anstimmens konzipieren, ohne den Begriff einer Basis für das Stemmen und Recken.

Ein gewisses, scheinbar exakt positivistisches, an HUME sich anschließendes Denken glaubt noch immer, für die Charakteristik einer Verbindung von Dingen als von Ursachen und Wirkungen ihr Auslangen mit der Bestimmung fin-

den zu können: sie sei eine zeitliche Kette von regelmäßigen Antezedentien und Konsequentien.

Das ist aber eine ganz ungenügende Charakteristik. Denn, wenn ein Ding auch in tausend Fällen in einem Zeitmomente eintritt und ebenso oft ein anderes Ding in dem unmittelbar anschließenden Zeitmomente eintritt, so ist noch nicht klar, daß das zweite vom ersten abhängt, so ist noch immer nicht klar, daß das erste die Ursache des zweiten, und das zweite die Wirkung des ersten ist. So können z. B. zwei Pedanten, die immer zu einer bestimmten Zeit ihr Haus verlassen, sich regelmäßig an einer Straßenecke aufeinanderfolgen, ohne doch im Kausalverhältnis zu stehen. Zwei zeitlich folgende Dinge stehen erst dann im Verhältnis von Ursache und Wirkung, wenn wir sicher sind, daß das zweite gar nicht eintreten würde, wenn das erste nicht eingetreten wäre. Es ist also die Idee der Abhängigkeit, welche zwei zeitlich verbundene Erscheinungen zu Ursache und Wirkung macht.

Die Abhängigkeit hinwiederum bedeutet nichts anderes als negativ gerade den Ausschluß einer zufälligen zeitlichen Koinzidenz, und bedeutet einen in seinem Kraftwesen zwar nicht gekannten, aber irgendwie existierenden Verband! Dort, wo lediglich zeitliche Berührung ist, ist nicht Abhängigkeit; und dort, wo in der Folge mehr als zeitliche Koinzidenz ist, ist Abhängigkeit. Genauere Bestimmungen aber sind unserem an der Oberfläche haftenden Sehen und Denken unmöglich. Sicher jedoch bleibt es, daß es gedankenlos wäre zu sagen: es gibt nur Phänomene, die zeitlich hintereinander, unabhängig voneinander, aus dem Nichts hervorspringen.

Veränderungen müssen nun Kräfte oder Ursachen haben, von welchen sie abhängen. Das ist ein für alle Wesen, für alle Welten absolut geltender Satz, der nichts anderes besagt als die langweilige Selbstverständlichkeit: Wenn irgendetwas sich verändert, so kann nicht alles gleich, nicht alles beim Alten geblieben sein; wäre alles gleich geblieben, so hätte sich nichts verändert. Das ist eine unmittelbare Folge des Satzes $A = A$, in der Form $\text{Nicht-}A = \text{nicht } A$.

Ein Ding kann nicht rein durch sich selbst ein anderes werden als es eben ist. Ein Ding, bleibend wie es ist, kann nicht ein anderes werden. Das ist doch wohl wahr und universell gültig, solange einem die Begriffe nicht unter der Hand zum Teufel gehen. Wenn also eine Masse oder ein System von Elementen, von Dingen, in einem Momente 1 sich zeigt als in einem Bestande A befindlich und nun im Momente 2 eine Veränderung eintritt, nämlich der Bestand A m, so muß außer dem ersten Bestande A, also neben, über oder in dem A, noch ein Faktor x bestanden haben, auf dessen Rechnung die Veränderung des A in A m zu setzen ist. Denn wäre immer nur A und nichts als A, so bliebe auch immer A als solches.

4. Zu diesen Veränderungen im allgemeinen gehört im speziellen selbstverständlich auch der Übergang eines Systemes A von der Ruhe in die ihm ent-

sprechende Bewegung. Auch sie ist im allgemeinen Wirkung, Veränderung. Denn wenn die Bewegung selbst die innerste geheime, das phänomenale A übersteigende Natur des A darstellen und bekunden würde, so ist doch das ruhende A selbst nicht im Stande, als Ruhendes die Ursache seiner Bewegung zu sein; denn Nicht-A ist nicht A. Damit ist aber durchaus nicht gesagt – wie wir schon einmal betont haben –, daß die Bewegung selbst etwas sei, was additiv, äußerlich zu dem Dinge hinzutreten müßte. Sondern dem phänomenal ruhenden A, das seiner kräftigen Natur nach aber etwas anderes als A wäre, könnte selbst schon in einer latenten Weise die Bewegung m inhärieren, welche beim gewissen Anreiz x sich manifestieren würde. Es war also dann in Wirklichkeit nicht das reine phänomenale System A allein an der Bewegung beteiligt, sondern $(A \cdot m) \cdot x$.

5. Obzwar heutzutage alle Physiker darin einig zu sein meinen, daß die physikalischen Formeln rein deskriptiv sind und nur Abhängigkeiten von Bewegungsgrößen zum Ausdruck bringen, so lassen die einen dabei nur die ausgedehnte Materie gelten, während andere eigentliche Energien einführen.

Es sei gestattet, hier in einer anspruchslosen, halb scherzhaften physikalischen Spekulation über die Bewegungsgeschwindigkeit anzudeuten, wie selbst innerhalb des Phänomenalen innere Energien in Betracht kommen könnten. Das Maß für die Geschwindigkeit der Bewegung ist der Weg, den das Bewegte in einer Zeiteinheit zurücklegt. Also z. B. ein Planet bewege sich in einer Sekunde 30 km in seiner Bahn, ein Vogel 3 m, ein Molekül eines Gases in einem geschlossenen Gefäße 300 m. An diesem Maße der Geschwindigkeit eines einer bewegten Masse angehörigen Punktes soll natürlich nicht gerüttelt werden. Es soll aber hier eine gewisse physikalische, dynamische Wertung der Geschwindigkeit vorgeführt werden. Man kann auf das Volumen eines Körpers achten, respektive auf eine Dimension desselben, etwa auf einen Kugeldurchmesser, und fragen, wie oft er auf der von ihm in einer Sekunde durchmessenen Strecke enthalten ist. Die Frage zielt also darauf, in welchem Verhältnisse zu seinen Dimensionen ein Körper in einer Sekunde aus seiner Position sich herausbewegen, sich herausreißen konnte. Nehmen wir also an, der Planet habe einen Durchmesser von 15.000 km, so käme er bei seiner Punktgeschwindigkeit von 30 km nur um $\frac{1}{500}$ seines Durchmessers in einer Sekunde aus seinem Ausgangsraume, gewissermaßen aus sich heraus. Geben wir dem Vogelkörper in der Richtung seiner Bewegung einen Durchmesser von 1 dm, so hat er sich, bei einer Geschwindigkeit von 3 m, in einer Sekunde um 30 seiner Durchmesser vorwärts bewegt, also 30mal aus sich herausgerissen. Man könnte diese Energie der Körper, sich bei der Bewegung aus ihrem Raume herauszuheben, herauszureißen, Exmotion oder Demotion nennen und auf Grund der Durchmesserverschiebungen vergleichen. In unserem Falle wäre also der Planet, der nach einer gewissen Betrachtung ungleich rascher ist als der Vogel, unver-

gleichlich träger als der Vogel; dieser hätte eine Exmotion, die 15.000mal größer wäre als die des Planeten. Noch gewaltiger überragend wäre die Exmotions-Energie des nach Millionstel Millimeter dimensionierten, millionenmal aus sich heraustretenden Moleküles. Es wären Zahlen von der Größenordnung der Zahlen für Lichtgeschwindigkeit.

Man könnte sagen, die Exmotion gelte nicht, denn, wenn der Planet z. B. in kleine Teile zerspringt, so wird jeder doch nur die frühere Geschwindigkeit behalten, obzwar er scheinbar zu einer ungleich größeren Herausreißungsenergie (Exmotion) gekommen ist. Aber darauf wäre zu antworten: es ist eben fraglich, ob nunmehr in den Teilchen nicht neue Energien entbunden würden? Doch genug! Es könnten sich Beziehungen zwischen Volumen, Gewicht und Exmotion eines Körpers ergeben; der Begriff kann in der Chemie Anwendung finden. Doch darüber kein Wort mehr. Wir erlaubten uns hier diese halb spielende Digression nur, um zu zeigen, daß selbst in der Physik auf Grund des phänomenalen Bestandes Hinweise auf eigentümliche Maße von inneren Energien in physikalischer Einkleidung erwachsen könnten.

6. Um nunmehr zum Überflusse an einem vulgären Beispiele die ganze sonnenhelle, evidente und universelle Kausalitätsbetrachtung zu wiederholen: Wenn ein Mensch aus einem guten ein schlechter wird, so kann er nicht durch sein Gutsein schlecht geworden sein, weil nicht durch A Nicht-A werden kann, sondern er muß immer zum Teil gut, zum Teil schlecht gewesen sein und durch irgend einen Anreiz muß das Schlechte hervorgetreten sein, das dann in vielen oder allen einzelnen ethischen Lagen sich betätigt.

Wo immer also, in welcher Welt immer, auch in welcher völlig unbekanntem Welt, Veränderungen sind, dort müssen Ursachen der Veränderungen sein; und die beharrende Identität kann nie Prinzip, Keim der Veränderung sein. Ein Gleichbleibendes kann niemals die Wurzel von Verschiedenheiten sein. Wer sich scheut, diesen Satz in die Schatzkammer unverlierbaren Wissens einzustellen, der ist noch ärger und lächerlicher als ein Solipsist. Und die Bestrebungen, ihn zur Vernunft zu bringen, bewegten sich auf denselben Bahnen als diejenigen, welche dem Wahngedanken des Solipsisten gewidmet waren.

KANT war völlig im Recht, die Welt des Dinges an sich zu statuieren und ebenso war er auch im Recht, diesem Kausalität beizulegen. Falsch, unerlaubt war nur, daß er diese Kausalität auf ein menschliches Gemüt gerichtet sein ließ. Heutzutage glauben manche, in Beziehung auf allgemeine Kausalität vorsichtiger sein zu müssen als er. Talente, welche belehrt worden sind, suchen oft ihre Lehrer zu übertreffen und Epigonen sind immer extrem. So gibt es jetzt einen zelosig gewordenen Phänomenalismus, der bei Mangel einer wirklichen Erkenntniskritik und Psychologie das Sinnfällige ausschließlich gelten läßt und gegen alle Weltnotwendigkeiten blind und taub ist.

Denn KANT war es allerdings, wie schon seine zeitgenössischen Kritiker sofort festgestellt haben, durch seine eigene Theorie verwehrt, eine universelle Kausalität anzunehmen, indem er die Kategorie der Kausalität selbst für eine derjenigen erklärt hatte, welche nur auf Erscheinungen – somit nicht auf Dinge an sich – angewendet werden dürfen. Aber es war seine gute Vernunft, welche ihn dieses selbsterlassene Verbot wieder vergessen ließ. Denn Veränderung und Veränderung bewirkende Faktoren sind Konstituenten aller Welten.

7. Die Welt des Dinges oder der Dinge an sich könnte auch in völliger Ruhe, ohne jede Veränderung existieren. Zunächst hätten wir keinen Anhaltspunkt für eine diesbezügliche Meinung. Nun haben wir aber ganz absolut sicher festgestellt, daß die sinnfällige Welt, in welcher sich doch sicher Veränderungen zeigen, so wie sie ist, die Kraft zur Veränderung nicht besitzt. Die sinnfällige Welt als solche ist evidenterweise ohne Kraft. Die Kraft der Veränderung gehört also zur anderen, nicht sinnfälligen Welt, über deren Nähe, über deren Anschluß zur sinnfälligen Welt wir weiter freilich nichts wissen können. Die nicht sinnfällige Welt hat also die Beziehung zur Veränderung der sinnfälligen Welt, folglich müssen auch in der nicht sinnfälligen Welt Veränderungen vor sich gehen, und Kräfte dafür existieren, denn wäre die nicht sinnfällige Welt immer gleich und immer identisch, so könnte auch sie nicht das Prinzip von Veränderungen sein. Und es genügt also durchaus nicht, daß x und y nur in irgendwelcher Verschiedenheit existieren, sondern sie müssen arbeiten, miteinander, gegeneinander arbeiten, sonst wäre auch im Sinnfälligen niemals Veränderung, niemals Auftreten eines Neuen.

8. Verwerten wir nun unser ganzes, bisher erbetteltes Wissen, so bringt es uns als Zinsen noch ein schönes Wissensstück. Die Objekte der sinnfälligen Welt, so wie sie da sind, existieren nur, wenn Sinne und Hirn existieren, und auch diese wieder nur, wenn Sinne und Hirn existieren; dieser sinnfälligen Welt muß irgendein Sein entsprechen, korrespondieren, das da ist, auch wenn Sinne nicht sind, und auch den Sinnen muß irgendein Sein entsprechen, welches ist, wenn sie auch nicht wieder von Sinnen betrachtet werden. Über die Modalitäten der Korrespondenz wissen wir nichts. Dieses sinnfällige relative Sein wird also veranlaßt von einem an sich Seienden absoluten Sein. Und wir besitzen jetzt diese Kenntnis, daß die sinnfällige Welt objektiv, reell irgendeine Art Produkt der an sich Seienden Welt ist, und die Erkenntnis, daß die Veränderungen in der sinnfälligen Welt vollkommen produziert sind durch die Ursachen und Kräfte der irgendwie mit ihr in Konnex stehenden, an und für sich Seienden, kraftbegabten Welt. Aber unerlaubt wäre die Behauptung, daß die Vorkommnisse als subjektiv wieder in eine Wissenssubstanz eingebettet, als ihr inhärente Modifikationen, existierten.

Fassen wir zusammen: Die sinnfällige Welt als solche ist leer von Kräften, und sie zeigt, so wahr und existent auch ihr Bestand ist, einen höchst relativen

Bestand, denn sie existiert nur unter der Bedingung von Sinnen, welche selbst wieder nur relativ zu Sinnen als Sinne sich zeigen, während das ihnen korrespondierende, an und für sich Seiende Element unbekannt ist. Außer der sinnfälligen, wirklichen und wahren Welt ist also noch die Welt des an und für sich Seienden und des Kräftigen. Über ihre Beschaffenheit und die Art ihrer Korrespondenz zur sinnfälligen Welt läßt sich gar keine Vermutung rechtfertigen. Sie muß eine Renitenz in sich haben, sie muß in sich einen Anreiz zur Veränderung haben, und sie mit ihren Kräften ist es, welche die Welt der sinnfälligen Vorkommnisse veranlaßt, produziert. Über die Form der Welt der Dinge an sich haben wir keine Idee, aber wohl sind wir sicher über einige Verhältnisse, die dort herrschen müssen, nämlich das Verhältnis einer Beharrlichkeit, einer wesentlichen Differenz, einer Mannigfaltigkeit und der Kraft.

9. Die vorhandene sinnfällige, räumliche Welt ist im allgemeinen als Vorkommnis dreidimensional – optisch kann sie allerdings überhaupt nur zweidimensional gegeben sein; denn das Auge kann nur Flächen und niemals Tiefen bieten. Aber durch die Umgreifungen und Bedeckungen, bei durchsichtigen Körpern, zeigt sich die vorkommende Welt ganz reell als flächenhaft und tief, als dreidimensional. Wenn nun mehrere Menschaugen und -sinne vorhanden sind und dann auch mehrfache Bestände dieser Welt von der Erde bis zu den Sternfernen, so sind alle diese mehrfach vorhandenen Vorkommnisse von den Kraftfaktoren, innerhalb welcher die Sinne und die Objekte ihre Repräsentanz haben, mehrfach produziert. Die mehrfachen Sinne haben, wie man aus ihrem Werden und Vergehen entnehmen muß, auch mehrfache Repräsentanz im y -Faktor. Auch die xy -Kooperationen sind mehrfach. Aber nur einmal vorhanden ist die innerhalb dieser Vorkommnisse zur Erscheinung kommende Widerstands- und Aktionskraft, welche den die Objekte repräsentierenden Dingen an sich angehört.

Also die sinnfällige Erscheinung der Bewegungen und der Zusammenstöße der Körper kann so oft produziert sein als Menschen und Sinne vorhanden sind, aber nur einmal existiert das diesen Körpern korrespondierende Gebiet der Dinge an sich und nur einmal also die reelle Kraftentfaltung.

Alle die in Korrelation zu den Sinnen einzelner Menschen bestehenden Welten sind wirklich, sind so reell, daß sie absolut nicht mit dem Namen Traum belegt werden dürfen. Man dürfte sie nur in einer Beziehung Träume nennen – vorausgesetzt, daß damit keine Herabsetzung ihrer Realität gedacht wird und vorausgesetzt, daß man nicht an einzelne konkrete Träumer denkt, deren Operate diese Träume sein sollen – in dieser Beziehung nämlich, daß alle diese Gestaltungen, wie Luftgebilde, wie Spiegelbilder nebeneinander, durcheinander bestehen könnten, ohne einander zu beeinflussen, ohne gegenseitige Interferenz. Denn so oft sie auch sind – die den Objekten und den Leibern und den

Sinnen entsprechenden, an sich seienden Faktoren sind doch nur je einmal; die Kraft und die Renitenz ist nur je einmal.

Und aus dieser an sich seienden, kraftvollen Welt derivieren die sinnfälligen Gestaltungen zugleich mit den Sinnen. Die Vorkommnisse sind nicht gewußte, sind nicht Vorstellungen, sondern objektive Derivate.

Über die Form der Berührung der Welt an sich mit der sinnfälligen Welt haben wir keine Idee, aber wohl sind wir über deren Verhältnis zu ihr sicher, darin sicher, daß jene für diese agiert und sie veranlaßt.

Die getrennten „Ich“

1. Die sinnfällige Welt ist, wie wir also hervorgehoben, durchaus nicht Vorstellung und nicht Schein. Und man kann innerhalb der sinnfälligen Welt der Vorkommnisse so wohl unterscheiden, was den Wert der Objektivität besitzt und was die Wertlosigkeit der Subjektivität zeigt. Es ist eine schwache Seite des schon gerügten unkritischen Phänomenalismus, daß er alle Augenblicke in Subjektivismus umzuschlagen droht. Der Subjektivismus glaubt fälschlich an ein Ich oder an irgendeine Substanz, welche die Welt als Wissen besitzt. Eine solche Theorie ist – wie gezeigt – eben eine solche Erschleichung als der naivste Realismus eines bäuerischen Sinnes.

Es zeigt nun eine bedenkliche Neigung zum Subjektivismus, jedenfalls aber eine erkenntnistheoretische Unklarheit, wenn man sich dagegen wehrt, daß die Wirklichkeit dem Schein gegenübergestellt werde, oder wenn man meint, daß die Sinne weder falsch noch richtig zeigen. Es soll kein rechter Grund sein, eine sinnfällige Tatsache den anderen gegenüber für Wirklichkeit zu halten und die anderen zum Schein herabzudrücken, z. B. in dem Falle, wo man zuerst einen Bleistift etwa, den man in der Luft vor sich hält, gerade sieht, dann aber, wenn er schief in das Wasser getaucht wird, geknickt sieht.

Uns scheint hier aber genug Grund zur Konstatierung eines Unterschiedes zwischen Wirklichkeit und Schein geboten zu werden. Der Stab bleibt, auch schief ins Wasser gesteckt und geknickt gesehen, doch sicher gerade, d. h. alle physikalischen Wirkungen, die von ihm ausgehen, gehen von seiner geraden Linie aus, oder umgekehrt, physikalisch getroffen wird er nur an den Örtern seines geraden Verlaufes. Der optische Ort, den die Knickung einnimmt, ist für jede physikalische Wechselwirkung überhaupt nicht vorhanden, sondern nur für das Auge. Jene optische Tatsache ist, vom Standpunkt der Dynamik gesprochen, „Schein“, welche im Gebiete der Bewegungen und der Bewegungskräfte keine Repräsentanz hat. Es besteht demnach sicher die Berechtigung, den Begriff „Schein“, „subjektiver Schein“ anzuwenden, und zwar auf jenes

sinnfällige, respektive sinnlich abgeleitete Vorkommnis, welches für das Veränderungsgebiet, in welchem es Einfluß begehrt, keinerlei virtuellen, potentiellen Einfluß besitzt.

2. Zu solch ungerechtfertigter, vielleicht auch nicht ernst gemeinter Verschiebung der Grenzen zwischen Wirklichkeit und Schein gelangt man eben ganz leicht, wenn man vergißt, daß wir es nur mit Hinweisen auf Kräfte und Ursachen der sinnfälligen Vorkommnisse zu tun haben. Wir sagten, daß jene rein optische Erscheinung der Knickung keine Repräsentanz im Gebiete dynamischer Bewegungen und auch nicht im Gebiete der jenen Bewegungen vorstehenden Kräfte hat. Denn sicher entspricht auch der optischen Knickung tatsächlich irgendein Machtfaktor im Gebiete des Dinges an sich, aber nicht in dem Gebiete des Dinges an und für sich, insofern es Bewegungen und physikalische Vorkommnisse wie Stoß etc. leitet.

Und nimmermehr ist es überflüssig und müßig, in der Analyse das Gebiet des Sinnfälligen zu überschreiten, sondern dieses Hineinlugen in das Dunkel, soweit es sich von allen Täuschungen freihält, ist vielmehr notwendig und sichert erst die volle Würdigung der sinnfälligen Tatsachen und befreit erst völlig von anderen, zwar einfach klingenden, aber durchaus falschen vulgären und pseudowissenschaftlichen Meinungen.

Aus der Erkenntnis, daß die Kräfte selbst gar nicht im Reiche des Sinnfälligen liegen, könnte man eventuell für die Theorien- und Hypothesenbildung in der Physik Nutzen ziehen. Es könnte sein, daß gewisse sinnfällige Erscheinungen sich gegen eine Auflösung in Stoß- oder Nahewirkung dauernd sträuben. In diesem Falle dürfte man absolut nicht eine reale Fernwirkung annehmen.

Eine solche Annahme wäre ein absoluter Unsinn. Es kann absolut keine Fernwirkung geben. Denn die Kraft muß dort, wo sie wirkt, auch sein! Der Ausdruck Nahewirkung ist noch zu milde; die notwendige Sachlage wird etwa bezeichnet durch den Ausdruck: Koinzidenzwirkung. Es kann unmöglich der Fall gedacht werden, noch wirklich sein, daß ein völliges Null, eine Leere an Entitäten, ein völliges Null an Seiendem zwischen irgendeiner Kraftentfaltung und deren Ziel sich befindet, durch welche die Kraft also nicht durchwirken würde. Die gesamte Entfaltung der Kraft kann nicht irgendein Intervall Null in sich bergen; die bestimmte Kraft könnte nicht jenseits des Nullintervalls neu erstehen, wenn sie diesseits des Nullintervalls zu sein aufgehört hat.

Wenn sich also irgendwie in der sinnfälligen Welt eine wahre Fernwirkung, ohne jedes Zwischenmedium, Äther etc., doch zeigen sollte, so könnte eine solche Beobachtung als solche eventuell ganz richtig und definitiv sein, und sie würde nur dartun, daß die eigentlichen, wahren Kräfte der Dinge an sich in dem Sinnfälligen sich in einer Form manifestieren können, welche sinnfällig den Sinnen eine absolute Leere direkt oder indirekt durch Rechnungen auf Grund des Sinnlichen zeigt.

3. Hier ist ferner hervorzuheben, daß das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und der Energie durchaus nicht evident sicher ist. Was hier als physikalisch und chemisch betrachtete Materie vorkommt, ist ja nur ein Produkt der unsichtbaren Urfaktoren und es wäre wohl möglich, daß diese in einer Weise arbeiten würden, welche hier das Vorkommnis eines Verschwindens von Stoff oder Energie zur Folge haben könnte.

Sicher ist nur, auch für die Wirkungswelt, daß aus Nichts nicht etwas entstehen kann. Aber fraglich bleibt es, ob nicht etwas vergehen könne. Da wir über Wesen der Substanz und Energie der Urfaktoren keine Ahnung haben, wissen wir auch nicht, ob sie partiell diminuieren, latent werden kann. In der Vorkommniswelt jedoch könnte Kraftschwund wohl vorkommen. Die Energie könnte durch Einwirkungen hervorgehoben werden, jede Kraftentfaltung könnte eine Funktion einer gewissen Kräftekonstellation sein; die Konstellation könnte sich aber nun dauernd ändern, so daß absolut keine Kraft zur Regsamkeit käme.

Damit spielen wir aber durchaus nicht auf die Kälteerstarrung des Sonnensystems an. Diesbezüglich herrscht eine komische Ängstlichkeit. Wissen wir doch nicht, ob die Elemente nicht gerade bei maximaler Kälte neue Eigenschaften und Regsamkeiten entfalten.

Aber im allgemeinen muß man daran festhalten: Das Gesetz der Erhaltung des Stoffes und der Energie für die Vorkommniswelt ist durchaus empirisch und könnte ein transitorisches sein. Und über die Kraftwelt schwebt eo ipso Dunkel.

4. Man gestatte, daß wir zu dieser Bemerkung noch eine etwas verwandte fügen, über die Öde der sinnfälligen Welt. Wenn man nämlich von dem Äther absieht, der alle Sternenträume erfüllen soll und nur ein hypothetisches Gebilde ist, welches die Ausschließung einer Unterbrechung der Kraftwirkung verkörpert, wenn man also vom Äther absieht, sind die ungeheuren Räume nahezu leer. Das sinnfällige Nichts in den Sternenträumen überträfe an Ausdehnung die von Himmelskörpern erfüllten Orte unendliche Male. Denkt man sich um irgendeinen Ausgangspunkt Kugelschalen konzentrisch, unmittelbar benachbart gelegt bis zu den entferntesten Sternen, so befinden sich nur auf den wenigsten Kugelschalen überhaupt Himmelskörper, und der Raum, den jeder von ihm auf seiner Sphäre einnimmt, ist gegenüber der Fläche seiner Sphäre verschwindend klein. So dicht gedrängt die Sterne zu stehen scheinen, sind sie doch in furchtbaren Entfernungen voneinander und in ihrer Klarheit gegenüber dem Raume arme, ins Leere stierende Einsiedler. Wenn man aber frei von sinnfälligen Eindrücken sprechen will, so ist zu sagen, daß nur dort, wohin Kraft reicht, überhaupt eine Welt ist; dort, wohin Kräfte nicht reichen, ist nicht, reell thronend, das „Nichts“, sondern dort ist nicht etwas. Im Reiche der Dinge an sich ist lautere, lückenlose Kraft.

5. Wir haben noch einige Reflexionen über das sogenannte „Wissen“ zu machen, über die Repräsentanz der sogenannten sinnlichen Wahrnehmung in der Welt der Dinge an sich. Wir erinnern kurz an die schon entwickelte Formel: die unter Mitexistenz der Sinne vorkommenden Objekte sind veranlaßt durch eine Funktion jener Faktoren, welche Beziehung haben zur Welt ohne Menschensinne, und jener Faktoren, welche Beziehung haben zu den erscheinenden Menschensinnen, also durch eine Funktion von x und y . Die Ansicht, daß irgendein individuelles oder absolutes „Wissen“ existiere, ist ein Gerede von einer unbekanntem und vorgelagerten Funktion.

Die Ansicht, daß von gegenüberbefindlichen Objekten her Bilder in eine auffangende Substanz durch das Auge fallen, hat sich als kindische Erschleichung herausgestellt; denn das vorgeblich Bilder sendende Objekt wäre ja doch nur eben das Bild selbst. Wir werden natürlich hier nicht alle Gründe für die Verwerfung dieser kindischen Ansicht nochmals rekapitulieren. Es sei nur wiederholt, daß gar keinerlei Beschaffenheit des Auges oder anderer sinnfälliger Konstellationen jene kindische Ansicht plausibel machen kann. Es ist hier nur zu betonen, daß alle sinnfälligen Konstellationen ihre Korrespondenzen im Dinge an sich haben müssen. Ängstlichen Gemütern zuliebe wollen wir eine oder die andere sinnfällige Konstellation in der Sprache der Dinge an sich beschreiben, soweit wir dieses Idiom beherrschen. Wenn einer z. B. am Anfange einer Allee die ganze Allee betrachtet und ihm die vorderen Bäume deutlich sind, die entfernteren undeutlich, aber bei der Annäherung an sie deutlich werden, so kann das Ereignis natürlich nicht unsere allgemeinen Erwägungen, daß die sogenannten Objekte und das Auge nicht die bildererzeugenden, wahrhaft wirksamen Kräfte sind, umstürzen. Erkenntnistheoretisch gefaßt, also mit den Worten, welche Beziehung auf die wahrhaften Kräfte enthalten, ausgedrückt, wäre der Fall so zu beschreiben: das Produkt der Funktion von xy , d. i. die optische Allee, kommt in verschiedenen Stadien der Entwicklung vor, in verschiedenen Stadien einer relativen Ausbildung; es gibt endlich eine gewisse Konstellation im Dinge an sich, welche einer gewissen Stellung der Sinne hier entspricht, wobei die komplette Darstellung des Vorkommnisses erfolgt.

Ein grundwichtiger Fall ist das Vorhandensein von mehreren gleichartigen Wissen, das sogenannte Wissen von ähnlichen Objekten bei zwei und mehreren Menschen. Wenn also die Sachlage derart ist, daß man sie vulgär dahin ausdrückt, es blicken mehrere Menschen auf ein und dasselbe Gefilde, auf einen und denselben Stern, so heißt das in der durch kein falsches Vorurteil getrüben Denkweise: Es werden durch eine Kooperation von x und y – sei es in mehreren Formen oder sei es in vervielfachter Kraft, kurz: unbestimmt in welchen Prozessen – mehrere gleiche Gefilde, mehrere gleiche Sterne als optische Vorkommnisse produziert. Reflektiert man aber nicht auf sogenannte menschliche Betrachtung, also auf das, was irgendwie dem y korrespondiert, so bleibt nur

der Faktor x in Rechnung, das Prinzip der Resistenz und der Dynamik im Dinge an sich, welchem hier die Ortsinnehaltung und Ortsveränderung der Körper entspricht. Die mehreren Vorkommnisse der gleichen Felder, Sterne sind vorhanden, ohne sich gegenseitig zu stören, wie durcheinandergehende Rauchringe, aber auch ohne Interferenz, als Gebilde, die einander nicht aktiv tangieren. Aber dasjenige, was den phänomenalen Leistungen derselben entspricht, der reelle Widerstand, die reelle Kraftbetätigung, ist nur jeweilig einmal vorhanden.

Jedes der sinnfälligen gleichen Vorkommnisse hat später seine separate Geschichte, sein separates Fortleben in der Erinnerung, in den verschiedenen Wiedererweckungen und in den Phantasiegebilden, die immer im Kreise ihrer primären Vorkommnisse bleiben.

Aber es ist die höchste Zeit, daß wir über die sogenannten verschiedenen Ich, über die sogenannten individuellen Bewußtseinssphären sprechen.

6. Vorher indessen doch noch ein Hinweis auf gewisse Träumereien, vor denen wir warnen. Man könnte vielleicht denken, das Feld, der Stern der verschiedenen Beobachter sei im sinnfälligen Reich nur einmal als optisches Vorkommnis aufgeblitzt, war aber begleitet von den mehrfachen Vorkommnissen der Augen der verschiedenen Beobachter. Alle Beobachter würden somit gewissermaßen an eine und dieselbe Erscheinung angeschmiedet sein. Das scheint jedoch keine gute Darstellung, weil dabei eben die mehrfachen Erinnerungsbilder und vielfachen Vorstellungsgeschicke nicht berücksichtigt werden.

Oder eine andere zwar nicht so falsche aber ganz müßige Träumerei. Der Mensch hat – phänomenal gesprochen – durch seine beiden Augen zunächst zwei Bilder eines Gegenstandes, welche sich aber in einem gewissen Maße decken; analog nun etwa könnten die gleichen Vorkommnisse zunächst mehrfach existieren und dann doch auch in irgendeinem hohen Wesen, das entsprechend organisiert wäre, zur Deckung kommen.

Solche Phantastereien sind unseren Formeln äußerster Vorsicht gerade entgegengesetzt, und für diese wäre es die größte Beleidigung und Verkenning, mit solchen Hirngespinnsten auf eine Stufe gestellt zu werden.

7. Endlich also: Was ist es mit dem einzelnen „Ich“? Was das „Ich“ ist, sagt in Ausführlichkeit natürlich erst die Psychologie, welche alle seine Formen darstellt. Hier ist zuerst einiges über die sogenannte Mehrheit von „Ich“, über die Zuteilung der Vorkommnisse an mehrere „Ich“, über Anschlüsse an die bisherige Erkenntniskritik zu sagen.

Das einzelne „Ich“ ist nichts anderes als jene Gruppen von Vorkommnissen, welche sich lokal berühren, lokal aneinanderstoßen, lokale Kontinuität zeigen. Ein Blatt Papier, in einiger Entfernung ein anderes Blatt Papier; sie berühren sich nicht; nur so weit als sie lokale Kontinuität zeigen, sind sie Eines.

Es existieren sinnfällige Vorkommnisse in verschiedenen Kreisen, die sich nicht-berühren. Die Rede, es sei das Bewußtsein an verschiedene Individuen, an verschiedene Köpfe verteilt, hat lediglich die Tatsache zum Fundament, daß nicht alle Vorkommnisse Berührung, Kontiguität, lokalen Anschluß, Kontinuität zeigen, sondern daß einzelne Vorkommnisgruppen ohne Kontakt mit anderen sind. So wie meine Fläche der Vorkommnisse des gestrigen Tages sich nicht mehr mit der Vorkommnisfläche des heutigen Tages berührt, so berühren sich eben gewisse Vorkommniskreise nie; das sind die Vorkommniskreise sogenannter verschiedener Individuen. Läßt man zugunsten dieser abstrakten Auffassung vorläufig die Erinnerungen, das sind also die sekundären Vorkommnisse, aus dem Spiele, so kann man sagen, meine gestrige Vorkommnisssphäre ist gegenüber meiner heutigen ebenso ein anderes Individuum, wie meine Vorkommnisssphäre gegenüber deiner Vorkommnisssphäre. Und andererseits: Könnte man einen Anschluß herstellen zwischen deiner Vorkommnisfläche und meiner Vorkommnisfläche, so wie er hergestellt ist zwischen deiner linken und deiner rechten Flächenhälfte, so wären wir Eins geworden.

Von diesem phänomenalen Vorkommnisbestande, von diesem einfachen, sinnfälligen Bestande hinüberblickend zu den Dingen an sich, müssen wir demnach sehen, daß dort die xy -Produktion der Vorkommnisse in getrennten Partien erfolgt. Diese können selbstverständlich in unbekannter Weise im x y zusammenhängen, worauf wir natürlich gar nicht reflektieren können. Aber das dürfen wir sagen: Es gibt im Dinge an sich ein Prinzip der Vorkommniskreiseinteilungen, ein Prinzip der Nachbarschaft, im Unterschiede zu der Vorkommnistrennung, ein Prinzip des Anschlusses respektive Anschlusses, kurz ein Rahmenprinzip.

8. Es hätte keinen Sinn, dieses Rahmenprinzip Seele zu nennen, da eine Philosophie, welche von den grob konkreten Anschauungen und Vorurteilen prähistorischer Menschen herrührt, darunter irgendein Prinzip versteht, welches vom Leibe verschieden, im Leibe steckt, welches eine Substanz ist, von Haus aus ausgestattet mit einem Schatze von Formen und menschlichen Begriffen, die eine Operation, nämlich „das Wissen, das Vorstellen“, vollziehen soll, die sollte sie anerkannt werden, etwas an sich Klares, Offenbares sein müßte, während diese vorgebliche Operation eine reine Chimäre ist.

Wir dürfen unter dem Rahmenprinzip nur das x y insofern verstehen, als es auch das Prinzip der Abteilung der Vorkommnisse enthält, das Prinzip der Ausschließung von Vorkommnisssphären voneinander und das Prinzip des sekundären Weiterbestandes der Vorkommnisse in Erinnerungen.

9. Was nennen wir aber überhaupt ein „Ich“? Gewiß haben wir keine Kenntnis von einem Wesen, dem wir diesen Namen beilegen dürften; gewiß haben wir keine Kenntnis von einem Wesen, das einen klaren Prozeß des Wissens vollziehen würde; und gewiß sind diverse Behauptungen einer Ich-Wahr-

nehmung, eines Ich-Gefühles, die wir leider noch zu beleuchten haben werden, vollkommen aus der Luft gegriffen. Für uns wird der Ausdruck „Ich“ rein nur ein Ausdruck für gewisse Arten von Vorkommnissen sein, welche wir aus der allgemeinen Gattung der Vorkommnisse herausheben können.

Die verschiedenen Arten von Vorkommnissen sind folgende: die Vorkommnisse der sogenannten Gegenstände, Objekte, z. B. die ganze Landschaft vor dem Auge; das Vorkommnis des Leibes, ausgezeichnet durch gewisse Realitäten auf ihm, wie Druck, Schmerz, welche auf den Extensitäten, den Ausdehnungen der sogenannten Gegenstände, der Landschaft fehlen; zu jenen gehören auch die Vorkommnisse der Sinne; endlich die Vorkommnisse eigentümlicher Form, welche die bisher erwähnten Vorkommnisse in verkleinerter, abgebläbter Weise zeigen, die Erinnerungen, Phantasievorstellungen, Ideen, Vorstellungen von Leibesbewegungen, Urteilen, welche wir gegenüber den primären Vorkommnissen der Objekte und des Leibes sekundär genannt haben. Sonst gibt es keine Vorkommnisse.

Das waren also alle sinnfälligen und die von solchen derivierten Vorkommnisse. Welche wollen wir nun das „Ich“ nennen? Wir finden kein Gebot, keinen Zwang vor, gerade irgendetwas von diesen Dingen „Ich“ zu nennen. Wir könnten all das aufgezählte Sinnfällige nun „Ich“ nennen wollen, zum Unterschiede von den unbekanntem Dingen an sich und Kräften an sich. Ja wir dürfen sogar zunächst die Objekte, die Landschaft z. B., gar nicht von dem Ich ausschließen! Eben diese Landschaft ist das Ich! Denn wenn man jetzt, ganz in die Betrachtung der Landschaft versenkt, die Landschaft nicht zum Ich rechnen wollte, dann wäre man ja in dem Momente gar nichts, als noch etwa eine kleine unbedeutende Augenempfindung. So wie die falsche Erkenntnistheorie die sogenannten Bilder der Landschaft, das, was sie fälschlich subjektives Abbild nennt, zum Ich zählt, geradeso kann die richtige Erkenntnistheorie dieses volle, reale, objektive Vorkommnis der Landschaft selbst zum Ich zählen.

Aber in der Landschaft, in den Objekten gehen physikalische Veränderungen vor sich, deren entsprechende, tatsächliche Kräfte natürlich nur im Dinge an sich sind, Veränderungen, die auch nicht immer sinnfällig sind. Sie sind derart, daß sie, wie wir gesehen haben, sinnfällig sein könnten; aber sie sind nicht immer sinnfällig. Man könnte daraufhin nun dasjenige physikalisch Veränderungsfähige, das nicht immer sinnfällig ist, vom Ich ausschließen wollen.

Man könnte ferner auf einen anderen Unterschied sein Augenmerk lenken. Auf den Objekten lagern nicht jene Qualitäten wie Druck, Schmerz, welche auf dem Leibesvorkommnis lagern. Die Objekte setzen sich auch niemals auf sekundäre Bilder ihrer Bewegungen hin in Bewegung; niemals hat sich noch ein liegender Baumstamm aufgerichtet, wenn das sekundäre Bild seines Aufstehens vorhanden war, aber der liegende Leib richtet sich unter Umständen auf, wenn die Vorstellung seines Aufstehens stark ist. So könnte man also dasjeni-

ge, was mit gewissen Qualitäten, sagen wir Leibesempfindungen, ausschließlich begabt ist und im Konnex zu sekundären Vorkommnissen steht, als Ich bezeichnen, gegenüber den empfindungsleeren und unfolgsamen Objekten.

Man könnte ferner auf einen anderen Unterschied Gewicht legen. Die sekundären Vorkommnisse, so ähnlich sie den primären Vorkommnissen auch sind, zeigen keine physikalischen Veränderungen; sie stoßen einander nicht, sie drücken nicht auf die Waage, können nicht transportiert werden, noch ausgedehnt werden, noch kondensiert werden. Das $x y$ der Dinge an sich schafft die primären und auch die sekundären Vorkommnisse, die wir Erinnerungen, Pläne, Ideen nennen; aber auf diese sekundäre Vorkommniswelt nehmen die Faktoren, insofern sie physikalischen Veränderungen vorstehen, keine Ingerenz. Man könnte also diese „physikfreie“ Welt sekundärer Vorkommnisse, der Erinnerungsbilder, Phantasiebilder, Urteile, das „Ich“ nennen wollen.

10. Von diesem und dem früheren Standpunkt aus wird ein ernst gemeinter Scherz wenig Anklang finden, bei dem man, auf die Aufforderung, eine Selbstschauung am Ich auszuführen, sich, so weit man sich selbst sieht, und etwas von der Umgebung aufzeichnet. Denn bei dieser Zeichnung fehlt der Rücken, welcher auf Grund der Leibesempfindungen zum Ich gehört, und ferner fehlen alle die sekundären Bilder, Erinnerungen, Absichten etc., die man, wie man sagt, im Kopfe hat, und die eben nicht nur als zum Ich gehörig betrachtet werden können, sondern sogar vorzugsweise als das Ich bezeichnet werden können. Zudem ist das gezeichnete Ichbild auch deshalb unzutreffend, weil man, so wie Bleistift, Papier, alle Objekte zum Ich rechnen könnte.

Auf andere Scherze, die man mit dem Ich treiben kann, auf Symbolik und Metaphern, wie, daß ein Ich mit seinen Gedanken, oder nach seinem Tode, in einem anderen Menschen leben kann etc. etc., brauchen wir uns nicht einzulassen.

11. In der Psychologie werden wir ja die verschiedenen Konstellationen sekundärer Vorkommnisse in Verbindung mit primären und sekundären Leibesvorkommnissen getreu darstellen und im übrigen macht es uns Freude, dem Leser die Wahl zu überlassen, was er Ich nennen will. Es ist ja ein Wort, das gar keinen Wert mehr hat, wenn man sich befreit hat von der lügnerischen Theorie, von einem Wesen, das Selbstherrlichkeit, Wissensprozesse oder Spontanitäten und autonome Akte zur Äußerung bringe. Für denjenigen, welcher auf der sicheren, wenn auch so schmalen Basis einer vorurteilsfreien und radikal analysierenden Erkenntnistheorie steht, ist es das $x y$, das die Landschaft und das Auge zusammen schafft, desgleichen die sekundären Folgebilder derselben, und das ein Rahmenprinzip in sich trägt, welches dafür sorgt, daß gewisse Vorkommnisse in einer und andere Vorkommnisse in anderer Nachbarschaft auftreten.

12. Und nachdem wir mit unserer Aufgabe, die vulgären und pseudowissenschaftlichen Lügen zu zerstreuen und die sichere Erkenntnis zu zeigen, nun fertig sind, nachdem wir mit unserer kärglichen Wissenschaft von den übersinnfälligen Dingen und der Herkunft der sinnfälligen Dinge zu Ende sind, fragen wir nur noch, welche Art Vorkommnis ist denn diese von uns jetzt vorgetragene Erkenntniskritik selbst? Ein Wissen im Sinne einer speziellen Leistung, eines Prozesses in einem Subjekte, bei welchem Prozeß und Subjekt selbst deutlich manifest wären, ist es also nicht. Unser sogenanntes metaphysisches oder erkenntnistheoretisches Wissen ist nichts als die Wiedergabe einer Tatsache, selbst produziert von x y , die evident, ohne unverantwortliche Erdichtungen in allen Vorkommnissen Platz finden kann.

Die falschen Theorien sind Bilder gewesen, welche einfach der Logik nicht standhalten können, den Ausweis allgemeiner Gültigkeit nicht erbringen können, wie das Aufrechtmarschieren nicht die Bewegungsart ist, um im tiefen Wasser, wo man nur schwimmen kann, vorwärts zu kommen. Unsere Erkenntnislehre ist eine Reihe von Bildern, d. h. von sekundären, aus den primären derivierten Vorkommnissen, getragen von den Sätzen: A ist A und was A nicht ist, ist nicht-A, welche selbst abstrakte, d. h. derivierte Bilder sind, die aber überall zutreffen und in sich evident sind.

13. Dieses war also der Kommentar zu unserer wundervollen Offenbarung und wir würden sie hier zum Schluß wieder abdrucken lassen, wenn wir nicht die Ahnung hätten, der Leser werde jetzt ohnedies zurückblättern und sie an ihrem Orte lesen und verstehen, daß sie ein Hohn sein will auf alle die Theorien, die mit einer Außen- und einer Innenwelt, mit Objekt und Subjekt, mit einem Wissen und dem Wissen vom Wissen prahlen, während wir doch gar nichts wissen können, nicht nur unsere Herkunft, unseren Weg und unsere Bestimmung nicht wissen, sondern auch nichts von der Herkunft dieser Welt im theoretischen Sinne, nichts über die Herkunft der Sinnfälligkeit wissen und wahrlich ärger sind als das Vieh, welches wenigstens nichts zu wissen meint.

Gehirn und Empfindung

1. Wir haben noch die Frage nach dem sogenannten Zusammenhang zwischen Gehirn und Bewußtsein zu behandeln. Wenn man die Annahme macht, zu der man sich schließlich gezwungen sehen wird, daß alle Formen des Bewußtseins, wie Gefühle, Urteile nur Reihen von sogenannten Empfindungen sind, so steht die Frage so: Welches ist der Zusammenhang zwischen Gehirn und Empfindung. In jedem Falle wäre, da Empfindungen das relativ frühere

und einfachere Bewußtseinsereignis bilden, die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Gehirn und Empfindung die primäre. Dieser Frage strebte unser Interesse eigentlich während des ganzen Geschäftes der Erkenntniskritik zu; bei ihr wollten wir landen; mit einer kurzen, leichten Anwendung unserer bisher geübten Denkweise können wir sie lösen. Wer die Frage aufwirft, welches die Beziehungen des Gehirnes zur Empfindung sind, der muß sich, wenn er ein ehrlicher Denker ist, von Frage zu Frage getrieben finden, bis zu den universellsten Fragen nach den Unterschieden und der Herkunft des Seienden. Sie alle sind für uns nunmehr erledigt.

2. Das Gehirn, als sinnfällige Materie, kann nicht die Ursache der Empfindung sein; denn nichts Sinnfälliges, als solches, ist Ursache und Kraft. Das Auge ist nicht die Ursache der sinnfälligen Objektphänomene; auch nicht Vorbedingung, wenn unter Vorbedingung eine Kraft verstanden wird. Das Auge ist gleichzeitig mit den sinnfälligen Objekten im allgemeinen; in bezug auf die einzelnen speziellen, nacheinander eintretenden Objekte kann man es höchstens den Vorläufer dieser Objekte nennen. Man wird aber nicht allen Teilen des Auges die gleiche Stelle in der Beziehung zu Objekten einräumen können, so z. B. doch den Augenlidern gewiß nicht, auch dem schwarzen Pigment in einer Augenhaut nicht dieselbe Rolle wie der Netzhaut. Genau so steht es mit dem Gehirn. Im allgemeinen ist es das mit den sinnfälligen Vorkommnissen, den sogenannten Empfindungen gleichzeitige Vorkommnis; im speziellen, in Hinblick auf neu eintretende Erscheinungen ein ihnen vorhergehendes Vorkommnis. Und die Histologie, die Gewebslehre, und das Experiment haben jene Teile des Gehirnes aufzusuchen, welche die stetigen Mitläufer, respektive Vorläufer der Objektvorkommnisse sind. Man kann also sagen, das Gehirn in diesen und diesen seiner Teile ist das obligatorische Mitvorkommnis aller Objektvorkommnisse. Und nicht ein Buchstabe mehr läßt sich sagen.

3. Bevor wir alle speziellen Angelegenheiten in dieser Frage ordnen, alle falschen Formeln über die Gehirn-Empfindungs-Beziehungen zerstören wollen, durchlaufen wir in einem kurzen, einige der behandelten Punkte streifenden Dialoge die Phasen der Erkenntnisbetrachtungen, die zu unserem Standpunkt, dem ebenso extremen als richtigen, führen.

Der Naive: Die Dinge sind draußen; das Auge bemächtigt sich ihrer.

Der Philosoph: Das Auge hat keine aus ihm heraus zu den Dingen dringenden Strahlen, keinen Fangarm, kein Organ, um auf den Dingen herumzukrabbeln.

Der Halbphilosoph: Die Dinge werfen ihre Bilder in Augen und in Konsequenz in das Gehirn.

Der Philosoph: Siehst du denn die Dinge auch oder nur die Bilder?

Der Halbphilosoph: Nur die Bilder.

Der Philosoph: Sagt dir dieses, was du Bild nennst, daß es von einem Objekte herrühre und ein Abbild sei?

Der Halbphilosoph: Nein, das nicht. Das, was ich Bild nenne, ist stumm und sagt nichts über seine Entstehung.

Der Philosoph: Ist nicht das, was du subjektives Bild nennst, gerade dasselbe, was du auch Objekt nennst?

Der Halbphilosoph: Allerdings; ich habe eigentlich nicht Objekte und Bilder, sondern nur unreferierende Dinge stehen da.

Der Philosoph: Woher glaubst du denn doch das Recht zu haben, diese seienden Dinge als Bild zu erklären?

Der Halbphilosoph: Eigentlich nur deshalb, weil ich das Auge zu seiner Wahrnehmung brauche.

Der Philosoph: Du meinst also, die Augen seien auf Objekte gerichtet?

Der Halbphilosoph: Ja.

Der Philosoph: Hast du denn nicht gesagt, das, was du Objekte nennst, sei dasselbe, was man als Bilder anspreche?

Der Halbphilosoph: Allerdings.

Der Philosoph: Die Augen werden also auf Bilder schon gerichtet, die doch erst in ihnen entstehen sollen? Das ist ja unmöglich!

Der Halbphilosoph: Ich sehe ein, das ist unmöglich. Es bliebe also, so scheint es, nur übrig zu sagen, es gibt Dinge und Augen, die irgendwie in Beziehung zu ihnen stehen. Aber ich kann mich doch nicht von der Idee losreißen, daß wir Nachrichten von außen her erhalten.

Der Philosoph: Das wird dir leicht gelingen, wenn du folgendes überlegst. Du gibst doch zu, daß man aus einer Wirkung nicht auf die Qualität der Ursache schließen kann. Denke z. B. an einen Schmerz und dessen Ursache, etwa einen Schlag.

Der Halbphilosoph: Ich gebe das zu. Man darf die Ursache nicht notwendig mit den Qualitäten der Wirkung ausgestattet denken.

Der Philosoph: Nun gehört doch zu den hier in Betracht kommenden Wirkungen die Farbe, die Ausdehnung, und ein Ort!

Der Halbphilosoph: Folglich dürfte ich die Ursachen weder als farbig, noch als ausgedehnt, noch als an einem Orte befindlich sicher voraussetzen und annehmen.

Der Philosoph: Ganz richtig; du darfst also nicht die Meinung hegen, daß die Nachrichten von irgendwoher kommen, da du nicht annehmen darfst, daß die Ursachen der Nachrichten an einem Orte seien.

Der Halbphilosoph: Allerdings, auch diese Annahme wäre ganz unberechtigt.

Der Philosoph: Nun und weiter; wäre denn nicht das Auge selbst nur eine Nachricht? Als Gesehenes nur eine Wirkung? Du wirst also auch mit seiner

Gestalt und seinem Orte, seiner Räumlichkeit nicht rechnen dürfen, wenn du an die Ursachen denken willst, da keine Eigenschaft der Wirkung mit Sicherheit der Ursache beigelegt werden darf.

Der Halbphilosoph: Du hast ganz recht.

Der Philosoph: Doch folge mir noch eine kleine Strecke. Der Ursachen der vollendeten Nachricht gibt es zwei, nämlich die Absendung und den aufnehmenden Faktor.

Der Halbphilosoph: Natürlich.

Der Philosoph: Beide also sind nicht notwendig der Nachricht ähnlich.

Der Halbphilosoph: Nein.

Der Philosoph: Dann darfst du auch den die Nachricht aufnehmenden Faktor nicht für ausgedehnt halten, noch für an einen Ort stehend halten.

Der Halbphilosoph: Das scheint ganz richtig; ich darf also weder für sicher halten, daß der ausgedehnte Schlußeffekt, das äußere Objekt und das Auge – was ich Nachricht, oder Objekt, oder Bild nannte – von einem Orte, einer Ausdehnung herrührte, noch an einem Orte von einer Ausdehnung aufgenommen werde.

Der Philosoph: Ausgezeichnet. Und nun, wenn du dich noch erinnerst, daß du dein Wesen nicht kennst, den vorgeblichen Prozeß des sogenannten Wissens und Vorstellens nicht wahrnimmst, daß du nicht mehr von Nachrichten, sondern nur von vorhandenen Dingen sprechen darfst, dann sind wir beide gleich geworden und dürfen also nichts anderes meinen, als daß eben bei der Mitexistenz von Augen und Gehirn Vorkommnisse da sind. Und dieses Nicht-Wissens, das uns zu armen, wahren Philosophen macht, entspricht auch unserer Ohnmacht in allen Dingen der Welt.

4. Mit der gebührenden erkenntnistheoretischen Vorsicht ausgerüstet, wird es nun sehr leicht, die Falschheit und Lächerlichkeit der bezüglich des Zusammenhanges zwischen Gehirn und Empfindung beliebten Formeln einzusehen. Die Kritik dieser landläufigen Redensarten wird natürlich ihrerseits wieder unserer bisherigen universellen Kritik Vertrauen einbringen.

Da hört man aus den Reihen allgemein gebildeter, differtantisch-philosophierender Männer und von Popularphilosophen, unter denen sich leider auch Physiologen befinden, das Wort: „Wie aus dem Gehirn die Empfindung entsteht, das wissen wir nicht und werden es nie wissen.“

Es ist noch ein wahres Glück, daß sie nicht sagen, sie wüßten, wie aus dem Gehirn Empfindung entstehe und wollten es nur nicht mitteilen.

Wie unsagbar lächerlich ist doch die Rede, die Entstehung der Empfindung aus dem Gehirn sei ein bleibendes Rätsel. Eine Unmöglichkeit ist sie vielmehr, eine krasse, unsinnige Unmöglichkeit ist sie und nicht ein Rätsel. Für ein Rätsel gibt es eine Lösung. Die Entstehung einer Empfindung aus dem sinnfälligen Gehirn ist aber eine Absurdität. Was ist denn das sinnfällige Gehirn?

Nun, etwas Weißes, Graues, also Farbiges und so und so Hartes oder Weiches – kurz das sinnfällige Gehirn ist Empfindung. Nun soll daraus Empfindung entstehen, also wieder etwas von der Art Weiß, Grau, Hart und Weich. Ja wie kann denn aus Weiß und Weich dasselbe Weich und Weiß, das man erklären soll, entstehen? A soll aus demselben A entstehen! Kann die Gattung der optischen oder anderweitig sinnlichen Vorkommnisse tatsächlich ihre Selbstursache sein? Wie kann aus sogenannter Empfindung sogenannte Empfindung entstehen? Welch blödsinnige Fragestellung! Unsinn über Unsinn!

Wären Gehirn und Bewußtsein gänzlich heterogen, so könnte zwischen ihnen keine kausale Verknüpfung herrschen. Das wußte die alte Philosophie. Für uns aber kann hier keine kausale Verknüpfung in Frage kommen, weil Gehirn und Bewußtsein schon dasselbe sind, nämlich Empfindung und Empfindung oder richtiger sinnfällige Vorkommnisse und sinnfällige Vorkommnisse.

5. Man meint aber vielleicht: nicht aus dem sinnfälligen Gehirn entstehe Empfindung, sondern aus dem, was dem sinnfälligen Gehirn an den Machtfaktoren, unter den Potenzen irgendwie entspreche! Wenn das die Meinung ist, dann alle Achtung!

Wenn man fragen würde, ob die sinnfällige Materie, welche Bewegung leistet, auch die Empfindung leisten kann, so müßte man die Frage zunächst dahin aufklären, daß die sinnfällige Materie, so wie sie sich gibt, auch nicht einmal Bewegung leisten kann, noch irgend etwas, da in dem Sinnfälligen als solchem keine Kraft vorhanden ist. Aber wenn man fragt, ob dieselbe dynamische, unbekannte Potenz, welche Bewegung leistet, und welche der Materie im Reiche der Dinge an sich entspricht, auch die Farbenvorkommnisse und alle sogenannten Empfindungsvorkommnisse hervorbringen kann, so muß man antworten, daß wir darüber gar nichts wissen.

Das populäre Gerede des Monismus, daß die Materie auch mit Empfindung begabt sei, ist ja ganz haltlos, weil jede phänomenale Materie selbst nur ein kraftloses, lediglich optisch-taktiler Vorkommnis ist, das in sich weiter keine Begabung hat, nur als Vorkommnis dasteht. Aber es kann anderseits nicht als logische Unmöglichkeit stigmatisiert werden, daß alles im Urfaktorenreiche, was einer Ausdehnung entspricht, auch imstande sein könnte, andere sogenannte Empfindungen, Berührungs- oder Schmerzempfindung, zu produzieren.

6. Ist die Formel: es entsteht Empfindung aus dem Gehirn, respektive aus der Materie, auf unerklärliche Weise, eine ganz verwerfliche, so scheint eine andere jetzt zu betrachtende Formel, die Formel der Begleitung oder Konkomitanz sich mit der richtigen, früher angegebenen Formel zu decken. Das ist aber nur dann der Fall, wenn man diese Begleitungsformel streng phänomenal nimmt, ihr nicht gewisse metaphysische Gedanken unterschiebt, und haupt-

sächlich sich daran erinnert, daß das Gehirn und die übrigen Empfindungen etwas ganz Gleichartiges und nichts Dualistisches sind.

Die Konkomitanzformel besagt: Es herrscht ein Parallelismus im Ablauf der Gehirnphänomene und der Empfindungsphänomene; irgendeine Gehirnbewegung läuft ab, gleichzeitig mit ihr gibt es eine Empfindung oder einen Wunsch etc. Diese Idee ist ganz richtig, wenn man dabei entschlossen ist, sich jedes Gedankens über die Ursache der Zusammenbindung von Gehirnprozeß und Empfindung zu entschlagen. Die Formel hat aber leider fast immer ihre Ergänzung durch Hypothesen über die Gründe des dualistischen, parallelen Ablaufes erfahren. Man glaubt z. B., Gott verbände in jedem einzelnen Falle oder ein für allemal diese beiden heterogenen, verschiedenartigen Reihen miteinander. Oder man könnte glauben, sie wurzeln beide in einer dritten Potenz, deren Urbewegungen durch jede von ihnen, sowohl durch das Gehirn, als durch das Bewußtsein, in der jedem eigenen Form, zum Ausdruck, zur Abspiegelung gebracht würden.

7. In Ausbeutung der Lehre SPINOZAS, daß Materie und Bewußtsein Attribute einer und derselben Substanz seien – eine Lehre, deren eigentliche Meinung noch durchaus nicht aufgeklärt ist – haben moderne Denker z. B. die Vorstellung verkündet: Wie ein Kreis vom Zentrum aus gesehen eine gewisse Form, sagen wir die konkave, darbietet, während er von außen gesehen eine andere, die konvexe, darbietet und doch immer derselbe Kreis ist, so seien auch Materie, respektive Gehirn und Bewußtsein dasselbe Ding, nur in verschiedenen Formen oder Ansichten. Diese Vorstellung, richtiger diese Rede, hat nun für viele Menschen etwas sehr Gefälliges. Betrachtet man sie aber näher, so sieht man wohl, wie auch kein Teil des Gleichnisses auf den hier zu erklärenden Fall des Hirnempfindungskonnexes paßt, so daß diese Vorstellung in ihrer Anwendung auf unsere Erscheinung von Unsinn strotzt. Wir wollen die Aufmerksamkeit auf einige der Schiefheiten dieser Vorstellung lenken.

Konvexität und Konkavität des Kreises sind zwar Ausdrücke von Relationen, nämlich von Beziehungen zu einem Punkte innerhalb und zu einem Punkte außerhalb des Kreises, aber die tatsächlich vorliegende Gestalt, die objektive Punktfolge des Kreises, die nur eine einzige Realität ist, ist auch in der Relation „konvex“ oder „konkav“ ihrem wahren Bilde nach mitgegeben. Ist aber auf der anderen Seite des Gleichnisses bei Gehirn und Empfindung tatsächlich auch eine objektive Realität mitgegeben? Keine Spur davon! Sondern es sind nichts als zwei Subjektivitäten vorhanden, lediglich zwei subjektive Ansichten. Wenn man nur die einzige bestehende Kreisform auffaßt und sich auch dabei der Relation „innen“ oder „außen“ bedient, so hat man doch in dem, was man relativ konvex oder konkav nennt, eben auch schon die wahre Form vor sich. Man kann sich auch sofort der Relationsgedanken entschlagen – wenn man den Kreis von oben anschaut. Ist es aber auf der anderen

Seite des Gleichnisses möglich, sich einer Ansicht zu entschlagen und hat man in der Materie einerseits oder im Bewußtsein andererseits schon die wahre Form vor sich und mitgegeben? Natürlich, absolut nicht!

Wer aber meinte, daß ein und dasselbe Unbekannte sowohl als Gehirn wie als sonstige Empfindung erscheine, der dürfte sich des inkriminierten Gleichnisses gewiß erst recht nicht bedienen, denn dieses führt ja gerade die objektive Basis der beiden, subjektiv gefärbten Formen als den bekannten Kreis deutlich vor Augen!

Ein anderer Unsinn in dieser Konzeption! Beim Kreise sind zwei Standpunkte möglich, innen und außen! Sind aber in unserem Falle zwei Standpunkte möglich? Nimmermehr! Weder hat man die Möglichkeit, für die Materie die Standpunkte der Betrachtung zu verändern, sie etwa einmal von innen, einmal von außen anzusehen, noch hat man die Möglichkeit, für das Unbekannte, für die eigentliche Substanz, die Standpunkte zu wechseln. Es ist ja bei uns immer nur die eine Seite zugänglich; immer ist nur das Schauen des Bewußtseins vorhanden. Immer stehen wir ja mit allem, was wir erleben, auch mit der Materie, auf der Seite des Bewußtseins. Für unser Schauen sind die Materie und jedes andere Vorkommnis ganz gleichartige Objekte, nämlich nur Empfindungen – wenn man diesen präjudizierlichen und deshalb von uns verpönten Ausdruck schon gebrauchen soll. Immer übersehen sie, daß Materie, respektive Gehirn und alle sonstigen Empfindungen ja nichts Heterogenes sind, nicht zwei verschiedene Ansichten, sondern die Resultate der gleichen Ansicht, also dieselbe Gattung, nämlich gleichmäßig Bewußtseinsdaten, genauer dieselbe Gattung von Vorkommnissen.

Die Unwissenheit in der Philosophie ist heutzutage in allen Schichten der Gesellschaft eine recht beträchtliche. Wollten die modernen Physiologen, welche sich dieses in Rede stehenden Gleichnisses bedienen, sagen, daß ein x , ein Indifferentes, sich einerseits als Materie, andererseits als Bewußtsein gebe? Bravo, dann sind sie ja, ohne es zu wissen, wackere Schellingianer, die sich bald vor sich selbst fürchten würden. Doch, wie wir schon gesagt haben, das Gleichnis wäre auch dann nicht recht am Platze; denn in ihm wird nicht ein Schellingsches Unbekanntes, Indifferentes durch zwei Ansichten – konvex und konkav – formuliert, sondern die Kreispunktfolge, die ein ganz gut Bekanntes ist.

Wollte man sich aber, ohne dezidierte metaphysische Stellungnahme, und auf Grund der Autorität des Erfinders dieses Gleichnisses, der schönklingenden Symbolik desselben hingeben, so wird man jetzt, nach der Aufzeigung seines Widersinnes und seiner Unbrauchbarkeit, hoffentlich vor demselben auf der Hut sein.

Nichts bleibt fest als diese Einsicht: Im dunklen Schoß der Dinge an sich – das x y ; hier im Reiche der Vorkommnisse, ohne irgendein substantielles Ich und ohne ein eigenartiges Ich-Phänomen, gleichwertig und von derselben Vor-

kommnisgattung – Materie, respektive Gehirn und alle anderen Tatsachen. So wie das Auge speziell mit den optischen Tatsachen gekoppelt ist, so Nervensubstanz mit allen Vorkommnissen im allgemeinen. Und so wie man beim Auge nicht alle seine Teile regelmäßig mit optischen Vorkommnissen gekoppelt findet, sondern einige ausfallen können, für die Koppelung also unwesentlich und dispensabel sind, so werden nicht alle Teile des Gehirnes in dieser Konjunktion und Koordination gleichgestellt sein; und die wesentlichen mit Vorkommnissen verknüpften Nervengebilde sind aufzusuchen.

8. Idealisten und Materialisten leisten auf diesem Gebiete des Materienempfindungs-Zusammenhanges Erkleckliches an unstichhaltigen Betrachtungen und Argumenten. Da hört man z. B. die Behauptung, alle lebendigen Zellen oder gar die Atome besäßen psychische Eigenschaften. Ein Schein eines Beweises für solche Behauptungen könnte natürlich, wenn man für einen Moment die erkenntniskritische Exaktheit beiseite läßt, nur durch den Umstand erbracht werden, daß mit unserem menschlichen Gehirn Bewußtsein irgendwie verbunden ist. Aus diesem Falle aber auf andere ähnliche Fälle zu schließen, das ist beiläufig ein solcher Fehler, ein solch methodologischer Unsinn, als wenn einer beim ersten Anblick der Anziehung eines Magneten sofort, ohne weitere Beobachtung, schließen wollte, daß alle Stoffe magnetisch seien.

9. Alle die Waghalsigkeiten, dem physikalischen Phänomen des Stoffes überhaupt Bewußtsein beizulegen, werden unterstützt durch die Idee von einer unbewußten Vorstellung. Eine unbewußte Vorstellung ist natürlich ein Unsinn, eine *Contradictio in adjecto*; Vorstellung sein und unbewußt sein schließen sich aus. Richtig bleibt selbstverständlich, daß es unendlich viel gibt, was nicht bewußt wird. Richtig bleibt auch, daß, während man manchmal Gehirnprozessen eine Vorstellung zu koordinieren hat, es viele Gehirnprozesse geben wird, welche in ihrem derzeitigen Zustand noch nicht, sondern erst bei wachsender Intensität oder bei zunehmender Ausbreitung der physiologischen Bewegung einer Vorstellung zu koordinieren sind.

10. Unsinn sind auch Ausdrücke, wie der: Das Bewußtsein sei irgendeine Spiegelung. Eine Spiegelung ist nämlich eine der Wirksamkeit eines Dinges oder Prozesses gleichartige Wiedergabe. Eine Spiegelung ist nur das indirekte Erscheinen des Dinges selbst. Dasjenige, was sich also als Bewußtsein spiegeln würde, müßte selbst schon Bewußtsein sein. So wenig die „Anziehungskraft der Erde“ sich als „Ort“ spiegeln könnte, so wenig kann gesagt werden, daß ein völlig Unbekanntes sich als Bewußtsein spiegle.

11. Es entbehrt einer gewissen Komik nicht, wenn die Idealisten die Behauptung der Materialisten, die Gehirnbewegung setze sich in Empfindung um, mit dem Hinweise auf das Gesetz der Erhaltung der Energie bekämpfen. Sie sagen, es können sich wohl mechanische, chemische, thermische, elektrische

Energien ineinander verwandeln, nicht aber könne eine neue Energie – hier also das Empfinden – frei entstehen, noch könne die schon vorhandene, in wirksamer oder latenter Form vorhandene Energie eine Änderung ihres Betrages erleiden.

Daraufhin hätten die Materialisten nur nötig, neben jenen an sich unbekanntem, molekularen Energien und ihren Phänomenen auch noch eine besondere Empfindungsenergie anzunehmen, woran sie bei unserer völligen Unwissenheit über das Wesen der Energie niemand hindern könnte. Sohin würde, nach ihnen, also bei den Gehirneempfindungsvorgängen der Betrag der zur Verfügung stehenden Energie der Gehirnmoleküle keine Änderung erleiden, und bei allen Umsätzen von Gehirnbewegung in Empfindung und von Empfindung in Bewegung würde immer ein Umsatz eines äquivalenten Quantums mechanisch-chemischer Energie in Empfindungsenergie und vice versa stattfinden.

Wie kindisch sind doch alle diese Bekämpfungen des Materialismus gegenüber unserer sonnenklaren Einsicht, daß die Materie, so wie sie vorhanden ist, gar nichts leisten kann, auch nicht sogenannte Empfindung, weil sie selbst genau ein solches kraftloses, vorgeschobenes Vorkommnis ist wie jede andere sogenannte Empfindung, die von einem ihresgleichen nicht erklärlich gemacht werden kann.

12. In dem Kapitel der Wechselwirkung zwischen Gehirn und Bewußtsein muß ein Raisonement gewürdigt werden, welches dahin geht, keinerlei Beziehung zwischen diesen beiden zuzulassen, weil das Gehirn ein Aggregat diskontinuierlicher, distanter Teile – ob man jetzt an Zellen, Moleküle oder Atome denken will, ist einerlei – darstellt, vergleichbar den einzelnen Bäumen des Waldes, während das Bewußtsein sich als eine individuelle, zusammenhängende Einheit zeige. Man könnte dem Geiste dieses Bedenkens folgenden Ausdruck geben: In einem Kopfe sind die benachbarten, aber schließlich doch unzusammenhängenden, getrennten Gehirnteile; wenn nun ein anderer Kopf sich dem ersten ganz nahe herandrückt, wenn sich zwei Köpfe zusammenstecken, so sind beider Gehirnteile im allgemeinen einander nicht so gar ferne; beide bilden sozusagen nur Einen Molekülwald, Ein Aggregat und doch – wie himmelweit voneinander entfernt sind die beiden individuellen einheitlichen Bewußtsein. Diskontinuität soll also keine Beziehung haben können zu einer völligen, konzentrierten Einheit.

Demgegenüber hätten wir mehrere Erwägungen zur Geltung zu bringen. Wir werden zeigen, daß das sogenannte Bewußtsein gar keine Einheit ist, sondern eben nur ein Nebeneinander; das Nebeneinander der Landschaft vor uns z. B. ist ja dasselbe, was man Bewußtsein nennt. Die Landschaft und was also mit ihr identisch: das Bewußtsein, zeigt keine Einheit – von malerischer, künstlerischer Einheit ist hier selbstverständlich nicht die Rede – sondern nur lokales Nebeneinander und Grenzen. Dieser Begriff der Einheit ist ein so wichtiger und ein

für alle wahre Psychologie und Physiologie so tödlicher Begriff, daß wir seiner Hinwegschaffung nicht zu viel Mühe werden widmen können.

Ferner, es ist ja unsere eigene Meinung, daß aus den vollen der organischen Chemie zu behandelnden Gehirnvorkommnissen überhaupt kein anderes Vorkommnis, keine Erinnerung, kein Gefühl entstehen kann, so wenig als aus der Nässe des Wassers seine Farbe entstehen kann, denn alles entsteht nur aus der Kraft, die für uns aber kein Vorkommnis ist.

Und auch das ist ja unsere Meinung, daß nicht die Schädeldecke und Gehirnkapsel das Prinzip für die Abgrenzung der individuellen Vorkommnisphären ist, sondern daß diese Abteilungen durch unbekanntes Sphären oder Rahmenprinzip bewirkt werden.

13. Somit dürfen wir von dem Thema der Gehirneempfindungsbeziehungen Abschied nehmen. Würden doch auch die Philosophen und die philosophierenden Physiologen und alle Welt für alle Zeiten dasselbe tun! In jeder anderen Formel als in der unserigen liegt Anmaßung der Vernunft und Fehlerhaftigkeit. An unsere Einsicht in die volle Unwissenheit des Menschen mag sich ein nutzloser Schmerz über unsere Armseligkeit schließen; die Erhebung zu prahlischen Ideen und Formeln verdient aber nur Spott. In früheren Zeiten glich die Philosophie einem Restaurant, wo verdorbene, gesundheitsschädliche Kost geboten wird; jetzt gleicht sie einem Restaurant, wo Köche und Kellner unbeschäftigt herumstehen, weil es weder Speisen noch Getränke mehr gibt. Doch ohne Scherz gesprochen, die Philosophen sind doch noch zu etwas gut; wir haben einen Wall aufgerichtet gegen alle Versuche fehlerhafter Spekulationen, des Materialismus oder des Idealismus und jeder Phantastik, welche in die fruchtbaren Gefilde der positiven Wissenschaften, der nützlichen Kulturarbeit eindringen wollen. Das $x y$, das die schlechtweg miteinander auftretenden Vorkommnisse Gehirn und die übrigen Objekte veranlaßt, ist ein Stück dieses Walles; und die Philosophen sollen dazu da sein, diesen Wall eines geläuterten Positivismus, der die notwendige Erkenntniskritik und Psychologie mit einschließt, zu verteidigen.

„Während ringsum auf festem Boden die Geister fröhlich blühen und Früchte tragen, erscheint die Philosophie wie ein Wesen, das auf eine Eisscholle gebannt ist, die der Auflösung in warmen Meeren entgegentreibt.“
(Das Ganze der Philosophie und ihr Ende, S. V)

Wahrheiten und Weisungen¹⁾

Logik

Die Logik steht der philosophischen Forschung nicht um ein Haar näher als irgendeiner anderen Arbeit, Technik oder Wissenschaft. Sie ist eine im wesentlichen sehr kurze praktische Reflexion über die Methoden, die uns die Erreichung eines gewissen Geisteszieles garantieren sollen, nämlich die Übereinstimmung der geistigen Abbildung eines Tatbestandes mit diesem selbst, das ist also Wahrheit. Jeder Historiker, der auf Dokumente hin ein Ereignis, das sich vor tausend Jahren zutrug, glauben will, jeder Untersuchungsrichter, der einen unbeobachteten Vorgang für die juristische Behandlung rekonstruieren will, braucht genau so, nicht mehr und nicht weniger, wie der Mathematiker oder der um eine Weltanschauung Bemühte, eine Orientierung über das Gehabene, wodurch ihm eine Übereinstimmung seiner Meinung über eine zu beurteilende Realität mit dieser selbst verbürgt werde.

Unsere gewöhnlichen Betrachtungen haben zur Grundlage die objektiven Dinge, wie sie durch die Sinne geboten werden; und wir interessieren uns dafür, ob sich das Erinnerungs- oder Phantasiebild, das wir in uns unter Umständen von solchen abwesenden Dingen entwerfen, mit ihnen decken würde, falls sie gegenwärtig vor uns wären. Die Erkenntniskritik interessiert sich aber dafür, ob die Dinge, wie sie an sich sind, mit den Daten unserer Sinne sich decken würden – das ist ein anderes als das landläufige Interesse, aber beide Interessenarten wären in gleicher Weise von der Logik kontrolliert, indem diese im allgemeinen die Zuverlässigkeit jeder Meinung über beurteilte Gegenstände reglementiert.

*

Und nun ist die arme Logik mit ihren Normierungen wieder erstaunlich schnell fertig. Sie sagt: jede Vermittlung zwischen irgendwelchen für sich be-

¹⁾ Aus: Die Tragikomödie der Weisheit; Verlag Braumüller, Wien, 1925; S. 66–175.

stehenden Dingen und ihren subjektiven Repräsentationen bringt Unsicherheit in die Meinung. Jedes Zwischenglied zwischen Ding und seiner subjektiven Wiedergabe, sei es eine auch noch so exakt geschliffene Linse, jedes Auffangsorgan, jeder Zeuge, jedes Medium trübt die treue Abspiegelung – wer weiß bis zu welchem hohem Grade.

Alles, was die Logik zu bieten hat, Betrachtungen über Begriffe, Klassen, Urteilsformeln usw., sind nur umständliche Vorbereitungen für jenes kurze Hauptgeschäft, stehen an Wert den wenigen Warnungen und Sicherheitsforderungen nach und stehen nur in ihrem Dienste.

*

Es geschieht, daß man einen gewissen Wechsel von Zuständen oftmals beim Übergange von einer quantitativ oder qualitativ bestimmten Phase zu einer anderen, also von einer Stufe zur anderen, beobachtet hat; man ist nun geneigt, bei den angrenzenden Stufen die gleiche oder verhältnismäßige Art der Änderung zu erwarten. Oder man hat bei gewissen Dingen eine Eigenschaft konstatieren können – man wird nun geneigt, bei ähnlichen Dingen dieselbe Eigenschaft, auch wenn man sie nicht direkt beobachten kann, vorauszusetzen. Alle solche Unternehmungen des kombinierenden Verstandes wären von der Logik streng genommen zu verbieten; sie haben unzähligmal zu Irrtümern geführt. Von einem Temperaturgrad zum anderen können sich die Substanzen in ihren Leistungen anders verhalten; bei jedem Temperaturgrad müßte man auf Überraschungen gefaßt sein. Die angedeuteten Schlußarten, die die sogenannte Analogiewertung und Induktion, den Schluß von Ähnlichem auf Ähnliches und auf ganze Klassen ausmachen, sind höchst unzuverlässig und gefährlich. Die Induktion ist durchaus kein gutes Instrument für wissenschaftliche Einsichten, im Gegenteil ein unsicheres. Nur das direkt Beherrschende, spezielle Experiment ist verläßlich. Nur diesem dankt die Wissenschaft ihre Fortschritte. Erst wenn die Ähnlichkeiten der verglichenen Zustände sich der Gleichheit beträchtlich nähern, werden die Induktionen vertrauenswürdiger. Absolut zulässig werden sie nur dann, wenn man sich in dem Gewoge von Eigenschaften und Zuständen der Dinge stützen kann auf eine unzweifelhaft deklarierte beständige Zusammengehörigkeit von Momenten, auf ein erkanntes Wesen mit seinen Konsequenzen, auf eine innere stabile Zusammengehörigkeit von Eigenschaften oder von Ursachen und Wirkungen. Zuverlässig wird also eigentlich die Induktion, wenn sie aufhört, Induktion zu sein, und die Sachlage übergeht in eine solche, die durch ganz sichere Einsichten, wie – ein Ding ist eben dieses Ding, $A = A$, beherrscht wird.

*

Hiemit haben wir das Gebiet betreten, wo es kein Straucheln gibt. Dann hat man garantierte Wahrheit, wenn man sich auf die Einsicht verläßt: ein Ding ist eben dieses Ding – und auf einige negativ gewendete Variationen dieser Einsicht. Absolut richtig ist auch die Erkenntnis, daß die Reihe abcde das a ebenso wie die anderen Elemente enthält. Absolut richtig ist jedes sogenannte analytische Urteilsverfahren, das nur herauslöst und hervorhebt, was ohnedies schon in einer Vorstellung enthalten ist. „Wenn irgendwo nichts geändert wird, wird nichts geändert“ – aus diesem tiefsinnigen Satze heraus sind für alle Geister und Wesen $2 + 4 = 6$. Das ist analytisch richtig und besagt: Die Anzahl der vorhandenen Einheiten wird durch aufmerkende Zusammenfassung nicht geändert, wird nicht geändert, ob man einmal nur sukzessive auf die Teile eines Komplexes achtet oder ob man ein andermal den Komplex als Ganzes beachtet.

Analytisch sind die Sätze, von denen wir auch später Gebrauch machen müssen, wenn wir, strikte und eigentümlich das Problem abtuend, von der Kausalität reden werden: wenn alles beim Alten bleibt, bleibt alles beim Alten; also wenn etwas Neues da ist, kann nicht alles beim Alten geblieben sein.

*

Ganz sicher sind natürlich die Schlüsse von zwei und mehreren Prämissen her, wenn sie einfach auf Substitution beruhen, auf Einsetzen des schon Angenommenen in Urteile hinein. Die Buchstaben M, P, S sollen ganz beliebige Begriffe vertreten. Wenn man nun in einem Falle behaupten kann, alle M seien P, und wenn man weiter behaupten darf, einige S seien M, so sind sicher diese einigen S auch P; weil ja diese einigen S doch M sind und alles, was M ist, P ist.

Es ist verkehrt, wenn die Mathematik glaubt, sie sei es, die diese allgemeinen Gewißheitsregeln geben dürfe; denn die Mathematik beschäftigt sich, eingeschränkt, nur mit Größen und ist also eine Spezialität, während die Logik, die zum Beispiel sagen darf, daß alle beliebigen gleichen Operationen, die man mit gleichen Dingen vornimmt, gleiche Resultate geben müssen, die vollkommene Universalität besitzt. Die Logik steht über der Mathematik.

*

Es ist auch eine, trotz allem dabei aufgewendeten Scharfsinn, kindische, spielerische Unternehmung, wenn man die möglichen gültigen Schlußarten, die durch das naheliegende, anschauliche, psychisch natürliche Prinzip der Substitution in ein System gebracht werden können, noch mittels weiterer Prinzipien, sei es durch das Prinzip der Kombination oder anderer Künstlichkeiten, sammeln will.

Man muß bedenken, daß der Schematismus der Schlußfiguren, den ARISTOTELES und seine Nachfolger in hartnäckiger Überschau entworfen haben, ins allgemeine gerichtet ist; wenn aber in den konkreten Fällen die Sachlage völlig exponiert ist, dann muß man sich nicht jener durch die schematische Allgemeinheit gebotenen Zurückhaltung befleißigen, sondern dann kann man die real möglichen Substitutionen auch ganz konkret und sicher vornehmen und bedarf gar keines abstrakten Schemas. Das richtige Verfahren, das jeder Interessent, zur Vorsicht aufgerufen, von selbst anwendet, ist, zu fragen: was muß der Sachlage nach analytisch und durch Substitution notwendig mitgegeben sein, gegenüber den diversen, der Einsichtskontrolle entzogenen Möglichkeiten?

*

Der Autor dieser kurzen Bemerkungen gibt in seinen Vorlesungen ein volles, ausführliches System der Begriffsbildung, Klassenbildung, eine einfache, durchsichtige Darstellung aller gültigen Schlüsse, eine ziemlich neue Theorie der Induktion usw. Wenn man so etwas nun veröffentlicht, dabei die anderen Versuche kritisiert und wieder kritisiert wird, entsteht der lustige Schein, als wäre die Logik noch immer nicht fertig. Die einzigen Maxime indessen: behaupte nichts, was du nicht mit voller bildhafter Deutlichkeit als zutreffend weißt – macht die ganze Logik überflüssig. Oftmals ist einer, durch Vorurteile verführt, geschwind bei der Hand, Ursachen zu statuieren oder Wirkungen zu erwarten, für deren Bestand er noch nicht ehrlicherweise eintreten könnte. Würde man ihm dann sagen, hüte dich, es geht um deine Gesundheit etwa oder um dein Geld, so würde er sofort einsehen, daß er die Sache nicht lebendig sicher durchschaut, und er würde der vollendete Logiker geworden sein.

Es gehört wohl zu den komischsten Dingen dieser lächerlichen Welt, daß alle die Philosophen die gesamte Logik theoretisch und praktisch zu besitzen wähnten und dessenungeachtet fortwährend Schnitzer machten.

Glaube

Über das Verhältnis des Glaubens zum Wissen, das ist über das Verhältnis der irdischen Hingabe an einen überirdischen, den finsternen Tag beherrschenden Traum, zu der nüchternen, verstandesmäßigen, rational zugreifenden Erfassung der Dinge – kurz, über die Präliminarien der Religion kann man mit voller Evidenz urteilen, wenn man nur redlichen Sinnes ist und keinem Opportunismus huldigen will. Von einem Frieden oder einer Verständigung zwischen

Religion und Wissenschaft für alle Zeiten kann keine Rede sein, denn sie fallen so völlig auseinander wie ein Frühlingslied und eine chemische Formel.

Zunächst und zuoberst muß man natürlich dafür sorgen, Religion im eigentlichen Sinne zu denken und mit diesem guten, eindeutigen Worte nicht Schabernack zu treiben. Es dürfte doch einen in Selbstbewunderung schwelgenden Causeur und die Zuhörer auf die Dauer verwirren, wenn man zum Beispiel das Anhören der Oper „Tristan und Isolde“ eine Religion nennt. Religion ist der Name für einen eigenartig begründeten, unterwürfigen Glauben an ein höheres, übermenschliches Wesen und seine Regierung; aber nur gottverlassene Schöngelüste, Leute, die in Floskeln schwärmen, können eine einfach begeisterte Hingabe an eine Idee, an eine Arbeit – schon Religion nennen. Aber auch einen solchen, der uns glauben machen wollte, er spüre, ohne weitere, historisch gegebene Vermittlung, direkt mit der Gottheit sich vereinigt, er spüre, wie ihn und uns geheimnisvoller Geist umflackert – müßte man für einen Schwindler erklären.

Leider ist aber auch die edel gestimmte Definition, derzufolge Religion das Gefühl der Abhängigkeit von dem Unendlichen sei, nichts weniger als eine brauchbare Definition gerade der Religion. Denn auch der kraß atheistische Materialist müßte sich ja in durchgängiger Abhängigkeit von seinem Unendlichen, nämlich dem materiellen Universum, wissen und fühlen, und ein solcher hat doch entschieden keine Religion.

Drolligerweise behaupten dann ideologische Wortkrämer, die jene Definition der Abhängigkeit billigen, andererseits doch die Einigkeit ihres Geistes mit dem Universalgeist. Diese Behauptung bildet aber einen förmlichen Gegensatz zur Definition, denn während diese auf Ohnmacht und Abhängigkeit, also auf Richtigkeit, gegründet ist, beruht die Behauptung von der Einheitlichkeit, die begriffsmäßig eine gewisse Gleichartigkeit mit der Urkraft und Partizipation an ihr notwendig involviert, auf Überhebung.

Die lediglich durch Raisonement nahegelegte Annahme, daß etwas Geistiges das körperliche All durchwalte, also ein gewisser Idealismus – ist noch lange keine Religion.

Auch „das Erforschliche erforscht haben und das Unerforschliche in Ehrfurcht verehren“ – ist nicht Religion, wenn es auch eine glückliche beseligende Stimmung sein mag. Denn das bloß Unerforschliche könnte ja, wenn man diesem Ausdruck nicht etwa den alten guten Gott unterschiebt, irgendeine Naturkraft, irgendein Gesetz sein, an dem weiter gar nichts Ehrwürdiges wäre.

Mystik ist eine spezielle Geartung einer Religion, die nicht jeder Religion zukommen muß. Frömmigkeit allein ist noch nicht Mystik; diese bedeutet vielmehr eine Vereinigung des Menschlichen, Irdischen mit dem Unfaßbaren, Überirdischen oder Göttlichen. Wenn in einem menschlich-sinnlichen Ausdruck, einem Worte oder sonst einer irdischen Manifestation schon das Unfaß-

bare hindurchschimmern und zugegen sein soll, so steht man vor einem mystischen Phänomen. Im gleichen, aber potenzierten Sinne ist das Erschauen Gottes durch den Menschen, seine Hinneigung zu jenem bis zur völligen Vereinigung – Mystizismus. Doch all das ist mehr, als die Religion ihrem allgemeinen Begriffe nach sein muß.

Hingebende Verehrung des regierenden Höchsten darf bei der Religion nicht fehlen; theoretische Annahmen allein tun es nicht. Denn wenn wir gefallene Engel wären, hätten wir sogar das Wissen von Gott, aber doch würde uns, vermöge unseres Trotzes, die Religion fehlen.

Dann erfordert der Begriff der Religion schlichten Glauben, zum Unterschied von Bezwungung der Vernunft durch evidente Beweise und auch zum Unterschied von Wahrscheinlichkeitsannahmen. Die Wahrheit der Religion ist absolut unbeweisbar. Kein einziges Datum der Religionen ist imstande, denjenigen, der Gegenargumente vorbringt, zum Glauben zu überwältigen. Ist doch Gott, der nicht streng beweisbar ist, schon die primäre Voraussetzung aller religiöser Empfindungen und der für religiös genommenen Erscheinungen.

Und endlich erfordert der Begriff der Religion den Glauben an eine göttliche, das menschliche Streben regulierende Offenbarung. Ohne dieses Moment hätte man es mit einer mehr oder minder zuverlässigen Spekulation zu tun und hätte Religion mit Philosophie konfundiert, deren äußere Allüren allerdings eine Religion manchmal, wenn sie ihre Glaubensmomente formulieren will, nebenbei und hinterdrein annimmt. Diesem Fürwahrhalten auf Grund einer für göttlich akzeptierten, religiongründenden Uerscheinung kann weiter keine Vernunftkritik zu Leibe.

Wunder, das heißt Abweichungen von außerordentlich oft wiederkehrendem gewöhnlichen Verlaufe der Erscheinungen, sind möglich. Nur ist auch der Glaube an Wunder der logischen Regel unterworfen, daß die Erscheinung als solche, die reine Tatsächlichkeit, durch und durch klar, mit Ausschluß der Täuschung, aufgefaßt sein muß. Die Ursachen derselben können geheim bleiben, aber die Tatsache als solche müßte erhärtet sein, genau so wie irgendeine technische oder juristische Tatsache, nicht mehr und nicht weniger streng. Daß zum Beispiel Tuberkulose in einem Nu, bei einem durch irgendwelche Anregung rapid verlaufenden physiologischen Prozesse, geheilt sei, wäre ja nicht unmöglich; nur müßte es medizinisch absolut genau feststehen, daß ein Fall der Tuberkulose und dann Heilung vorlag.

Die Religion ist völlig unabhängig von der Philosophie. Eine der wenigen sicheren Wahrheiten ist der Determinismus, die Erkenntnis, daß alles in seinen Aktionen durch seine Natur, seinen Charakter bestimmt ist; auch die Beeinflussbarkeit, die Änderungsfähigkeit eines Charakters ist durch seine Anlage bestimmt. Auch Gott wäre determiniert durch seine eigene Natur. Dieser Determinismus ist nun dennoch ohne Einfluß auf die Religion. Denn ob man jetzt durch diese oder jene Macht geschaffen wäre, ja, falls das möglich, wenn man durch sich selbst geschaffen wäre – immer müßte der Gläubige es sich angelegen sein lassen, dem offenbarten Gesetze gemäß zu leben und die auf seine determinierte Natur eindringenden Gebote zu befolgen.

Die Religion hat nicht den geringsten Zusammenhang mit der Wissenschaft. Alle biologischen Lehren und Hypothesen sind ohne Ingerenz auf sie. Auch wenn der Mensch mit Haut und Haar aus anderen Lebewesen hervorgegangen ist, so kann ruhig der Glaube bestehen, daß Gott dieses Evolutionsprodukt durch Gnadenwirkungen erlösen und erhöhen wollte.

*

Andererseits müssen die Urmanifestationen, worauf eine Religion sich gründet, auch noch eine offenbarte Belehrung über ihre Tragweite enthalten. Denn keines dieser Ereignisse enthält in sich allein schon seine begriffliche Präzision. Alle die fundamentalen Ereignisse würden keine Information über unser Verhältnis zu den aufgetretenen Faktoren und zu Gott enthalten, wenn nicht erklärende Worte vorangegangen oder gefolgt wären.

*

Eine geglaubte Offenbarung muß ganz präzise und speziell, darf nicht vage und allgemein gefaßt sein. Ihrem Inhalte nach gibt es keine Universalreligion. Der Buddhismus ist nicht, wie wieder die Deklamatoren glauben machen wollen, allgemeines Wohlwollen oder Begierdenlosigkeit schlechthin und was sonst gut und teuer ist, sondern der Buddhismus ist, wenn wir recht berichtet sind, der ganz spezielle Glaube, daß der Mensch höchst peinlichen Wiedergeburten entgegengeht und daß er diesem fatalen Gesetze nur dann ein Schnippen schlagen könne, wenn er die Wiedergeburten ins Leben auf mystisch-mechanische Weise dadurch unmöglich macht, daß er seine Lust zum Leben vernichtet. Und das Christentum besteht, von den einzelnen Konfessionen zu schweigen, gerade in seiner spezialisierten Lehre über Buße, Glauben und Liebe, Erlösung, Gnade, Gericht usw. und würde sich durch eine weitherzige Unbestimmtheit selbst verlieren. Sogar primitive Religionen können ihren Ursprung nicht im vagen Geistesleben von Gemeinschaften gefunden haben, also nicht in mannigfach schillernden Stimmungen, sondern können darin höchstens

eine Resonanz besitzen für die präzisierten, speziellen Lehren eines einzelnen. In spekulativen Fassungen mögen kleine Veränderungen einziehen, ja selbst der Kultus könnte sich zeitgemäß einmal ähnlichen Kulturen angegliedert haben, neue Konsequenzen könnten hervorgekehrt werden, aber in den Grundfesten darf es – soll eine Religion als solche bestehen bleiben – keine Abänderung geben, keine Akkommodation an Wissenschaft oder Zeitgeist, keine Entwicklung. Annahmen von bloßen Legendenbildungen, eine Kritik der Offenbarung ist der Tod der Offenbarung und somit der Religion. Es gibt keine Kulturreligion; der Kulturfortschritt ist ohne geringsten Einfluß auf das Wesen der Religion, die unbeweisbar ist und nur im Glauben der Gläubigen an die direkte Göttlichkeit einer Botschaft wurzelt. Jeder andere Gebrauch des Wortes ist Schwindel.

Das Christentum darf nicht bloße Ethik sein, bloße Lehre von dem Tun und Lassen, wenn es Religion bleiben will, denn eine solche kann nicht ohne ganz bestimmte spezielle Wortstellungen über das Schicksal der Seelen bestehen. Durch den einfach ethischen Inhalt etwa: tue Gutes – wird niemals eine Religion konstituiert; verspricht doch auch das Christentum die Seligkeit nicht jedem, der ein gutes Gewissen hat, liebevoll gegen die Menschen ist, sondern nur jenen, die den religionbegründenden Bedingungen genügen.

Das Wesen der Religion ist Unabänderlichkeit eines Glaubens, und eine Religion, die sich selbst zu Änderungen legitimieren würde, wäre vielleicht ein bedeutsamer Kulturfaktor, aber als Religion nichtig.

*

Eine Religion braucht aber durchaus nicht Weltanschauung zu sein, weil sie sich ganz gut auf einen kleineren Ausschnitt des Weltgeschehens, auf die Führung des Menschen zum ewigen Leben beschränken mag und alles übrige, das Wesen der Materie, der Weltbau usw., für sie ohne Interesse bleiben könnte.

Es ist wohl in der Geschichte einer Kirche vorgekommen, daß die Deutung der Grundformeln eine pantheistische Richtung nimmt. Aber die Masse der Gläubigen wird in diese Richtung nie fortgerissen, weil sie eben durch die religiöse Urerscheinung, die immer etwas Konkretes, Individuelles, Separiertes zeigt, davor bewahrt bleibt. Und dieser Umstand bewirkt es merkwürdigerweise, daß eine schlichte Religion klüger bleibt als die anmaßenden, in Tiefsinn arbeitenden Philosophen. Nur spekulierende Menschen können sich etwa brüsten, Gott ständig in sich zu tragen oder daß ihre Seelen Ausstrahlungen der Weltseele seien. Oder wie ungenügend ist es, sich die Welt als einen Organismus zu denken, der auf seine Vollendung und Vollkommenheit erst hinsteuert, demnach unmeßbare Zeiten hindurch noch unvollkommen wäre. Und höchst problematisch bleibt es aber auch, sich, mit SPINOZA, die Welt als ein an sich

ohne Werte existierendes, zweckloses All zu denken, das nur ewig in gleichgültigen Umstellungen begriffen wäre. Es bleibt so, komischerweise, noch immer am unbedenklichsten, zu träumen, daß ein an sich unfaßbares Wesen dafür gesorgt hätte, daß schwache Seelen leben, ringen, sich ihrer Unvollkommenheit bewußt werden und zur Vollkommenheit und Seligkeit läutern. Alles Unglück, das die einzelnen und die Menschheit trifft, kann seinen Stachel verlieren und heilsam erscheinen, wenn man glaubt, daß die Seelen in die Lagen versetzt werden, sich irgendwo und irgendwie in ihrer ganzen Eigenartigkeit zu erkennen, gering zu achten und zu veredeln.

*

Die Menschen ohne Religion sind wahrlich Helden; sie denken, sie werden in die Grube fahren müssen und sich bloß sagen können, in unsäglicher Trauer scheidet man von der schönen Welt, und nur das gibt Trost, daß man ja gar nicht wissen werde, daß man nicht mehr ist, nicht wissen werde, daß andere sich am Leben freuen, das der Dahingegangene für immer verloren hat. Die aber glauben – die haben gut für sich gesorgt, ohne Stolz, und haben sich in den schönsten Traum eingesponnen. Und diese überirdische Phantasie ist durch nichts Irdisches zu zerstören.

Nur mit diesen Lumpereien verschone man uns: daß ein noch nicht dagewesenes religiöses Neuempfinden angebrochen sei; daß behäbige, tantiemenge- nießende Skribler beinahe Mystiker geworden seien; daß es eine neue allgemeine Religion geben werde; daß eine Wiedergeburt einer Religion bevorstehe usw. Denn solange nicht eine menschliche Erscheinung sich zeigen würde, die eine göttliche Offenbarung trägt, an die geglaubt wird, solange gibt es keine neue Religion.

Biologie

Zur Arbeitsweise der Biologie, der Durchforschung organisierter Lebewesen – ein Wort! Es wäre zu viel Ehre, wenn man das eine philosophische Betrachtung nennen wollte. Höchstens könnte es ein Beispiel dafür sein, wie wenig die Philosophie zu sagen hat. Es sind lediglich einige Bemerkungen von der erhöhten Warte einer vorurteilslosen Methodik herab. Es tut auch nicht not, die Biologie unter das Feuer der wenigen erkenntniskritischen Fortifikationen zu nehmen. Physik und Chemie müssen sich wohl die Belehrung gefallen lassen, daß alle ihre Beobachtungen und Theorien, da sie nur auf Sinneseindrücken beruhen, eo ipso ihre Hand nicht auf das Wahrhafte legen. In diesen Mißkredit gerät natürlich auch die Biologie, da sie an Physik und Chemie partizipiert.

Aber die hohen Komplikationen der Biologie werden von der Erkenntniskritik unbelästigt gelassen. Genau so wie sie kein Veto dagegen einlegt, daß wir uns in der Welt der Körper und Mitmenschen und Freunde gemäß den sinnlichen Erscheinungen einrichten. Auch keine wie immer geartete Naturphilosophie darf hier ihre schwächliche Stimme erheben. Die Biologie wird nur aufgefordert, sich einige auf ordinärer Logik beruhende methodische Notizen zu machen.

*

Es ist nicht verwunderlich, daß eine Betrachtung der Biologie vom Standpunkt allgemein methodischer Maximen einer Betrachtung über Religion nahegerückt ist. Denn von dieser drohen durch mißverständliche Auffassungen, an denen die wahre Religion aber gar kein Interesse hat, der Biologie Gefahren. Alte fetischistische Anschauungen über den geheimnisvollen Seelen analog gedachte Lebensprinzipien, von denen die organischen Stoffe reguliert werden sollen, schleichen sich in die Biologie, die gelegentlich von einer Art pseudoreligiöser Phantastik verwirrt scheint. Aber dort ist kein Platz für den schönen Traum der Religion; alles zu seiner Zeit.

*

Bei der Betrachtung der Lebewesen erwuchs vormals ein Beweis für das Dasein Gottes, der ganz mißlungen ist – der Beweis aus ihrer Zweckmäßigkeit. Gott kann nicht scharf bewiesen werden; so leicht wollte er uns seine Bekanntheit nicht zugänglich machen. Wenn man sich die Lebensfähigkeit der Organismen derart zurechtlegen müßte, daß als Ziel irgendwo ausgesteckt gewesen wäre: es sollen Stoffe aufgenommen und assimiliert werden, es muß gesehen werden, gehört werden usw., und dieses Ziel sei tatsächlich auch erreicht worden – dann müßte auch ein Plan und ein Planmacher und Exekutor dahinter stecken. Aber es besteht gar kein Zwang dafür, sich die Sache eben so zu denken. Wenn eine schon bekannte vorzügliche Torte durch ein zufälliges Mengenvon Ingredienzen entstehen sollte, so wäre das gewünschte Resultat außerordentlich unwahrscheinlich; aber durch ein zufälliges Gemenge könnte leicht etwas überhaupt Genießbares entstehen, mit dem man dann eben zufrieden wäre. Man muß erwägen, daß vorhandene Faktoren, Stoffe mit ihren Kräften, wenn sie nicht – was gegen die Wahrscheinlichkeit wäre – inkommensurabel und ganz verschiedenartig sind, sich beeinflussen mußten, und daß irgendein Resultat entstehen mußte, das eben nunmehr vorliegt. Das Resultat genügt auch durchaus nicht den Idealen der Haltbarkeit und Vollkommenheit. Aber bei gegebenen Faktoren muß es zur gegenseitigen Selbstmodellung in labilen Produkten kommen. Hat ein Faktor keine Einwirkungskraft, dann geht er in das Produkt nicht ein. Auch ist die ganze Welt tatsächlich durchsetzt von feind-

lichen Giften und Hemmungen. Aber im allgemeinen werden die Stoffe und Lebensbedingungen, die ein Wesen braucht, sich deshalb finden, weil ja eben jene es waren, die vorher zum Zustandekommen dieses Wesens mitgewirkt hatten. Das Tier findet in einem gewissen Maße Sauerstoff zum Beispiel, weil dieser ja schon früher da war und das Tier machen half, indem er in irgendwelche Verbindung eingegangen ist. Der gegenwärtige Kreislauf von Stickstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff ist nur ein Nachklang des großen Werdedramas der Organismen, das nichts ist als ein Rechenexempel für das Zusammenwirken der chemischen Elemente. Und es ist die unendlich langwierige und mühevoll Aufgabe der Biologie – der Geschichte der komplizierten Selbstmodellungsprozesse nachzugehen.

*

Es ist komisch, zu sehen, wie manche in Staunen darüber verfallen, daß Zwecke der Organisationen, gewissermaßen in liebenswürdig entgegenkommender Weise, erreicht werden sollen, während die Sache doch umgekehrt so liegt, daß irgendein Gebilde vorhanden war, das, gemäß seiner Natur, zu einer eben diese betätigenden Funktion kam. Es wäre so, wie wenn einer sich darüber wundern wollte, daß unsere Finger dem vermeintlich vorangeschickten Zwecke des Klavierspiels genügen können, anstatt zu denken, daß unsere Finger sich eben dieses Spiel einrichteten. Es muß dann auch zu einer mehr oder minder haltbaren Kooperation und Allianz der Funktionen kommen. Um aber das Entstehen dieser Funktionspaarungen zu studieren, darf man natürlich nicht bei den komplizierten Lebewesen den Modus ergründen wollen, sondern muß bei den einfachsten Lebensstadien beginnen.

Aber, wie gesagt, es gibt jetzt Leute, die sich darin gefallen, die Ziele für vorher gesetzt zu halten, und sich nun freuen, mit welcher Arrangementskunst, mit welcher Schlaueit diese erreicht wurden – anstatt die verschiedenen Momente aufzusuchen oder auszudenken, aus deren unparteiischer, bloß durch die materielle Konstellation gegebener Wechselwirkung automatisch die zur Zeit sichtbaren Effekte resultieren mußten. Diese wissenschaftlich konkrete Rekonstruktion der Ausbildung der organischen und organisierten Mechanismen ist erst seit kurzer Zeit in Angriff genommen, und es können Jahrhunderte bis zu ihrem notdürftigen Abschluß verstreichen. Es wäre aber auch möglich, daß der Beschränktheit des menschlichen Geistes und seiner Mittel die Vollenendung eines Entwicklungsbildes niemals glücken könnte. Nichtsdestoweniger wäre es lächerlich, unlogisch zu schließen: weil man die Ursache einer Wirkung nicht genau zu erkennen vermag, stammen die Ursachen von einem seelisch vernünftigen Wesen.

*

Das falsche Ideal einer vorausgängigen Ordnung, Zweckmäßigkeit, Zielstrebigkeit tritt auch, mehr oder minder verhüllt, gelegentlich aller einzelnen besonderen Fragestellungen der Biologie auf und kann überall leicht durch die eben geübte Denkweise zurückgewiesen werden. Aus einer Zeit, die eine ganz spezielle Vorsehung für jedes Lebewesen zu erkennen glaubte, stammt der Begriff des Instinktes, wonach eine Anlage im Organismus bestünde, eine Situation zu seinem Wohle auszunützen, günstige Vorkehrungen zu treffen, ohne doch die Tragweite aller eigenen Operationen zu verstehen. Hält man sich aber von unbewiesenen Vorurteilen fern, so wird man sich auf die Erkenntnis beschränken, daß gewisse Ausgreifsarten von Organen der Lebewesen in manchen Medien zu Erfolgen führen können, daß Vererbung, aber auch Nachahmung, Gedächtnis eine Rolle spielen können, ebenso ein Chemismus von Reizen, genetisch erworbene Anordnung von Nervenbahnen, eine allgemeine physiologische Tendenz zu Wiederholungen, eine Wahlfähigkeit usw. Selbst die Symbiose, die Genossenschaft von Lebewesen auf Grund gegenseitiger Vorteile, brauchte nicht vor sich zu gehen ohne Erfahrung und Ideenassoziationen, die ja gewissermaßen den Typus einer Wahl enthalten. Man muß sich doch ehrlich gestehen, daß wir von den verschiedenen Reizen, denen Tiere, zum Beispiel Fische zur Laichzeit, ausgesetzt sind, fast gar nichts wissen. Andererseits werden wohl die meisten Naturforscher darin einig sein, daß die Gründe für viele Erscheinungen, zum Beispiel für den Vogelzug, wenn auch zur Zeit solche mit voller Sicherheit nicht namhaft gemacht werden können, dennoch in relativ einfachen Momenten gelegen sein werden.

Schon der Ausdruck Anpassung, teleologisch schillernd, ist irreführend und gefährlich, weil er bewußte Absichten und Mittel vorauszusetzen scheint; selbst Gewöhnung ist nicht der richtige Ausdruck. Es dreht sich vielmehr bei den biologisch interessierenden Fällen um eine zwangsmäßige Umstimmung, um mechanische Erzwingung einer neuen Modellung.

*

Manche jener alten Vorstellungen sind geradezu absurd, obschon sie von armseligen neueren Philosophen reproduziert werden. So zum Beispiel die Vorstellung, es gebe in der Natur als dem Universalwesen und in den einzelnen Wesen einen Instinkt oder Trieb zur Arterhaltung. Der Rückgang der Geburten scheint zu beweisen, daß dem Menschen wenigstens an der Erhaltung seiner Art nicht alles gelegen ist. Aristokratischen Häusern mag viel daran liegen; im übrigen haben die Menscheneltern ihre Kinder über alles lieb und suchen ihre Lieben zu erhalten, aber nicht das Genus. Bei anderen Lebewesen dürfte es ähnlich stehen. Es ist ein Unsinn, in die Wesen oder in das All ein solches gewissermaßen zoologisches oder welthistorisches Interesse zu verlegen.

Die Natur, falls sie überhaupt einen geheimen Plan realisieren wollte, geht nicht darauf aus, die Art zu erhalten, sondern die Art zu verändern.

Man kann natürlich einem Trieb leicht einen großartigen Namen geben, in welchem gleich eine ganze Metaphysik drinsteckt. Aber man sehe sich nur in den Trieben um, die man genau kennt, um ihre wahre Natur zu bestimmen. Zum Beispiel der sogenannte Geschlechtstrieb im Menschen ist, physiologisch, psychologisch klar genommen, nichts als eine unbestimmte Unruhe, für die erst durch gewissermaßen zufällige Versuche die vermeintlichen, mehr oder weniger richtigen Beruhigungsmittel gefunden werden.

*

Als im 17. und 18. Jahrhundert das Ansehen der Bibel, als Belehrungsbuch über die Entstehung der Welt, in die Brüche gegangen war, als man Gott nicht mehr wie eine Art Plastiker denken mochte, als man ein langsames Heranwachsen des Erdballes zu seiner gegenwärtigen Form annahm, blieb nichts anderes übrig, als auch den Menschen für ein Wesen zu halten, das irgendwie aus primitiven Stadien hervorgegangen sei. Diese Idee existierte latent, halb uneingestanden, weil man über den Modus der menschlichen Entwicklung nichts Positives zu sagen wußte. Was der geniale, bewundernswerte Herder, was Goethe und die Naturphilosophen, in diese Richtung blickend, vorbringen, ist noch wie ein kindliches Ahnen: Reminiszenzen aus der alten Philosophie, die ja auch keine Menschenschöpfung kennt, und mißbrauchte Schlagworte aus der Physik und Medizin. Erst als die echten Naturforscher, ausgestattet mit Erfahrungen von Züchtern und in voller Kenntnis aller einschlägigen Tatsachen, jene selbstverständlich gewordene Entwicklungsidee ins Auge faßten, entstanden konkrete Theorien, die ihr gerecht zu werden vermögen. Vor unseren Augen förmlich hat sich der Fortschritt vollzogen, vom kindischen Gerede der Philosophie über eine Idee, die schon durch die allgemeine Kulturbewegung festgelegt und gar nicht mehr abzuweisen war, zu den Versuchen und Theorien einer arbeitssamen Forschung. Erst seitdem wir die Entwicklung zu durchschauen versuchen, die zur Art Mensch geführt hat, sind wir reife Menschen geworden.

*

Nichtsdestoweniger gibt es zur Zeit noch keine Theorie und Hypothese, die den großen Hervorgang komplizierter Lebewesen aus einfachen schon verlässlich erzählen könnte. Alle auf die Artbildung bezüglichen Momente, zufällige Variationen, einseitig gerichtete, sprungweise Mutationen, Einfluß der Organfunktion, Vorgänge bei der Kreuzung, Vererbung erworbener Eigenschaften, direkte Influenzierung der Keimsubstanz im Körper durch Chemismus – all das

und noch viele andere neue Beobachtungen müssen erst exakt erwogen werden und sich in wissenschaftliches Gleichgewicht setzen. Wie viele allgemeine und spezielle Hypothesen sind noch möglich, existieren schon in den Gehirnen der Naturforscher und wagen sich noch nicht heraus, ehe ihnen ein geordnetes Material von Tatsachen als Garde dienen kann!

Nur um einen Spaß in die Sache zu bringen – das Folgende. Die stufenweise Entwicklung des Embryos zeigt die Formen niederer Arten; die ontogenetische, individuelle Entwicklung zeigt – wie man sich ausdrückt – Parallelismus zur phylogenetischen, zur Stammentwicklung. Vielleicht könnte man nun durchaus schließen, daß eine ursprüngliche, niedere Art in sich bereits die Anlage zu der ganzen weitgehenden Auswicklung getragen habe. Durch zufällige Umstände wurden aber gewisse, eigentlich embryonale Entwicklungsformen in ihrer Weiterentwicklung eine Zeitlang gehemmt, wurden in die Freiheit gebracht, erstarrten und wurden gewissermaßen perennierend zu Arten, wurden vorläufig um ihr Avancement gebracht, bis ein neuer Schwung die schon von Haus aus in jenem Urwesen gelegene Auswicklungstendenz wieder ins Treiben brachte. Wenn man zum Beispiel ein Tier in einem Entwicklungsstadium, einen Embryo einer relativ niederen Art, seiner gegenwärtigen Entwicklung vorzeitig entreiben würde und von jenen Retardierungsfaktoren unabhängig machen und in irgendein verändertes Milieu bringen würde, wäre, dieser lustigen Hypothese zufolge, eine Chance gegeben, daß sich jene gebundenen Urentwicklungsfähigkeiten befreit zur Geltung bringen könnten. Diese Phantasie soll nur das methodische Axiom illustrieren, daß, wenn auch jede bis nun lancierte Idee über die Wege der Entwicklung verfehlt wäre, dennoch, bei der methodischen Unzulässigkeit eines ad hoc erfundenen übermateriellen Faktors, die autonome Entwicklung absolute These bleibt.

Das gleiche Postulat gilt für die Idee der Umwandlung unorganischer Verbindungen in organische, wenn wir diesen Prozeß zur Zeit auch weder nachahmen noch theoretisch konstruieren könnten. Nur nicht die Flinte ins Korn werfen.

*

Die Naturforschung ist sich des rechten Weges wohl bewußt. Gelegentlich der Vorstellungen über Mimikry, Imitierung eines Tieres durch ein anderes, über Schutzfärbungen, Warn- und Schreckfärbungen, auch bei der Prüfung der Sinne der Tiere und bei anderen Gelegenheiten haben vielleicht Sensationsbedürfnis und vorschnelle Phantastik eine Rolle gespielt, aber in der kürzesten Zeit wurde eine solche ungenaue Auffassungsweise überwunden, und Freiheit von Vorurteil, exakte Beobachtung und Deutung der Tatsachen kommen zu ihren unveräußerlichen Rechten.

So hat auch eine Naturphilosophie, die mit vagen Begriffen, wie Harmonie, Umwandlung von Kräften, sukzessive Realisierung geistiger Potenzen, mit Wertschätzungen operieren wollte, jeden Boden verloren. HERBERT SPENCER, der so außerordentlich sympathische Denker, war es, der zuletzt eine bescheidene Naturphilosophie ausgearbeitet hat. Ihre Momente sind: Übergang der Materie von einem zusammenhangloseren Zustande zu einem zusammenhängenden, von einem zerstreuten in einen konzentrierten Zustand, von einem gleichartigen, ungegliederten zu einem ungleichartigen, gegliederten; dieser Prozeß der Bildung von differenzierten Ganzen, die Integration, mit welcher ein entgegengesetzter Prozeß zusammenhängt, ist von einer entsprechenden Umformung der Bewegung begleitet. Nun: das alles ist so vage, reicht an die Wirklichkeit so nicht heran, obzwar diese ja natürlich unter solche lockere Begriffe, wie Zusammensetzung, Gliederung, fallen muß, daß es unnütz ist, sich um solche billige Verallgemeinerungen zu kümmern. Wie anders mutet es an, wenn die Astronomen den Zusammenhang zwischen Bewegungsenergie und Wärmeenergie der Fixsterne, zwischen ihrer Temperatur und Geschwindigkeit bestimmen.

*

Die Naturforschung hat in ihrem eigenen Lager einen Feind, der indessen ganz ungefährlich ist. Es gibt eine Denkart, die daran verzweifelt, die Funktionen eines Organismus durch Physik und Chemie zu erklären, und glaubt, man müsse zu besonderen Lebenskräften, eigenartigen vitalistischen Kräften seine Zuflucht nehmen. Vorzugsweise verschiedene Prozesse der Selbstregulierungen in einem Organismus oder Regenerationen, Restitutionen verlorener Teile und anderes erscheinen manchen so unbegreiflich, daß sie zur Erklärung eigenartige, spezifische, auf allgemeine physikalisch-chemische Kräfte nicht rückführbare, aparte Lebenskräfte heranziehen wollen. Nun gibt es da aber kein Versteckenspielen. Solche Kräfte wären nichts anderes als Seelenkräfte, das heißt es würde ein Irgendetwas vorausgesetzt, daß sich die richtige Konstitution eines Organismus vorstellen würde und nun zu diesem Ende seine Arrangements behufs Regulierung oder Restaurierung, mittels der Einleitung physiologischer Vorgänge, treffen würde. Diese, die alten spiritualistischen, teleologischen Anschauungen wiederholenden Theorien sind methodisch ganz und gar korrupt. Man darf sich nicht hinter der Erklärung verschanzen wollen, jene supponierten Kräfte seien der Gattung nach wie andere Kräfte, nur irgendwie von unseren physikalischen Kräften verschieden, Kräfte mit besonderen Gesetzen. Das wäre eine verwerfliche Zweideutigkeit; solche vitalistische Kräfte, wenn sie etwas den anderen Kräften Unmögliches im Organismus leisten sollten, müßten wissende, regierende Kräfte sein, Endziel und Mittel er-

wägende Kräfte sein. Wenn man nur schlechtweg andere Kräfte als die unserer momentanen Forschung bekannten statuieren sollte, dann dürfte man nicht von den vitalistischen Kräften reden. Gewiß waren zu irgendeiner Zeit die Kräfte der radioaktiven Substanzen und ihre Gesetze nicht bekannt. Wurden sie es aber, so zeigen sie sich von anderen gemeinen physikalischen Kräften und Gesetzen nicht prinzipiell verschieden.

Es sind für die organischen Formen und Funktionen natürlich nicht nur die von außen wirkenden Ursachen, sondern auch die inneren Konstitutionen maßgebend. Es wäre nun abermals eine böse Zweideutigkeit, wenn man diese inneren Kräfte gerade vitalistische nennen wollte, denn sie wirken in Wahrheit prinzipiell genau so mechanisch wie die von außen angreifenden.

Man ist die Seele in der empirischen Psychologie los geworden, weil man die psychischen Phänomene viel einfacher erklären kann; nun sollte, nach jenen ungeduldigen Vitalistern, wieder jede Zelle, vielleicht jedes Protoplasmamolekül eine Seele haben müssen! Methodologisch liegt nichts anderes vor, als daß man aus seiner Unwissenheit eine fromme Tugend machte, beziehungsweise daß man aus seiner Unwissenheit eine neue vitalistische Kraft machte.

*

Es sind noch so wenig Jahrzehnte seit dem Betriebe einer rationellen Forschung verstrichen, daß viel Selbstvertrauen zu der Behauptung gehört, man sei mit den Erklärungsmöglichkeiten zu Ende. Die ganze Gewebelehre, die Lehre von den Keimblättern, von der Zelle, von den Trägern der Vererbung – alles erst am Anfange. Die Chemie auf Grund physikalischer Kategorien – erst am Anfange. Und da sollte man es zu behaupten wagen, daß wir über die Verhältnisse benachbarter Organe und Organteile, über Spannungen und Ausgleichungen, die zur Erhaltung des Gleichgewichtes eben derselben Elemente führen, die sich ja zusammengefunden und gegenseitig gemodelt haben – durch Physik und Chemie niemals Einsichten erlangen werden? Da will man hingehen und alle physiologischen Leistungen solchen unerhörten Kräften in die Schuhe schieben, die man gar nicht berechnen und determinieren kann, von denen man nichts anderes zu sagen weiß, als sie leisten eben alles, was der Forscher jetzt nicht durchschauen kann.

*

Wie schon angedeutet und wie bald auszuführen: auch die Physik und Chemie dringen nicht in das Reich der wahrhaften Wesenheiten, und an dieser Unwissenheit krankt all unser Wissen, aber die Biologie laboriert auch noch an einem besonderen Leiden. Man weiß, daß die Zelle ein außerordentlich komplizierter Aufbau ist, man weiß, daß ein Protoplasmaklumpchen unendlich

komplizierter ist als ein primäres Molekül und schon seine eigene weitläufige Architektur hat. Wie lange muß es also dauern, bis man die materielle Welt in einem Organismus durchleuchten kann, in dem jedes Element schon eine Welt von Verwicklungen birgt! Die allgemeinen Gesetze werden gelten, aber nur innerhalb schwer durchschaubarer Situationen. Außerordentlich viel ist indes schon erklärt durch physikalische Gesetze, durch Oberflächenspannung, Durchdringung von Flüssigkeiten, Osmose usw. In der Forschung kann man fast nie eine Frage, die an einer Stelle aufgetaucht ist, auf eben dieser Stelle zum Austrag bringen; von weither müssen oft, nur dank einem Zufall mobilisiert, Helfer heranrücken. Es ist eine ganz spezielle fachmännische Frage, ob man für biologische Erklärungen erst eine völlige Ausgestaltung der Chemie abwarten müsse, die Chemie der Eiweißstoffe, Chemie der Kolloide, in Lösungen stark zerstreuter Materie usw. abwarten müsse, oder ob man hoffen darf, durch die Dynamik der Vorgänge, Druckwirkungen, Furchungen, Strömungen, Schaumbildungen usw., also direkt durch mechanische Bilder, das biologische Verständnis zu fördern.

Wenn man aber bei diesen Forschungen nicht weit vom Flecke rücken würde – was auch möglich ist –, so müßte man die Schwäche menschlicher Mittel beklagen, dürfte aber niemals ganz unlogisch und unmethodisch die Vorgänge in den Organismen durch Heitzelmännchen eingeleitet denken, durch übermechanische, pfliffige Kräfte.

Physik und Chemie

A. Grundbegriffe

Mit der Chemie und Physik muß nun die sogenannte Philosophie ein Wörtchen reden. Sagen wir besser, man muß der Chemie und Physik ein paar Warnungen zukommen lassen vom Standpunkt der gemeinen Besinnung auf den Inhalt einiger ihrer Begriffe, vom Standpunkt der Vorsicht im Vorschreiten, die leichter von den Zusehenden geraten als von den Marschierenden geübt werden kann. Tilgt man von dem langatmigen Gerede der sogenannten Philosophen die Einleitungen, die Ankündigungen von Fragestellungen, das Herumzupfen an fremden Definitionen, das Vergleichen mit anderen Expektorationen – so bleibt kümmerlich wenig übrig, und das ist meistens falsch. Unsere Aufstellungen entsprechen keinem der in den Schulen verbreiteten „-ismen“. Übrigens ist heutzutage auch die Verbreitung der diversen Schulen etwas schmal ausgefallen. Unsere Bemerkungen sind richtig vermöge der Freiheit von zufälligen Anknüpfungen und Bindungen an Übernommenes, richtig durch vorurteilslose, anschauliche Logik. Positive physikalische Auffassungen, etwa

über Materie, Trägheit, Beharren der Bewegung, Erhaltung und Wandlung der Energie, Atome, ihre Bestandteile, Elektronen, können von hier aus natürlich gar nicht geboten werden; in das Budget der Wissenschaften darf kein Außenstehender dreinreden; und die Winke können sich nur beziehen etwa auf die Tragweite physikalischer Gesetze, auf allgemeinen Realismus, auf den Begriff der Ursache und des Dinges, der Substanz, des Substrats, auf Raum und Zeit.

*

Wir werden also die wenigen Wahrheiten exponieren, von welchen wir dann bei einer Inspektion der exakten allgemeinen Naturwissenschaften Gebrauch machen wollen; und trotz unseres kritischen Sinnes werden wir absolute Wahrheiten zu bringen haben und nicht bloß ihre heruntergekommenen Namensvettern, das heißt Wahrheiten, die nur relativ sein wollen.

Es ist ganz sicher, daß alle Daten der Erfahrung nur gegeben sind beim Bestande menschlicher Sinne und des menschlichen Gehirnes. Wir sagten nicht, daß alle empirischen Daten als Empfindungen in einem Bewußtsein gegeben seien; das wäre die böse Erschleichung oder der Wortmißbrauch des sogenannten Phänomenalismus oder Konzientialismus, den wir ablehnen. Es ist ja durchaus nicht sicher, daß Subjekte vorhanden seien, die sich eines Besitzes von Empfindungen rühmen könnten. Aber es ist sicher, daß alle empirischen Vorkommnisse nur bei gleichzeitiger Aktion der Nervenapparate vorhanden sind, also, abgekürzt gesprochen, an den Bestand von Sinnen gekoppelt sind. Es ist somit möglich, da man es nur mit Relativitäten zu tun hat, daß die wahre Natur der Dinge durch die Konkurrenz der Sinne vollständig verschleiert ist. Genug! Dieser für die Erkenntnis gefährliche Druck einer die wahren, an sich bestehenden Tatsachen vollkommen, vielleicht bis zu Unkenntlichkeit trübenden Situation ist gar nicht abzuweisen. Und somit ist das, was man Realismus nennt, erledigt und beseitigt, das heißt die Annahme ist unzulässig, daß die wahren Dinge, durch die unsere sogenannten Abbildungen eventuell bewirkt würden, ebenfalls körperlich seien. Selbstverständlich fallen auch die Sinne unter dasselbe Verbot. Schluß.

Wir können uns, bedrückt durch unsere sinnlichen Vorkommnisse, Farben usw., die alle flächenhaft sind, nichts anderes als Körperliches vorstellen. Die Leute, die sich die Seele vorstellen wollten, stellen selbst diese an einem Orte vor, in Beziehung zu einem individuellen Leibe, also schon räumlich. Auch einen Kraftpunkt kann man sich nicht anders denn kleinkörperlich vorstellen. Aber trotzdem wir uns nichts anderes als Körperliches beziehungsweise Flächenhaftes vorstellen können, können wir uns doch vorstellen, daß etwas auch anders ist, als wir es uns vorstellen können.

*

Man kann sich drehen und wenden, wie man will; es gibt keinen Beweis dafür, daß die wahren Dinge, auf die sich die sinnlich vorhandenen Daten beziehen, an sich körperlich wären. Es gibt keine Berechtigung dafür, sich einer solchen Vermutung hinzuneigen. Es könnten eben die Ursachen, denen wir die sinnlichen Vorkommnisse zu danken haben, anders als körperlich sein, aber dennoch wohl wirksam. Ist der einzelne Mensch in sinnlicher Verbindung mit dem Datum, mit der Repräsentation eines körperlichen Gegenstandes, also der Gestirne, der Erde, der Bäume, des Auges, des Gehirnes, eines Atoms – so ist das natürlich kein Beweis, daß die wahre Ursache dieser Repräsentation ihrer menschlich-sinnlichen Wirkung gleiche. Und wenn nun viele und alle Menschen mit derselben Repräsentation zu tun haben, so ist durch diese Multiplikation auch nicht um ein Haar mehr der Beweis erbracht, daß das wahrhafte Ding dem sinnlichen Vorkommnisse gleiche. Viele Tiere haben wohl Sinne, die den menschlichen gleichen oder analog sind; und wenn alle diese Tiere zusammen mit den realistischen Philosophen hinaus in die Ferne den Blick richten, so ist auch dadurch nicht bewiesen, daß die eventuellen Ursachen, Veranlassungen, Anregungen der Effekte ihren Effekten gleichen, nicht bewiesen, daß die Dinge wirklich von der Ferne her wirken, denn die Ferne selbst ist ja nur ein sinnliches Bild.

Das alles wird gesagt auf Grund jenes exponierten logischen Vorsichtssatzes, nicht etwa in Anhängerschaft zu Kant, dessen ganze Theorie vielmehr schrecklich verbogen, unbrauchbar und verwirrt ist und der sich baldigst weitgehende, unerlaubte Annahmen über das Wahrhafte erlaubt hat.

*

Man kann nochmals bedenken, obzwar die Theorie des Realismus als unzulässig bereits abgetan ist, daß auch die Sinne nur auf Grund der Sinne, die auf sie gerichtet sind, als Vorkommnisse existieren, und daß man es also selbstverständlicherweise nicht in Abrede stellen kann, daß diese Sinne sowie die übrigen körperlichen Daten, bei ihrer Relativität, keine Garantie mit sich führen, daß die wahrhaften Dinge ebenfalls körperlich seien. Aus der Welt der Vorkommnisse, die relativ zu den Sinnen ist, kommt man nicht hinaus, nicht in die Welt des Absoluten und Wahrhaften hinein. Das Auge, auf das man sieht, das Gehirn, auf das man sieht, ist nicht das Absolute, wenn ihnen gewiß auch etwas Resistentes, Bleibendes und Kräftiges irgendwie entsprechen wird. Der Baum, der Berg, das Auge ist nicht das Absolute, aber es wird ihnen etwas analog Stabiles und Agiles irgendwie, aber unbestimmt wie, zuzuordnen sein.

*

Die Meinung, die wahrhaften Dinge seien gleich den sinnlichen Vorkommnissen körperlich, darf auch nicht als wahrscheinlich bezeichnet werden. Sie ist weder wahrscheinlich noch unwahrscheinlich; wir haben gar keine Mittel, sie zu prüfen; es ist schlechtweg eine Erschleichung, ein unerlaubtes Übertragen einer sinnlichen Existenzform auf eine wahrhafte Welt, die uns, die wir nur unter der Bedingung der relativen Sinnlichkeit stehen, eben dadurch vollkommen verammelt ist.

Das ergibt auch sofort die hübsche Konsequenz, daß man im Wahrhaften keinen Dualismus, nämlich: eine Art Körperlichkeit und eine Art Unkörperlichkeit, annehmen dürfte; sondern wir wissen, blind durch unsere Sinne, über das Wahrhafte gar nichts.

Der selbstverständliche Umstand, daß wir unser praktisches Betragen, Arbeiten, Suchen nur auf diese körperlich-sinnlichen Vorkommnisse gestellt haben, ist natürlich auch kein Beweis dafür, daß wir uns hiemit an das Wahrhafte halten; dieses lustige Quidproquo kann uns praktisch natürlich nicht schaden.

*

Wohl aber könnte die Unsicherheit über das Wahrhafte der physikalischen Theorie sehr unangenehm werden. Es sei das vorläufig an einem Beispiel dargestellt. Eine Fernwirkung, die Wirkung eines Körpers auf einen anderen ohne jedes Zwischenmedium, ist, sobald wir uns auf die Plattform der Begriffe Entfernung und Wirkung stellen, undenkbar. Denn, obzwar die Körper sich nicht zu berühren brauchten, so müßte doch irgendeine zwingende Vermittlung, ein bestimmt gerichteter Rapport bestehen, der den Appell von dem einen zum anderen trägt. Sind die Dinge voneinander entfernt und soll doch Wirkung von ihnen ausgehen und ankommen, so ist das nicht anders zu denken, als daß die Wirkung ihre Entfernung durchmißt und überbrückt. Nichtsdestoweniger könnten aber die körperlichen Dinge sich so präsentieren, daß keinerlei Wirkungstransportmöglichkeit, keinerlei Zwischenmedium direkt oder indirekt sinnlich mehr konstatiert werden könnte. Dann müßte die Physik sich in dieses Unbegreifliche, in dieses begrifflich Ordnungswidrige fügen, mit dem Troste, daß ja die Kräfte tatsächlich zwischen den wahrhaften Dingen spielen, nicht aber zwischen den sinnlichen Repräsentationen; und in jenem wahrhaften Kräftereich wird schon alles in Ordnung sein.

*

Alle diese erkenntniskritischen Lehrsätze sind so evident wie der logische Satz, daß jede Vermittlung als erkenntnistrübende Scheidewand zwischen jeder an sich bestehenden Originalrealität und dem relativ subjektiven Widerpart

gelten muß. Der bloße Faktor: Sinn – wir sprechen nicht von Empfindung, die vorschnell schon ein empfindendes Subjekt voraussetzen würde –, der bloße Sinn, dieser Multiplikator, macht die isolierte Stammexistenz unkenntlich.

*

Gleichfalls evident richtig, wenn auch nicht herkömmlich, ist unsere folgende Anschauung über die Ursache und die Notwendigkeit einer Ursache für Veränderungen. Ganz uninteressant ist die Kantsche Auffassung, daß der Begriff der Ursache und der Satz: keine Veränderung ohne Ursache – der spezifisch menschlichen Erfahrung vorausgehend, also a priori bestehender Begriff und Grundsatz sei, will also sagen, einfach eine Art angeborener Ideen sei. Ebenso uninteressant ist die Auffassung, daß der genannte Satz eine durch Empirie gewonnene Meinung sei. Der Begriff Ursache zusammen mit dem Satze von der Notwendigkeit einer Ursache für Veränderungen sind vielmehr lediglich Festlegungen einer absoluten, rein logischen, analytisch sicheren Erkenntnis! Nämlich der Erkenntnis, daß, wenn alles gleich bliebe, keine Änderung da wäre. So sicher als der Satz $a + a$ ist, so sicher ist keine Kehrseite: wenn irgendwo etwas nicht beim Alten geblieben ist, so muß etwas Neues zum Alten gekommen sein.

*

Kein Mensch glaubt mit dem genialen HUME, dem übrigens, nach seiner grundlegenden, aber nicht ausreichenden Zergliederung dieses Begriffes, gelegentlich doch die richtige Anschauung aufzublitzen scheint, daß die richtige Ursache nur die einer jemaligen Folgeerscheinung vorangehende Erscheinung sei – wie etwa der Tag doch der Nacht vorangeht, ohne ihre Ursache zu sein. Das regelmäßige, gewohnheitsmäßig supponierte Antezedens einer Konsequenz bildet gewiß noch nicht den Begriff der Ursache. Sondern jedermann weiß, daß die Ursache dasjenige ist, ohne welches eine Folgeerscheinung nicht sein würde, und bei dessen Vorhandensein das Ausbleiben der Folge unmöglich ist. Der Umstand, daß fast immer Konstellationen von mehreren Ursachen auftreten, ist eine hier nicht weiter zu behandelnde sekundäre Tatsache. Man will also durch „Ursache“ geradezu denken, daß nicht bloß zeitliches Zusammentreffen zwei einander gewissermaßen innerlich gleichgültige Dinge verbinde, sondern man will denken, daß irgendein über Zufälligkeit und Zeitlichkeit hinausgehender Verband, ein tiefer Konnex zwischen den Dingen bestehe. Das Wesen dieses Konnexes, das Wesen einer Verursachung, das Wesen einer Kraft, ihrer Ausübung, einer Bewirkung und was damit zusammenhängt, kennen wir absolut nicht. Auch im Bewußtsein, in dem Hin und Her von Wünschen, in der Stabilisierung von Motiven, im Schließen, das heißt im Substituieren, Einsetzen von Vorstellungen, erfahren wir auch nur Eintreten von Veränderungen, Rich-

tigkeiten, aber niemals eine Kraft selbst. Nun, das ist allein sicher, daß man mit dem Begriff Ursache sagen will, es müsse irgendein Plus über die bloße sich oft ereignende zufällige Platz- und Zeitfolge geben, es muß etwas geben, ohne welches eine Veränderung nicht wäre.

Und im übrigen ist es evident: das immer Gleiche enthält Gleiches, und zeigt sich eine Veränderung, so hatte also jenes Gleichbleiben aufgehört.

Dieser analytische Begriff der Ursache und der Satz von der Notwendigkeit einer vorangegangenen Neukonstellation, sobald sich Veränderungen finden – ist nicht nur gerade für den Menschen anthropologisch sicher, sondern er ist zwingend diktiert, absolut sicher für alle eventuellen Geister in allen möglichen Welten. Wir werden aber noch daran zu erinnern haben, daß, im Gegenteil dazu, andere auf die Masse, Quantität von Ursache und Wirkung bezügliche Vorstellungen, gewisse physikalische Gesetze bloß zufällig und nicht evident seien.

*

Für die folgenden Betrachtungen muß man sich vor Augen halten: wo Veränderung von Wirklichkeiten wahrgenommen wird, gibt es auch eine durch Reflexion gewonnene Abstraktion, die an Möglichkeiten denkt.

Die Zeit – es ist für die Philosophie beschämend, über solche Dinge noch reden zu müssen – ist nicht, wie Kant wollte, eine apriorische Anschauung und ist auch nichts Wesenhaftes, kein besonderer Bewußtseinsinhalt, keine Qualität, sondern eine spät reflektierte Abstraktion in bezug auf Veränderungen überhaupt. Die Zeit für ein immer fließend sich entwickelndes Ding oder für ein immer bestehendes, dauerndes Ding, für eine Substanz zu halten – ist so dumm, wie wenn einer glauben wollte, die Dummheit, die sich in einzelnen Menschen zeigt, ist eine durch die ganze Welt ausgebreitete Dummheitssubstanz. Die Zeit kann nur gedacht und gemessen werden durch Zuwächse, Abnahmen, Veränderungen. Dauer und Ruhe kann nur gedacht werden durch die Möglichkeit von Veränderungen, die aber ausbleiben. Die Zeit ist nicht ein Stoff, aus welchem alles, und nicht der Platz, in welchem alles würde. So wenig der Begriff Jugend oder Alter ein einheitliches objektives, reales Ding, eine Entität markiert, sondern so wie darunter nur eine abstrakte Zusammenfassung aller Vorgänge an jungen beziehungsweise alten Individuen gemeint ist, so weist auch die Zeit nicht auf eine für sich seiende Entität, sondern ist nichts als eine völlig abhängige, reflektierte Abstraktion einer Möglichkeit auf Grundlage von realen Vermehrungen und Verminderungen, von Wachsen und Verkleinern. Jedwedes Wesen, das einen Zuwachs, zum Beispiel eine eintretende Vergrößerung an einem Dinge, bemerken würde, könnte die Abstraktion „Zeit“ sofort bilden, deren Inhalt eben der Gedanke an solche Veränderungen

wäre, zusammen mit dem Gedanken, daß, wenn es Veränderungen gibt, es auch eine Möglichkeit für Veränderungen, Entwicklungen, Neuerungen gibt. Die Möglichkeit der fortgesetzten Häufung von Veränderungen ist die Zeit.

Da die Zeit also eine Abstraktion der Möglichkeit von Veränderungen überhaupt ist, könnte sie auch als Abstraktion der Möglichkeit von Zuwüchsen konzipiert werden; sie könnte also auch eine Abstraktion aus den Zahlen sein – aber nur insofern man sie zählt, aus der sukzessiven absichtlichen Vermehrung der Zahlenreihe. Die ideale Zahlenreihe mithin brauchte deshalb noch gar keine Beziehung zur Zeit zu haben, denn die Zahlenreihe kann auch als stillstehend gedacht werden. Auch sonst ist die Symbolik der Zeit durch die Zahl recht unglücklich; denn die Zahlenreihe ist nicht absolut kontinuierlich, sondern die Zahleneinheiten und auch ihre noch so kleinen Differenzen liegen voneinander separiert.

*

Und auch der Raum ist nichts. Er ist nicht der Sack ohne Wand, in welchem alles drin wäre, sondern er ist die Leere selbst. Der Raum ist nichts als die abstrakte Freiheit von jedem Hindernis für Körperbewegung, insoweit ein solches nicht wieder in Körpern gegeben ist. Er ist keine apriorische Anschauung, er ist nichts Objektives, an sich Vorhandenes, er ist nicht drei- oder mehrdimensional; es ist nur Einer; er ist nur als die Eine Abstraktion mit den Körpern und ihren Distanzen voneinander gegeben, das heißt mit den Körpern und der leeren Möglichkeit, in die Abstände der Körper, also in die Leere, ins Nichts, wieder Körper zu bringen und sie vollkommen ungestört, absolut beliebig zu bewegen. Der Raum scheint nur an den Körpern, an dem Himmel, an den Wänden der Höhlungen gewissermaßen sichtbar zu sein; aber er ist genau so eine subjektive Abstraktion wie die der Zeit. Die Zeit – die Abstraktion der Entwicklungsmöglichkeit; der Raum – die Abstraktion der Körperbewegungsmöglichkeit.

Die Zeitabstraktion könnte überall, in jeder Welt vorgenommen werden, wo beliebige, ganz andere als die uns bekannten Veränderungen statthaben. In diesem Sinne gibt es auch für alle uns eventuell unbekanntem Entitäten, die nicht Körper wären, eine Freiheit von Verhinderungen, wenn sie sich regen, betätigen, aufeinander wirken; das wäre eine hohe Abstraktion, die wir im allgemeinen den Entitätsraum, die allgemeine Freiheitsmöglichkeit, das allgemeinste Existenzmedium nennen könnten.

Es ist ein absolut evidenter Satz: in welcher Welt immer Körper wären und die Möglichkeit, frei von Störungen außer durch Körper, sich beliebig zu bewegen – dort wäre auch unser Raum. Zu all dem werden sich im folgenden noch erläuternde Zusätze finden.

*

Ein simpler logischer Satz ist es, den man vielfach benützen kann, um kursierenden Verwirrungen ein Ende zu bereiten. Korrelative Begriffe, wie Lehrer – Schüler, Vater – Kind usw., die im Hinblick aufeinander geschaffen wurden, führen sich wechselseitig mit. So gibt es also auch keinen Schlag ohne einen, der schlägt; keinen Wurf ohne etwas, das wirft. Was ein Ding heißt, wissen wir, wenn wir zum Beispiel auf einen Menschen, auf einen Stein, auf einen Magnet schauen; die Kräfte, die den Dingen zukommen mögen, sind uns, auch wenn wir Nerven, Zonenbewegungen sehen, nicht sichtbar, nicht fühlbar, nicht greifbar. Man sieht einen Menschen sich bewegen, kennt die eigentliche Bewegungskraft nicht; aber man sagt richtig, die Bewegung ist an dem Menschen, es gibt nicht eine menschliche Bewegung, die nicht an einem Menschen wäre. Ein Stein fällt; es gibt nicht einen Steinfall ohne Stein. Ein Magnet zieht an; es gibt nicht eine derartige Anziehung ohne Magnet. Es wäre ein voller Unsinn, von einer Kraft zu sprechen, ohne sofort ein Kräftiges, Kraftäußerndes mitzudenken. Wir wissen nicht, was ein Ding, eine Substanz, ein Substrat, eine Energie, eine Kraftintensität ist, noch wie eine Qualität, eine Eigenschaft an einer Substanz hängt, noch wie eine Kraftenergie an einem Substrat hängt – aber es besteht die bare Unmöglichkeit, von einer bloßen sich regenden, agierenden Kraft zu sprechen, ohne das korrelativ, ein Agens, sofort mitzudenken. Es kann nicht ein Fallen ohne Körperfallen, kein Flug kann ohne das Fliegen eines Fliegenden, kein Schwingen ohne ein Schwingendes gedacht werden, und es ist der bare menschliche und übermenschliche Unsinn, zu versuchen, eine Betätigung, eine Energie allein zu denken ohne etwas, das sich betätigt, das energisch ist. Wir kennen das Wahrhafte, die Wesenheiten so gar nicht; aber solange wir direkt und indirekt an unsere Sinne gebunden sind, die das Fundament für die Korrelativa liefern, können wir einen mit dem Fluch der Korrelativität gebildeten Begriff nicht halbieren, die Hälfte selbstständig machen und als freies wissenschaftliches Wesen gelten lassen.

B. Anwendungen der Grundbegriffe

I. Von diesen logischen Sätzen und einigen Konsequenzen derselben werden wir nun Gebrauch machen, wenn wir die Natur einiger konkreter wissenschaftlicher Aufstellungen würdigen wollen, die wir hier bloß in einer für unsere Zwecke ausreichenden Skizzierung bieten.

Gelegentlich merkwürdiger origineller Arbeiten, die sich drehten um die Bewegung von Lichtimpulsen im Äther und die Frage, ob der die Erde umgebende und durchdringende Äther ruhe oder sich mit ihr bewege, ob Äther überhaupt angenommen werden müsse, um elektromagnetische Theorien und anderes, wurde die Aufmerksamkeit auf die Relativität von Zeitbestimmungen gerichtet. Zu jener Bemerkung, auf die wir hier Gewicht legen wol-

len, sei man über ein nicht strenges Beispiel geführt. An einer Uhr blitze in einem Moment ein Lichtsignal auf, der Lichtstrahl begeben sich zu einer 150.000 Kilometer entfernten Fläche und werde von dort zur Uhr zurückreflektiert, lege also eine Strecke von 300.000 Kilometer zurück, und die Uhr zeige jetzt eine Sekunde mehr als im Ausgangsmoment. Der Glaube an die Sicherheit dieser Daten würde nun aber sofort verschwinden, wenn es für möglich gehalten werden müßte, daß jene reflektierende Fläche und die Uhr sich, während dieser Lichtbewegung, zueinander oder voneinander und mit verschiedenen Geschwindigkeiten bewegt hätten. Das ist nun in der Tat die Sachlage bei allen kosmischen Beobachtungen. Auch ist ja die Sekunde abgeleitet von Stunde, Tag und Jahr, von der Umdrehungszeit der Erde um die Sonne, die auch variieren könnte. Kurz, es wäre möglich, daß wir keine absolut sichere Zeitbestimmung machen könnten und, im speziellen, daß eine sich auf außerordentlich große, vom Lichte durch lange Zeiten durchlaufene Distanzen beziehende Angabe einer Gleichzeitigkeit unzutreffend wäre. Nehmen wir also an, niemals wäre eine Gleichzeitigkeit sicher zu markieren – würde dann der Begriff der Gleichzeitigkeit verschwinden? Gewiß nicht! Ein korrektes Maß für Gleichzeitigkeit wäre eventuell unmöglich, aber die Gleichzeitigkeit bestünde davon untangiert.

*

Die Zeit als Möglichkeit des Geschehens, das heißt die Abstraktion, die die absolute Möglichkeit von Neuerungen, Veränderungen und Beharren konstatiert, wird durch alle physikalischen Schwierigkeiten exakter Messungen nicht in ihrer evidenten Anschauung erschüttert, daß zwei Dinge in Ruhe oder Bewegung zusammen, wie Papier und Feder aneinander, oder durch beliebige Distanzen getrennt, gleichzeitig existieren können. Das Herrliche an der Physik und an der Naturwissenschaft ist, daß sie so gänzlich unbeeinflusst von Spekulationen walten können; aber sie dürfen umgekehrt auch nicht glauben, evidente logische, auf analytischen Abstraktionen beruhende Begriffe durch spezielle Messungen und Quantitätsexperimente zu beeinflussen.

Ganz absurd wäre die Vorstellung, die Zeit sei diskontinuierlich, also zerrissen; das hieße ja so viel, als daß manchmal keine Zeit für Veränderungen und Bestände wäre.

Ganz ungeschickt ist es auch, sich die Zeit als Linie zu denken; denn die Zeit als Möglichkeitsabstraktion besagt, daß überall, also auf unendlich vielen Linien im unendlichen Raum, dauernde Bestände und Veränderungen existieren können.

Es ist auch die Annahme ganz verkehrt, daß sie etwas Einfaches oder Einheitliches sei. Dieser an sich unmögliche Begriff wird weiter noch zu behandeln

sein. Aber das an der Zeit, was wie Einfachheit und Einheitlichkeit aussieht, ist natürlich nur ein Element in der Reflexion auf lückenlose Veränderungsmöglichkeit, nur ein Zug in dem subjektiv-operativ geschlossenen Abstraktionsgebilde. Die Zeit ist also als Grundidee, die eine selbstverständliche Abstraktion der Veränderungsmöglichkeit ist, absolut; Zeitbestimmungen sind relativ zu schwankenden sinnlichen Vorkommnissen.

*

Der Begriff unendlich wird einfach und richtig gedacht mittels der Bestimmungen: immer und überall. Die Mathematik gebraucht den Begriff unendlich oft als bloße Anweisung einer kontinuierlich vorzunehmenden Verkleinerung oder Vergrößerung. Auch diverse natürliche Prozesse belegt man mit der Charakteristik unendlich. All das ist meist irreführend und falsch. Es kommt öfter mißbräuchlicherweise zu Paradoxien über das Unendliche; aber nur dann, wenn man verschiedene Dinge, die wegen ihrer außerordentlichen Größe oder Kleinheit eine gewisse Verwechslungsgefahr mit dem Unendlichen heraufbeschwören, mit diesem in einen Topf wirft. Das Unendliche, verständig gefaßt, hat keinerlei Unklarheiten an sich; eine solche kommt eventuell nur in dem Subjekt vor, das über das Unendliche ohne Vorsicht peroriert. An einigen Beispielen wollen wir die Warnungen vor dem üblichen Gebrauch dieses Begriffes anbringen.

Wenn man sagt: es gestaltet sich das Unendliche – so hat man das Unendliche damit gelehnet; denn etwas, was erst unendlich würde, wäre zu jeder Zeit noch nicht unendlich, also endlich.

Eine unendlich große Zahl könnte es nie geben – wenn man nicht eben unter unendlich ganz willkürlich etwas versteht, was nicht unendlich ist. Denn jede Zahl ist gerade oder ungerade oder liegt zwischen solchen Zahlen und hat also in sich ihre Begrenzung, ihr Ende. Aber es kann nichtsdestoweniger wohl überall Dinge geben, so daß man mit ihrem Auszählen nie fertig würde, und eine Zahl für sie eben nie angeben könnte.

Eine unendlich große Geschwindigkeit wäre ein Unsinn. Denn das, was sich mit unendlich großer Geschwindigkeit bewegen sollte, wäre überall sofort, also gleichzeitig an allen Punkten, und folglich wäre es demgegenüber ein Widerspruch, daß es sich erst zu irgendeinem Punkte hinbewege. Wenn hienach jemand so ungeschickt ist, von einer unendlich großen Geschwindigkeit zu sprechen, so liegt der Fehler auf seiner Seite, aber das Unendliche bleibt nach wie vor klar und eindeutig.

Man kann nicht denken, zwischen den zwei Endpunkten einer Strecke, zum Beispiel der Seitenkante dieses Blattes, seien unendlich viele reale Punkte. Denn wenn die Punkte eine Ausdehnung hätten, so würde schon eine relativ

kleine Zahl von Punkten genügen, um die Strecke zustande zu bringen; wenn die Punkte aber gar keine Ausdehnung hätten, dann könnten sie natürlich unmöglich irgendwie eine Ausdehnung zuwege bringen. Soll aber der Punkt bloß eine Richtung markieren, dann kann man wieder unter keiner Bedingung durch bloße Richtungen eine reale Linie ins Dasein rufen. Wohl kann ein Mensch denken, daß er in einer Linie, zu seinem subjektiven Vergnügen, unablässig neue Orte unterscheiden könnte, ohne daß er oder irgendwer jemals damit fertig würde, also unendlich viele.

Ein Atom oder die Komponenten eines Atoms könnten nie durch unendliche Aneinanderfügung von sogenannten unendlich kleinen Teilen, das heißt von Nichtigkeiten entstehen; sondern es muß zum materiellen Bestande eine wenn auch sehr kleine, so doch absolut kontinuierliche Kohärenz gehören.

Wenn eine Strecke doppelt so lang wäre wie die vorher ins Auge gefaßte, so würde die Menschheit, die darin Orte unterscheiden wollte, auch niemals damit fertig, ebensowenig damit fertig. Wenn ein Mensch immer zählt, hat er in jedem Moment eine bestimmte Zahl, wenn zwei Menschen gleichmäßig zählen, so haben sie zusammen in jedem Moment die doppelte Zahl; aber die doppelten Zahlen sind dem Unendlichen nicht um ein Haar näher als die einfachen, denn das Unendliche läßt sich eben von einem Ausgangspunkt aus niemals erreichen und niemals vollenden. Das alles aber hindert nicht den Gedanken, daß man, wo immer man wäre oder wann immer man wäre, irgend etwas vorfinden würde oder vorgefunden hätte.

Nur muß man sich jetzt schon vorhalten, worauf wir noch zu sprechen kommen werden, daß wenngleich wir den Begriff unendlich haben können, wir damit noch kein Verständnis besitzen für einen durch das Unendliche sich durchziehenden Prozeß.

Man könnte sich zu sagen erlauben: Die gedachte absolute Freiheit von Veränderungshinderung und Bewegungshinderung bedeutet – Zeit, Raum und unendlich.

*

Die Leute hindern sich so oft an einer richtigen Analyse, weil sie sich darauf beschränken, auf einen einzigen Begriff hinzustarren und die übrigen benachbarten Begriffe, ohne weitere Prüfung, in irgendeiner konventionellen Form hinzunehmen. Die Philosophie ist keine Wissenschaft, keine Forschung, also auch kein System von Erkenntnissen; aber wenn man, wie es hier geschieht, die erkenntniskritischen Begriffe nach Verwandtschaft geordnet aneinanderrückt, bewahrt man sich vor mancherlei Unklarheiten. Aus der Orientierung über den Zeitbegriff kann man Nutzen ziehen für den Begriff der Bewegung.

Alle Bestimmungen über Richtung und Geschwindigkeit der Bewegungen sind relativ zu einem Bezugssystem oder Beziehungspunkte. Man denke nur zum Beispiel, welches die relativ komplizierte Bewegung eines Balles ist, den ein Kind an die Wand eines Hauses wirft und auffängt, da doch das Haus zusammen mit der Erde um die Sonne wandert, die sich weiter bewegt und die ganze Erdbahn mit sich zieht usw. Trotz dieser natürlichen Komplikationen von Relativitäten ist der Gedanke einer absoluten Bewegung unabweisbar, insofern sie ihre Orientierung, ihren Beziehungspunkt lediglich in dem bewegten Körper selbst besitzt. Ob ein Körper allein im Raum wäre oder ob er zusammen mit unendlich vielen ist, die alle auf die quantitative Bestimmung seiner Bewegung von Ingerenz sind – immer bleibt die Bewegung, die er im Verhältnis zu seiner durch sich selbst gegebenen vormaligen Subsistenz macht, seine absolute Bewegung. Diese Bewegung kann auch eventuell, ohne Rücksicht auf fremde Bewegungen, im Verhältnis zu ihren früheren Stadien eine gleichförmige sein; die Bewegung kann auch in sich allein ihr Maß haben; das alles kann sicher gedacht werden, wenn auch die konkrete Bestimmung dieses Maßes durch den Wirbel aller Bewegungen, in welchem sich die messenden Beobachter finden, getrübt würde. Die absolute Bewegung eines Körpers wäre die Entfremdung von sich selbst. Die Praxis und die Schwierigkeit der Anlegung technischer Mittel kann wieder diesem analytisch notwendigen Gedanken nicht zu Leibe. Und wenn man meint, man mache notwendig Fehler in der Bestimmung einer Gleichzeitigkeit oder einer Bewegung und sei in Relativitäten befangen, so hat der Begriff des Fehlers und der Relativität doch die rechte Gleichzeitigkeit und die absolute Bewegung zu abstrakt notwendigen Voraussetzungen.

*

Man habe eine fertige Linie, eine Kurve gezeichnet vor sich – also ein Raumgebilde; nimmt man diese Kurve in Entstehung begriffen an, bringt man also ein Zeitmoment hinein, so glauben manche auf Grund einer falschen, vermeintlich positivistischen, ökonomischen Denkweise, nun hätten sie die ganze Bewegung entsprechend symbolisiert. Das ist falsch; man muß sich vielmehr noch darüber klar sein, daß ein wirklicher Prozeß vorhanden ist, den wir gar nicht kennen, der aber ein Plus über die reine Zeitfolge ist, richtiger ein Faktor, der zur bloßen zeitlichen Veränderungsmöglichkeit hinzutritt, welcher unbekannt Faktor das Durchdrücken des Körpers durch den Raum in der Zeit bewerkstelligt und durch bloße Geometrie keine Repräsentation erfährt.

*

Nichts ist den Leuten schwerer, als ihr Nichtwissen einzubekennen und sich in ihren Behauptungen zu beschränken. Eben das Unvermögen, sich Beschränkungen in seinen Urteilen aufzulegen, ist geistige Beschränktheit. Wir wissen so gar nichts über das Wesen der Bewegung, daß wir nicht denken könnten, unter welchen Bedingungen, in welcher Richtung und ob überhaupt sich ein einsam befindlicher Körper bewegen würde. Wenn ein solcher Körper zum Beispiel nicht durchaus homogen wäre, in einer Hälfte etwa dichter wäre, so würde es mit unseren jetzigen zufälligen Anschauungen gar nicht im Widerspruch stehen, wenn wir uns vorstellen wollten, es treibe ihn ein Zug, sich in jene Richtung zu bewegen, wohin die dichtere Hälfte weist. Also nicht nur eine um den Mittelpunkt eines einzigen existierenden Körpers wirbelnde rotierende Bewegung, sondern auch diese eben skizzierte, eine Ausgangsposition verlassende Bewegung wäre eine absolute. Der Beobachter mit unvollkommenen Beobachtungsmitteln, mit all seiner Relativität, die sich in diese Betrachtung einschleichen würde, ist aus solcher Abstraktion leicht zu eliminieren.

Also wieder dieselbe eigentlich uninteressante Sachlage: die Physik – ohne erlaubten Einfluß auf die absoluten Abstraktionen; und diese hinwiederum – ohne Einfluß auf das blühende konkrete Leben und Bestimmen der Physik. Aber, vor gegenseitigen Störungen wird gewarnt!

*

Was über Verschiedenartigkeit von Räumen gesagt wurde, ist geradezu drollig, obzwar die größten, imposantesten Geister sich in diesen Ausführungen, von mathematisch phantastischer Spiellust verleitet, gefallen haben. Zunächst geben wir einen allgemeinen Überblick über die irrtümlichen und verschrobenern Denkprozeduren, die in dieser Angelegenheit zum Vorschein gekommen sind.

Man findet geometrische Axiome vor, zum Beispiel das Parallelenaxiom, und erklärt diese für bloße Eigentümlichkeiten gerade unseres, das ist eines speziellen Raumes, des sogenannten euklidischen, hebt diese Axiome nun auf, ändert sie und will sich daraufhin einen Raum ausdenken, in dem jene anders gearteten Axiome gelten sollen.

Zu diesem Zwecke hilft man sich an einem Beispiele fort. Man findet hier das Axiom: zu einer Geraden in einer Ebene ist von einem außerhalb der Linie in der Ebene gelegenen Punkte nur eine Parallele, eine Linie, die jene nicht schneidet, möglich. Darauf beruht schließlich auch der Satz, daß jedes Dreieck zur Winkelsumme zwei Rechte hat und die übrigen geometrischen Sätze. Jener erste Satz, daß zu einer Geraden – das soll für uns, nur insofern wir auf kleinen Strecken messen, die kürzeste Verbindungslinie zweier Punkte sein – durch einen Punkt wieder nur eine Gerade, die sie nicht schneidet, möglich wäre, soll

nur empirisch, nur erfahrungsmäßig gegeben sein. Man meint, daß er für Wesen, die in einer Kugelfläche eingebettet wären, ohne zu wissen, daß dies eine Kugelfläche sei, zunächst auch gültig wäre. Diese würden zwei Punkte ihrer Fläche auf die kürzeste Weise, also durch sogenannte „Gerade“, verbinden, indem sie kleine Stücke von Meridiankreisen ziehen würden. Würden sie sich nun, wie wir, innerhalb verhältnismäßig kurzer Strecken bewegen, so würden sie glauben, daß es eine andere „Gerade“ nicht trifft; würden sie aber dann größere Strecken ziehen, so würden sie bemerken, daß alle die Meridiane, die sogenannten „Geraden“, in sich zurücklaufen, sich an den zwei Polen der Kugel schneiden. Sie würden also dann ihr Axiom aufgeben. Wir indes haben später auch außerordentlich große Distanzen ausgemessen, aber gefunden, daß sich die zwei gedachten Linien nicht treffen; daraufhin dürfen wir, glücklicher oder unglücklicher als jene, bei unserem ersten Axiom bleiben.

Man muß sagen, es scheint, daß sich eine kunstvollere und ungebührlichere Verrenkung einer Spekulation nicht denken läßt. Wir definieren ja doch eine kürzeste Verbindungslinie zweier Punkte nicht durch den Begriff „Gerade“, sondern, umgekehrt, wir haben zunächst die Anschauung einer „Geraden“, können diese Anschauung auch leicht in eine Definition bringen und finden hinterdrein, daß eine solche „Gerade“ auch die kürzeste Verbindungslinie ist. Jene Kugelflächenwesen nun ziehen allerdings ihre kürzesten Verbindungslinien, indem sie Meridianteile dazu benützen, aber sie würden sie niemals als „Gerade“ oder „Geradeste“ denken, sondern immer nur als Kürzeste. Sie verfahren also durchaus nicht in Analogie und Konkurrenz zu unserem Axiom von den Geraden; sie würden nicht sprechen vom Treffen der „Geraden“, sondern vom Treffen der „Kürzesten“.

Nicht eine ausmessende Erfahrung muß erst über Parallelismus und Dreieckswinkelsumme belehren. Im Gegenteil, keine Erfahrung wäre dazu ausreichend; denn selbst Strecken, die Lichtjahre lang wären, müßte man noch für ungenügend halten, um diesen Satz zu beweisen. Dieser Satz folgt vielmehr analytisch aus der Anschauung einer Geraden. Indem man sie zum Beispiel definieren würde als jene Linie, die, in sich gedreht, gewalzt nicht aus sich herausfallen würde, was andere Linien wohl täten, hätte man immer nur die klare Anschauung umschrieben. Und für jeden Geist, ganz einerlei, welches seine Konstitution wäre, müßten diese Sätze folgen, wenn er nur die klare, eindeutige Anschauung der Geraden hat. Er braucht dazu auch keine Raumschauung, sondern nur das Leere schlechtweg, das jene Anschauung mit keiner Beeinflussung molestieren würde.

*

In Fortsetzung jenes im allgemeinen geschilderten und gerügten Verfahrens stellt man sich nun auf anderen Flächen andere Axiome vor. Denkt man zum Beispiel an die Fläche eines Serviettenringes, an die gewisse sattelförmige Fläche, Pseudosphäre, so werden dort jene Linien, die je zwei Punkte am kürzesten verbinden – und die man wieder ungebührlicherweise „Gerade“ nennt –, sich nicht treffen. Und dort würde zu einer dieser kürzesten, fälschlich „Gerade“ genannten Linien ein Bündel sie nicht treffender, fälschlich parallel genannter Linien existieren. Nun denkt man weiter, es könnte Räume geben – wenn man sie sich auch nicht anschaulich vorzustellen vermöchte –, in welchen solche den Pseudosphärenlinien zum Beispiel entsprechende Verkrümmungen von Linien die tatsächlichen Erscheinungen wären, denen zufolge gewisse allgemeine Sätze sich aufdrängen würden, und glaubt so, mit nicht euklidischen Räumen zu tun zu haben.

Die Folgerungen auf die vorgeblich möglichen nicht-euklidischen Räume hin sind aber – so muß man erwidern – trotz aller wunderbaren geometrischen Konstruktionen unrichtig. Nur das wäre richtig, daß es eine Welt physischer Kräfte geben könnte, in der, durch irgendwelche Torsionskräfte verhindert, keine anschaulich gerade Linie bestehen würde, in der also jene geometrisch entworfenen neuartigen Konstruktionen den täglichen Anblick bilden würden. Aber zu dieser eigenartigen physischen Kräftewelt würde kein neuer Raum gehören! Inmitten der angenommenen Herrschaft jener Linien, die so wären, als wenn sie auf jenen eigentümlichen Flächen laufen würden, könnte die Anschauung von wirklich Geraden gebildet werden. Und von ihnen würden auch in jener neuartigen physischen Welt sofort dieselben Axiome, zum Beispiel das Parallelenaxiom, gelten, die von diesen Anschauungen analytisch mit sich geführt werden. Die wahre Vorstellung des Raumes bliebe immer intakt; er hat überhaupt keine Dimensionen, keine Flächen und keine Krümmungen, sondern er ist nach wie vor das Leere, in welchem jede Fläche und jede Flächenkraft Platz findet.

*

Ob es nun für die Wissenschaft der Physik ersprießlich ist, in die Spekulation über das Atominnere die fiktiven Vorstellungen von verschiedenartigen sich durchdringenden Räumen hineinzuziehen, mögen Berufenere entscheiden. Solche Räume wären vielleicht Rechnungsbehelfe, aber im übrigen nicht nur imaginär, sondern unmöglich. Und es scheint daher nicht praktisch, daß man Formeln einführt, von denen man angibt, sie seien so, als wenn ihnen ein besonderer Raum zugrunde läge – wenn dieser Raum doch an sich unmöglich ist. Es dürfte vielleicht richtiger sein, das Fundament solcher eventueller Formeln in einem besonderen Maße von Kräften zu suchen, aber nicht in einer ontologi-

schen Unmöglichkeit. In die so selbstverständlichen Ansichten über die Grundbegriffe darf nicht nur durch eine bewundernswerte Übermacht der Mathematik und ihrer eigentümlichen Sprache Verwirrung getragen werden.

II. Wir wollen nun in die prächtigen Räume der Physik und Chemie einen Blick durch die halbgeöffnete Tür werfen, ob man dort nicht auf die exponierten plumpen, aber eisernen logischen, analytischen Selbstverständlichkeiten vergessen hat? Glaubt wirklich irgendeine Naturphilosophie, hineinreden zu dürfen in die Versuche der Spezialwissenschaft, theoretische Erklärungen für die wunderbare Fülle physikalischer und chemischer Erfahrungen anzubieten? In ein paar Minuten werden unsere bescheidenen Anfragen erledigt sein. Sie drehen sich eben nur um die Logik einiger Begriffe, wie: Eigenschaft, Tätigkeit und Substanz, mathematische Formel und reale Arbeit, Hypothesen, Greifbarkeiten und Unmöglichkeit, das Wahrfafte zu erfassen, elektrische Ladung, Konstitution der Materie, Atomismus und Verwandtes.

Größtes, allgemeinstes Interesse finden die in luftverdünnten, von Elektrizität durchströmten Röhren an der negativen Elektrode entstehenden Kathodenstrahlen, die damit zusammenhängenden Röntgenstrahlen und weiter die von den zahlreichen radioaktiven Stoffen ausgesendeten unmittelbaren Strahlungen. Diese sollen durch drei verschiedene Strahlenarten gebildet sein: die sogenannten α -Strahlen, die, positiv-elektrisch, Atomen des Elements Helium entsprechen; die β -Strahlen, negativ-elektrisch, Kathodenstrahlen, sogenannte Elektronen, die irgendwie Quanten negativer Elektrizität gleichwertig sind; und endlich γ -Strahlen, die Röntgenstrahlen wären, eine Art kurzwelliges Licht.

Innerhalb dieses so notdürftig umrissenen Gebietes tauchen immer die Fragen auf: ist die Elektrizität zu denken als an einer körperlichen Masse befindlich oder kann sie irgendwie als selbständig existierend gedacht werden? Und die gleiche Frage kehrt wieder: bestehen die Atome aus Elektronen im Sinne von kleinen mit Elektrizität geladenen Körperteilchen oder sind die Atome nur zusammengesetzt aus elektrischen Energien, Energiezentren? Und ebenso: zerfallen sie in Körperchen oder in Energien? Nun nimmt die Physik ja ihre Wege durch Experimente, quantitative Bestimmungen, Rechnungen, und ein oder der andere nicht ganz korrekte Ausdruck wird ihr, solange er auf Experiment und Rechnung keinen Einfluß nehmen kann, nicht schaden. Aber es wäre doch nicht übel, wenn sie auch in puncto Ausdruck tadellos wäre. Sie muß sich also natürlich an die so unbedeutende Vorschrift halten, die Korrelativität von gewissen Begriffen – gebildet à la Vater und Kind usw. – zu respektieren. Was in Wahrheit das Wesen dessen ist, was sich uns als Leistung und Energie repräsentiert, wissen wir nicht; aber wir können nicht die Energie freischwebend denken. Nie kann der Begriff Energie in das Denken

genommen werden, ohne den korrelativ notwendigen Begriff eines Energischen. So gibt es keine Ladung ohne etwas, das beladen ist, und keine Energie ohne etwas, das energisch ist. Schon der Ausdruck Energiezentrum führt ja unter der Maske „Zentrum“ das Substrat ein. Es gibt keine Eigenschaft ohne Träger, ohne Substrat, und keine Kraft, die nicht an irgendeiner kräftigen Substanz wäre. Nicht etwa durch angeborene Begriffe, angeborene Kategorien werden wir zu dieser Aufstellung gedrängt, sondern durch die gemeine Anschauung, die uns solche korrelativ zusammengehörige Verhältnisbegriffe zu Abstraktionen hinlegte. Der Physik oder jeder Wissenschaft steht es frei, von einem X, von einem Geheimnis zu reden, aber sie kann korrelative Begriffe, die aufeinander orientiert sind, nicht auseinanderreißen.

*

Es gibt keine Schwingung ohne schwingendes Substrat. Wenn man zum Beispiel Elektronen annimmt, deren Schwingungsfrequenz für die chemischen Kräfte charakteristisch sein soll, sogenannte Valenzelektronen, als Resonatoren, die gewisse Bewegungen mitmachen, so hat man damit Körperlichkeiten angenommen; und ebenso, wenn man für Röntgenstrahlen Elektronen von größerer Geschwindigkeit annimmt. Wenn man andererseits sagt, es werden Quanten negativer Elektrizität ausgesendet, so muß man entweder annehmen, daß Elektrizität, die nicht in continuo, sondern immer nur in gewissen kleinen Mengeneinheiten auftritt, selbst ein Stoff, ein Substrat ist, oder man muß annehmen, daß sie an irgendeinem Stoff, über dessen Konstitution man ja nicht weiter reflektieren müßte, gebunden ist.

*

Unsere Anschauung, Sehen und Tasten, hat uns Körper und Körperchen liefert; diese sind das Fundament für den Ausdruck Masse. An Körpern nehmen wir ihre sogenannten Leistungen und Effekte wahr, Niederdrücken, Hemmung, Bewegung usw. Gewisse Erscheinungen haben nun die Neigung erzeugt, den Begriff Masse zu eliminieren und statt seiner nur Bewegung, Geschwindigkeit stehen zu lassen. Das ist so unmöglich zu denken wie Sohn ohne Eltern. Wenn rechnerisch nur Ortsverschiedenheiten, also nur geometrische Bestimmungen, erscheinen, so ist hiemit die Sache nicht zu Ende gedacht; man kann die Sache aber nicht zu Ende denken, ohne ein Substrat, das sich bewegt, in den Kauf zu nehmen. Man braucht nicht zu denken, daß dieses Substrat dasselbe sei wie der erscheinende Körper. Nur von der Täuschung muß man sich frei halten, Bewegung, Kraft ohne jedwedes Substrat einführen zu können.

Masse wird nicht gedacht werden müssen als der uns zugängliche Körper, aber man wird nicht umhin können, Masse als irgendeine Substanz mitzudenken.

Die Elektrizität, ihrem Wesen nach ganz unbekannt, tritt uns nicht anders entgegen als wie in Leistungen, Bewegungen; diese Elektrizität müßte nicht an die phänomenalen Körper und Körperchen gebunden sein, aber entweder sie ist selbst ein Substrat, eine Masse, oder sie ist an irgendeine Masse gebunden. Es ist deshalb ein guter Ausdruck: Atomstruktur der Elektrizität. Damit wird nicht nur gesagt, daß Elektrizität immer in gewissen bestimmten einfachen Quanten oder deren Vielfachen vorkommt, also nicht in Kontinuität, vielmehr diskret verteilt, sondern es wird damit auch gesagt, daß sie an irgendeine unterlegte Masse gebunden ist. Solange wir nicht aus der Anschauung der Bewegung herauskönnen, solange können wir auch nicht aus der Anschauung vom Bewegungssubstrat heraus.

Noch eine kleine Bemerkung sei gestattet. Wenn man meint, Energie sei gewissermaßen atomartig, nur in kleineren Dosen, in einem bestimmten endlich beschränkten Elementarquantum vorhanden, so ist das ein irriger Gedanke. Denn es wäre auch in den Teilen dieses kleinen Quantums noch immer Energie vorhanden. Man kann vernünftigerweise nur meinen, daß erst dann, wenn ein bestimmtes Elementarquantum von Energie vorhanden ist, gewisse Wirkungen auftreten, oder daß erst dann irgendeine Loslösung von Energie statthat usw.

*

Wir müssen hier, wo wir der physischen Wirkungen gedenken, an einen Anschauungs- und Denkwang unserer nicht abstreifbaren Sinnlichkeit erinnern. Ein Körper, der auf einen anderen, wie wir Erkenntnisblinde sagen, wirkt, muß nach unserer Vorstellung, an ihm etwas tun. Das wahre Wesen eines Wirkens ist uns völlig verborgen. Aber wir kommen durch keine Abstraktion aus der Anschauung heraus, daß ein Körper durch sich selbst oder durch irgend etwas von ihm Ausgehendes an den anderen herantreten muß, um auf ihn einzuwirken. Er muß direkt oder indirekt mit ihm Eins werden, um das, was er kann, auf ihn zu übertragen. Wir können nicht denken, daß er die Wirkung, die er übt, vollkommen entfernt, ohne Vermittlung, ausübt. Wir können nur denken: ein Einfluß werde übertragen. Wenn wir glauben könnten, daß ein Körper einem anderen seine Einwirkung aus der Ferne überträgt, könnten wir uns das nur so vorstellen, daß er ihm die Einwirkung, die Lockung, wie ein Ding zuschleudert; die Wirkung wäre also etwas Substantielles. Würde man sich vorstellen, eine Billardkugel auf dem Brette bleibe einen viertel Meter von einer anderen entfernt und beeinflusse sie doch – so würde man glauben müssen, sie habe ihr die Wirkung irgendwie, wie durch ein Sprachrohr luftartig übermittelt, hinübersendet. Auch ein von einem Menschen gesprochenes Wort, das zur innervie-

renden Ursache in einem anderen Menschen wird, mußte durch Medien, Sinne, Gehirn in ihn eindringen. Die phänomenale Gravitation – wohl gemerkt, nicht was ihr im Wahrhaften entspricht – als Einwirkung zweier voneinander ohne Verbindungsmedien entfernter, ohne indirekte Berührung bleibender Körper, könnte nie anders für uns verständlich sein, als daß wir ein unsichtbares Anpacken dahinter annehmen wollen.

Wenn es gestattet ist, wieder nur wie im Scherze, eine Idee hinzuwerfen: man könnte anschaulich annehmen, die Körper hängen feinmateriell untereinander zusammen, wurden aber auseinander gezogen, voneinander gezerrt, wie die Teile eines elastischen Bandes, und streben nun auf Grund ihres Zusammenhängens durch Elastizität wieder gegeneinander zurück. Durch Elektrizität, insofern sie als unbegreifbar gilt, kann natürlich die Gravitation niemals begreifbar werden, obzwar sie eventuell durch Kategorien der Elektrizitätslehre quantitativ-symbolisch beschrieben werden könnte.

Wie schon hervorgehoben, wir können das Wahrhafte nicht erschauen und dieses könnte sich für uns, in der Form der für uns dauernd unverständlichen Gravitationserscheinung maskiert, verhüllen, wir müßten mit diesen Erscheinungen für immer, ohne sie zu begreifen, vorliebnehmen; wollte man sie aber verstehen, was man so verstehen nennt, so müßte man auch hier wie überall unseren Anschauungsbedürfnissen genügen, und wir können Wirkung nur als etwas das andere Ergreifende, Erfassende, erschütternd Bewegende denken, und nicht als Nichts im Nichts.

*

Ein komischer Selbstbetrug ist es, wenn man glaubt, im wissenschaftlichen Denken ohne die Vorstellung einer Ursache als einem Arbeitsfaktor auskommen zu können. Ein rätselhaftes Plus über bloße zeitliche Berührung muß – wie schon gesagt – da sein, irgendein Walten, das wir in Analogie bringen zu unserer eigenen Körperarbeit, zu unserem Streben, wobei wir einen wirklichen Prozeß ja auch nicht durchleben können, aber doch wissen, daß ohne ihn die Folgen nicht eintreffen würden.

Alle näheren Ausführungen über Reihen von Ursachen, über Mitursachen, über Distinktionen zwischen Bedingungen und Ursachen, die gelegentlich in der Jurisprudenz und sonstwo eine gewisse Rolle spielen, sind so leichte Arbeit, daß sie uns hier nicht aufhalten darf. Auch neue Namen für Anschauungen, die seit Hume unabweisbar sind, interessieren uns hier nicht.

Eine komische Selbsttäuschung ist es also, wenn man glaubt, daß das Denken ohne die Begriffe Substanz und Arbeitskraft sein Auslangen finden könne, bloß in der Aufstellung rein mathematischer Relationen, algebraischer Konfi-

gurationen, Gleichungen zwischen Größen, die der Müheersparnis halber, der Ökonomie halber als mathematischer Niederschlag von Erscheinungen hingeschrieben werden. Wir können hier nur an einem vulgären Beispiel zeigen, wie burlesk diese vermeintlich methodische Auffassung ist. Das Verhältnis zwischen einem Mehr, einem Vielfachen an Arbeitern und dem Mehr an Leistungen, zum Beispiel an Ziegelschichtungen, oder dem Mehr an konsumierten Lebensmitteln, kann man natürlich sehr leicht in eine mathematische Proportion und hierauf in eine mathematische Gleichung bringen. Hier stehen nun die Größen mathematisch kühl und leblos gegeneinander. Man kann die unbekanntes aus den bekannten leicht berechnen. Man kann ebenso die Arbeiter aus den Ziegeln wie die Ziegel aus den Arbeitern berechnen. Im mathematischen Sinne gibt eine Gruppe für die andere das Maß. Aber niemand glaubt in dieser bloß mathematischen Relation das Totale der betreffenden Realitäten und Gedanken eingefangen zu haben. Man weiß über die Gleichung hinaus noch, daß die Arbeiter die energetisch maßgebenden Funktionäre, die aktiven Quellen des Geschehens sind, während das andere das Passivum ist; und natürlich ist das für alle praktischen Veranstaltungen von selbstverständlicher Bedeutung. Ebenso könnte die Physik in ihrer Forschung gar nicht bestehen, wenn sie alle Gleichungsgrößen, der Formel gemäß, für gleich bedeutsam hielte und ihre Experimente und Untersuchungen nicht im Hinblick auf das primär und ihre Wirkende einrichten würde, das heißt im Hinblick auf das, was im physikalischen Prozeß für uns das wahrhafte Agens vertritt.

*

Von hier aus ist nun leicht das richtige Wort über Hypothesen zu sagen, wieder nur in aller gebotenen Kürze, denn eine praktische Beeinflussung der Hypothesenwahl ist von rein logischen Festmachungen ja absolut nicht zu erwarten. Die Hypothese führt in ein Gebiet, das der direkten und indirekten Beobachtung entzogen ist, Faktoren ein, denen sie Eigenschaften und Beziehungen beilegt, mittels welcher sie gegebene Erscheinungen verständlich machen will. Es gibt aber zwei Arten von Hypothesen: die eine wählt die Erklärungsfaktoren beliebig, gerade nur erklärungsstauglich; die andere wählt sie so, daß man Hoffnung haben kann, sie auch möglicherweise in die Erscheinung fallen zu sehen. Man kann als hypothetischen Faktor etwas Seltsames, Abliedendes, dabei Verständliches annehmen, reine Fiktionen; oder man kann anderseits hypothetische Faktoren annehmen, die man bei günstigen Umständen sehen zu können glaubt, eine Vorwegnahme von sichtbaren Realitäten. Nehmen wir an, gewisse Beschleunigungen oder Verzögerungen von Lichterscheinungen könnte man gut erklären durch eine Hypothese, wonach der gelegentlich einer Körperbewegung durch den Äther hindurch entstehende

Ätherwind die Lichtwellen verträgt und gleichzeitig auch die Kräfte zwischen den Molekülen stört, Gestaltsänderungen, sei es der Elektronen, sei es auch der Meßinstrumente, bewirkt. Oder man könnte die Beschleunigungen und Verzögerungen von Lichterscheinungen auch durch eine zweite Hypothese erklären, wonach es keinen Äther gäbe, sondern gewisse andere Impulse tätig wären. Angenommen, die Erklärungen reichten beide gleich gut aus, so würde man doch diejenige für die richtige halten, deren Bewahrheitung durch eine eventuell gelingende physikalische Anschauung prinzipiell in Aussicht gestellt würde.

*

Man muß also immer wissen, ob man den Erscheinungen der Materie bloß gewisse fingierte Modelle – umeinander kreisende Körperchen, Ringe, minimale Magnete usw. – zugrunde legt, rein als orientierende, gewissermaßen spielerische Voraussetzungen, oder ob man auch die prinzipielle Erwartung hinzudenkt, solche Grundfaktoren müßten einer gelungenen weitgehenden Anschauung sichtbar werden.

Eine Hypothese der letzten, wichtigeren und schöneren Art will der Atomismus sein und wird hoffentlich recht behalten. Er besagt, man könne nicht nur die chemischen und physikalischen Erscheinungen durch die Annahme von Atomen als spezifische Naturen erklären – was vielleicht rechnerisch auch gelingen könnte, wenn man statt verschiedener Elementaratome bloß verschiedene Phasen von Verdichtungen und Verdünnungen einer einzigen zusammenhängenden Materie annehmen würde –, sondern er behauptet mehr, bei möglichst weitgetriebener optischer Vergrößerung müßte man Atome erschauen. Und ebenso glaubt man, die Schwingungen noch kleinerer Körper, der Elektronen, die an der Konstitution eines Atoms beteiligt wären, könnten prinzipiell sinnfällig werden. Und ebenso glaubt man, die Elektrizität würde man nicht in einem kontinuierlichen Strom, sondern nach zerteilten Quantitäten, Quanten irgendwie sinnlich erfassen können.

*

Nun bleibt uns nur übrig, darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn sich solche Hoffnungen bewahrheiten sollten, wir in diesen gewissermaßen vor Augen liegenden Atomen und Elektronen noch immer nicht das Wahrhafte hätten. So wenig eine grobe Fläche, ein großer Körper vor uns trotz der Deutlichkeit der sinnlichen Vorkommnisse beweisen, daß sie das Wahrhafte an sich sind, so wenig würden das die enthüllten feinsten Flächlein und Körperlein beweisen. Immer wären sie nur relativ zu Sinnen da und nicht als das absolut Wahrhafte.

Diese nicht genug zu schätzenden Realitäten von Elektronen und Atomen hätten doch nur sinnliche Realität, wären sinnliche Vorkommnisse, nicht das Ding an sich.

*

Diese sinnliche Beschränkung könnte natürlich die Freude über solche Entdeckungen nicht trüben. Und wir sind die Letzten, die die Freude der gesegneten Naturforschung an ihren Funden und Theorien dämpfen sollen, wenn wir daran erinnern, daß sie auch im sinnlichen Gebiete, obzwar sie die Vorstellung von Kräften für ihre Experimente und Anschauungen gar nicht missen kann, doch von den chemischen und physikalischen Prozessen nicht die leiseste Idee besitzt. Die Chemie hat keine Ahnung davon, wieso das Verhalten, die Grundeigenschaften der Elemente, ihre diversen Verbindungsmöglichkeiten usw. von ihren Gewichten abhängen, wenn sie auch Verwandtschaftsgruppen auf Grund des Gewichtes abstecken kann.

Wir können leider nicht ermessen, ob die Auffassung auf die Dauer fruchtbar sein werde, wonach man die verschiedenen Wirkungsweisen zweier sozusagen gleicher Moleküle dadurch erklären will, daß man ihnen eine Verschiedenheit ihrer Atomlagerung zuschreibt, die analog ist der Verschiedenheit eines Gegenstandes und seines Spiegelbildes. Wenn sich zum Beispiel ein Soldat, mit einem Säbel an der Linken, in einem großen Spiegel schaut und das Visavis-Spiegelbild dann heraustreten würden, so könnte man diese zwei allerdings nicht mehr zur inneren kongruenten Deckung bringen. Jetzt wäre des Spiegelsoldaten Säbel allerdings auf der sogenannten rechten Seite; aber diese sogenannte rechte Seite wäre doch noch immer die Seite des Herzens. Und wenn er den Säbel mit dem jenseitigen Arm, also jetzt mit dem sogenannten linken, ziehen würde, so wäre dieser genau so qualifiziert und stark wie der rechte Arm des Ursoldaten. Eine solche Symbolik schafft also eigentlich nur ein geistreiches Quidproquo-Modell, um die beobachteten Tatsachen in ihrer Ähnlichkeit und Verschiedenheit unterzubringen und chemische Modifikationen parallel den Relationen einer geometrischen Gestalt in der Sprache der letzten zu markieren. Ob solche Symbolik wirklich in der Erkenntnis chemischer Konstitutionen weiterführt, ist rein eine Frage der Fachwissenschaft.

Die vage Form des Kausalitätsgesetzes: keine Wirkung ohne Ursache, das heißt nichts Neues, wenn alles beim alten geblieben wäre – welche Form wir als eine ebenso selbstverständliche wie dürftige analytische Vorstellung gekennzeichnet haben –, ist die einzige allgemeine Erkenntnis, die wir über die Weltkausalität besitzen. Wir wissen a priori gar nichts Spezielles über die Bedin-

gungen der Konstanz, der Veränderung, der Gleichförmigkeit und der Variation in der Natur. Wir wissen nicht, ob eine Bewegung ihrem Wesen nach immer beharren würde. Auf Grund der Erscheinungen der Reibung und anderer Erscheinungen hat man mit Recht angenommen, daß, sinnlich gedacht, ohne Reibung und Gegenkräfte eine einmal erworbene Bewegung nicht verloren gehe. Wir wissen aber nicht, welches die wahrhaften Prozesse sind, die an oder hinter der sinnlich erscheinenden Bewegung stecken, wissen also schon um dessentwillen nicht, ob eine Bewegung ihrem Wesen nach ungeschwächt dauern oder sich abschwächen muß. Indes ist selbst die sinnliche Erfahrung hierüber nicht völlig gesichert.

Wir wissen auch, trotz des allgemeinen Gesetzes der Kausalität nichts über das Verhältnis von Stärken der Ursache zu Stärken der Wirkung, weil wir eben das innere Gefüge einer Wirksamkeit nicht kennen. Auch im Gebiete der unbekanntem, wahrhaften Faktoren muß es gelten, daß Veränderungen nicht aus Gleichbleibendem erwachsen können; aber für die Verhältnisse beim Anwachsen, Abnehmen, Zusammenstoßen der Kräfte dürften wir gar keine Aussage riskieren, weil wir keine Ahnung haben von dem, was eine Kraft ist. Ein kräftiges Ding könnte sich derart durch Leistungen ausgeben, daß es ganz unwirksam, also praktisch genommen nichts würde. Die wahrhaften Wirkungsfaktoren könnten so untereinander verwoben sein, sich dermaßen konterkarieren, daß sich ihre wahren Kollisionen vor der Sinnlichkeit in einer Proportion präsentieren könnten, in der zu einem Maximum von Leistungen geradezu ein Minimum von sinnlicher Wirkung gehören würde. Auch das ist zwar analytisch sicher, daß im allgemeinen, wenn jede Ursache ihre Wirkung hat, mehr Ursachen mehr Wirkungen haben müssen; mit dieser analytisch sicheren Addition können wir aber gar nichts für die Erkenntnis anfangen, da es doch physisch möglich ist, daß die größeren Massen von Effekten sich irgendwie untereinander hemmen und auffressen.

*

Alle Betrachtungen über Umsatz von Bewegung in Wärme, alle Betrachtungen über Energietransformationen müssen rein empirisch festgestellt werden, von Punkt zu Punkt, mit dem steten Verdacht gegen die Zuverlässigkeit der Induktion von Ähnlichkeit zu Ähnlichkeit. Dabei ist nicht nur etwa an die Überraschung zu denken, die das Verhalten der Stoffe beim absoluten Nullpunkt der Temperaturen den Physikern bereiten könnte. Sondern die Sache ist die, daß alle Beobachtungen mit dem Fluch behaftet sind, nur die sinnlichen Vertreter der wahrhaften Agentien zu erfassen, daß deren Projektion in die Sinnlichkeit unbestimmbar ist und daß uns auf Grund dieser unkontrollierbaren Botschaft sinnlich etwas unregelmäßig und gewissermaßen irrational

vorkommen könnte, was im Gebiete der wahrhaften Herrschaft ganz ordnungsmäßig zugegangen ist. Alle Äquivalenzbeziehungen zwischen Wärme und Arbeit, auch wenn sie durch keine Erfahrung erschüttert werden sollten, gelten nur im sinnlichen Gebiet, und es könnte im Gebiet der wahrhaften Faktoren ein Punkt kommen, der sich im sinnlichen Gebiet repräsentieren könnte durch Energieverluste ohne jede Kompensation.

Jeder bescheidene Erkenntnistheoretiker, die SOPHISTEN oder HUME, jeder, der prunkenden Wissensstolz verlernt hat, müßte die Möglichkeit offen lassen, daß die empirisch erscheinenden Naturgesetze sich auch ändern könnten. Wir kennen eben nicht die Natur des Wahrhaften, das ja in Änderungen begriffen sein könnte. Heutzutage würde unser skeptischer Satz bei Naturforschern und sogenannten Naturphilosophen, Weltspekulanten, nicht auf Widerstand stoßen, wenn sie sich nur, auf Grund flacher Empirie, erinnern wollen, daß die Stoffe durch radioaktive Strahlung, Emanationen, Elektronenverluste usw. in Umwandlung begriffen sein können und daß dadurch ihre Aggregatzustände, Kombinationen und Kollisionen später neue Formen, also eine neue Gesetzmäßigkeit, zeigen könnten. Führt man diese Betrachtung weiter, so muß man die Möglichkeit einsehen, daß die Stoffe sich so rasch ändern könnten oder, empirischer gesprochen, der mittlere Durchschnitt, die Statistik des Verhaltens einander ähnlicher Stoffe, sich so rasch ändern könnte, daß man überhaupt nicht dazu gekommen wäre, eine Gleichförmigkeit, eine Formel, ein Gesetz zu statuieren. Der Satz der Kausalität besagt also durchaus nicht, daß in der Welt gleichförmige Gesetze herrschen müßten, sondern er stammelt nur jenes von uns dargelegte analytische Minimum.

*

Es ist zu erwarten, daß der arme Leser, einem herrschenden Gebrauch unterliegend, fragt: Was ist das also für ein Standpunkt, auf dem wir stehen, was ist das hier Vorgetragene eigentlich für ein -ismus? Wir haben vor solchen Etiketten schon gewarnt. Alle diese Namen sind an sich nichtssagend, vieldeutig und werden durch vorgeschobene Adjektive nicht deutlicher. „Kritizismus“ kommt hier natürlich reichlich vor; aber gewöhnlich versteht man unter „Kritizismus“ die Kantsche Art, die uns aber als die verkehrteste erscheint. „Agnostizismus“, Nichtswissenskönnen, dürfen wir auch so schlechtweg für uns nicht akzeptieren, obzwar wir ja das Bekenntnis unserer Unwissenheit nachdrücklich ablegen, denn wir haben doch mehr zu sagen, als der sogenannte Agnostizismus gewöhnlich zu bieten hat; wir werden ja den „Subjektivismus“ strikt zu leugnen

haben. Der „Realismus“ in dem Sinne, daß die körperliche Außenwelt das Wahrhafte darstellt, ist ganz unerlaubt. Desgleichen der „Materialismus“, denn die Materie und die Bewegung ist ja nur flüchtiges Vorkommnis im Rahmen der Sinne und gar nicht als das wahrhaft an sich Bestehende zu bezeichnen. Wir sind ja einem sinnlichen „Relativismus“ unterworfen, der uns apodiktisch verbietet, Sinnliches für Wahrhaftes an sich zu halten. Selbstverständlich ist aber das sinnliche Vorkommnis etwas ganz und gar Reales. Auch die Kategorie „Phänomenalismus“ müssen wir ablehnen; denn dieser setzt voraus, daß alle Daten als Empfindungen, das heißt als Besitzstücke eines Empfindenden gegeben seien, während wir an dem Begriffe eines solchen Subjektes eine vernichtende Kritik zu üben haben werden. Daß also hier in keinem Sinne, durch keinerlei Attribute geschützt, der vernunftmäßige „Idealismus“ propagiert werden soll, wird man bald erfahren. Das Unerforschbare ist über jede Bestimmung. Und wir dürfen nicht einmal als wissende Subjekte gelten. So folge man unserer auf das psychische Gebiet übergehenden Analyse ruhig und vertrauensvoll, damit einmal das unerträgliche Gebaren solcher, die sich als Priester irgendeiner Philosophie gerieren, ein Ende nehme. Man möge also noch ein wenig warten, bis man dem Kinde den Namen gibt.

Psychologie

A. Erkenntniskritische Reinigung der Psychologie

Die Erkenntniskritik hat kein anderes Instrument als den festen Entschluß, nur vollkommen Klares, Anschauliches, durch und durch Erlebtes und Explizierungen von Begriffsinhalten gelten zu lassen. So ausgerüstet, hat sie sich an die Psychologie zu machen, zunächst an ihre allgemeinen Grundlagen beziehungsweise an jene den meisten Menschen richtig dünkenden psychologischen Elemente, die eine Weltanschauung in sich zu enthalten scheinen. Aber kein Stein dieser vermeintlichen Grundlage der Psychologie und Erkenntnis wird auf dem anderen bleiben. Die letzte Gabe der Erkenntniskritik an die Menschheit ist die Belehrung, daß wir uns auf stumme Daten beschränken müssen, daß wir nicht Subjekte für gegeben halten dürfen, die psychische Akte hervorbrächten, nicht für irgend etwas Einheitliches, nicht für ein in den Vorkommniskreis fallendes Substrat, in dem etwas Eigenartiges, Psychisches aufgespeichert wäre oder das irgend etwas aus sich heraus aufgebracht hätte. Mit diesem Wahn, daß wir empfindende, denkende, wollende Subjekte seien, fällt natürlich die Grundlage für jeden Idealismus fort; denn seine schöngeistige, selbstgefällige Rhetorik versuchte eben, die Welt nach dem Ebenbilde des vermeintlich eigen-

artigen geistigen, menschlich subjektiven Prinzips zu gestalten. Jeder Gedanke von uns Armen, das Wahrhafte durch Vernunft zu erkennen, sowohl Realismus, Materialismus, Phänomenalismus als Idealismus, ist vergebliche Eitelkeit.

Erkenntniskritik, das ist Kritik unserer Ansprüche auf Einsicht in die wahrhaften Weltbestände und Weltzusammenhänge, die Festlegung unserer allgemeinen Wissenskompetenz, ist selbstverständlich im Wesen etwas ganz anderes als Psychologie, Charakterlehre, Psychopathologie. Welcher unbefangene Mensch könnte diese beiden Forschungstendenzen miteinander verwechseln? Wenn alle Menschen von Natur aus logisch vorsichtig wären und nicht zu anmaßenden Übergriffen in ihrem Urteilen neigten, so brauchte es nicht erst eine Erkenntniskritik zu geben. Nur die Lust der Menschen, teilweise aus praktischen Gründen, teilweise in wunschreicher Überhebung, schöne Begriffe, Kategorien zu finden, die ein weitgehendes Wissen präntieren und vorgaukeln, macht es nötig, diese geistige Eroberungslust in die gebührenden Grenzen zurückzuweisen. Alle ehrlichen Wissenschaften weisen nach vorwärts, füllen Lücken der Erkenntnis aus; die Erkenntniskritik aber lebt nur von dem Unverstand der Menschen, legt gegen verblendetes Vorwärtshasten ihr Veto ein und hofft, sich selbst, bei ruhig gewordener Einsicht der Menschen, überflüssig zu machen.

Nun steckt ein Begriff, der vorschnell und unrichtig geprägt ward, gewissermaßen in der allgemeinen Physik: nämlich der Begriff eines unabhängig von den Sinnen an sich bestehenden Körpers. Man mußte diesen Begriff des Realismus zurückweisen; es gibt natürlich als sinnliche Vorkommnisse wohl Körper, aber wir haben nicht die Spur eines Rechtes, solche nur sinnlich relative Körper auch als wahrhaft an sich seiende Substanzen anzunehmen. Ein Hauchen des analytischen Axioms, daß jede Vermittlung das Original fälschen kann – und der Realismus ist für alle Zeit verweht. Praktisch freilich müssen wir uns in der Körperwelt finden, aber, wie wir gesehen, es kann selbst in der erklärenden Physik ein Moment kommen, wo man damit rechnen muß, daß Vorgänge im Rahmen der Sinnlichkeit, im Rahmen der Repräsentanz absurd erscheinen könnten, während im Gebiete des Repräsentierten, an sich Echten alles in Ordnung wäre. Andere Begriffe nun, die analog ebenso vorschnell und unrichtig geprägt sind wie der eines im Absoluten existierenden Körpers, stecken in der Psychologie oder, genauer gesprochen, in der vulgären Auffassung vom Menschen, die leider in die sogenannte wissenschaftliche Psychologie eingedrungen sind, dort haften und sie in Seichtheit und Unvollkommenheit festhalten. Diese unrichtigen Begriffe, im Grunde leeren Worte, sind die Schemen eines empfindenden, in verschiedenen Akten, Akten des Urteilens, des Wol-

lens, tätigen Subjektes als einer psychischen Einheit. Selbstverständlich liegt diesen Begriffen ein wirklicher, unbestreitbarer Tatbestand zugrunde, der aber nicht bescheiden, getreu dargestellt, sondern zu übertriebenen, eine tiefe Erkenntnis heuchelnden sprachlichen Formeln ausgebeutet wird. Fast alle Menschen, mit wenigen Ausnahmen, sind so kühn, sich für empfindende, in vielfacher Weise funktionierende, einheitliche, eigentümliche Größen zu halten, und, wenn man gegen diese unbegründete Ansicht ankämpft, so wird es leider ein Kampf weniger gegen fast alle.

*

Nur kann man zum Glück die kommune Siegeszuversicht sofort durch eine Betrachtung dämpfen. Ihr haltet euch deshalb für individuelle Wesen, weil ihr eures Körpers, eures Leibes, der schließlich trotz aller Ernährungs- und Altersveränderungen im großen und ganzen derselbe bleibt, sicher zu sein glaubt. Ihr müßt euch aber erinnern, daß der Körper, der Leib nur im Rahmen der Sinne als Vorkommnis gegeben ist und daß ihr gar nicht wissen könnt, was für ein Solides diesem Leibe in jener unbekanntem Existenz entspricht, die an sich, losgelöst von sinnlichen Eindrücken, herrscht. Euer ist in Wahrheit das Fremde, das ohne diese sinnliche Relativität ohne die sinnliche Maskerade besteht. Das darf nicht als derselbe Leib gelten, der nur dem blöden Auge, dem plumpen Tasten, dem sich Regen – sein Leib heißt. In Wahrheit euer ist also nicht euer sinnlicher Leib, sondern etwas, das ihr nicht kennt, ist euer. Wenn ihr nun auf diese Weise erwägt, daß ihr schon körperlich ein unbekanntes X seid, wenn ihr euch der Wahrhaftigkeit nach nicht für sinnliche Leiber haltet, wenn ihr so von dem Leibe Abschied genommen habt, dann wird es euch bald leicht werden, zu erkennen, daß ihr lügt, wenn ihr sagt, ihr seid empfindende, mit Vorstellungen erfüllte, aktiv in Wissensfunktionen sich darlegende Wesen, psychisch eigenartiges Material auf euch oder in euch tragende Kerne. Nein, auch hier wißt ihr nicht, was ihr seid. Und so wird es nun Zeit, von vielem, das nur scheinbar immer bei euch ist, Abschied zu nehmen.

*

Für das Folgende ist vorläufig von den Tatsachen der Erinnerung oder Phantasie abzusehen!

Ihr habt euch also eingeredet, daß da, zum ersten, irgendein Ding, eine Blume, ein Buch vor euch sei, und daß ihr, zum zweiten, von diesem Dinge noch wißt, es sei ein Bild, eine Vorstellung, eine Wahrnehmung; ihr habt euch also einen Dualismus von einem Dinge und eurem Davonwissen eingeredet. Aber seid vorsichtig und aufrichtig! Man kann ja doch tatsächlich nur Eines konstatieren: die Blume da; dazu das Auge wohl, die Nerven, das Gehirn, was ihr

wollt. Aber nur ein Ding vor dem Leib ist wirklich da, die Blume; und es ist nur eine Theorie, eine Hypothese, an die hier weiter gar nicht gerührt werden soll, nur eine Hypothese, daß ihr diese Blume den Sinnen verdankt. Aber tatsächlich da – ist nur die Eine Blume draußen und nicht noch ein Wissen von der Blume in euch. Allein die Blume draußen ist da. Ihr laßt euch vielleicht von einer primitiv gebliebenen, scholastischen Psychologie einreden, ihr hättet innen, in euch, ein Bild der Blume, und dieses Bild hättet ihr nach außen geworfen, nach außen projiziert, wo es nun als eure Vorstellung stünde. Das könnte im besten Falle eine Hypothese sein, ist aber doch nicht der wahre Eindruck für euch Milliarden Menschen, die ihr einfach, einzig das Ding da draußen als Realität schlechthin findet und nicht als eure Mache, nicht als am Faden eures geistigen Hinstellens hängend. Ihr werdet doch nicht vorgeben wollen, daß ihr direkt fühlt, merkt, spürt, wißt, daß ihr etwas Innerliches hinausprojiziert. Es ist jedem Bauer klar, daß da nur Eines außen sei; niemand kann behaupten, hier sei Zweifaches: das Ding und seine Signatur als Vorgestelltes

*

Es ist leicht zu zeigen, wieso es kommt, daß ihr, Halbdenker, euch, ungleich dem gemeinen Manne, von falschen Theorien einreden läßt, diese Dinge draußen seien subjektive Gebilde. Ihr habt auf äußere Dinge die Sinne gerichtet, ihr schließt die Augen und die Dinge sind verschwunden, ihr öffnet die Augen und die Dinge sind wieder da; daraus schließt ihr – wohl gemerkt, ihr schließt nur, daß die Dinge eigentlich also im Auge oder irgendwo hinter dem Auge bestehen werden. Ein unbewiesener, ungebührlicher Schluß! Die Sinne dürft ihr nicht vorweg als Rezeptoren, als Empfänger denken: das wäre ja ein Zirkelbeweis. Denn die Sinne sind nichts anderes als gewisse im Rahmen der Sinnlichkeit auftretende relative Körperlichkeiten, deren Wesen und Funktion gänzlich unbekannt ist. Sie werden wohl eine Funktion haben, in ihrer absoluten Natur, aber wir wissen nicht, welche. Hier im Rahmen der Sinnlichkeit sind sie den anderen Dingen zugeordnet; deshalb sagen wir mit Recht, Sinne und Dinge gehören zusammen, aber jedes Wort über ihre wirkliche Abhängigkeit voneinander enthält Unrecht. Ihr dürft nur schließen, daß die äußeren Dinge außen existieren, bei gleichzeitigem Bestand der Sinne. Sonst nichts. Ihr könnt, wenn ihr Lust hättet, aber ganz ohne Befugnis, ja auch schließen, daß die offenen Sinne mit ausgesendeten Strahlen, wie Polypenarme, auf den für sich draußen stehenden Dingen herumtasten, herumspazieren; ihr könntet eine Hypothese bilden, wonach durch eine Operation der Sinne die Außendinge erst förmlich geschaffen würden! Jeder dieser Schlüsse ist so unberechtigt wie der, daß ihr etwas irgendwie in euch Befindliches hinausprojiziert. Richtig ist nur: die Dinge sind draußen, während gewisse Leibesteile in gewissen Zuständen

gleichzeitig existieren. Das ist eine sehr unbefriedigende Wahrheit und verrät nichts von dem wesenhaften Wahrhaften, aber sie ist wenigstens unerschütterlich, und was über sie hinausgeht, ist leere Erdichtung.

*

Was immer die Sinne zu tun haben mögen – was alles uns unbekannt ist –, ihr müßt doch einsehen, daß die Dinge draußen auf sich gestellt stehen und daß sie nicht die Marke an sich tragen, wir sind etwas Empfundenes, subjektive Themen, subjektive Objekte, von einem wissenden Besitzer Besessenes. Diese Dinge sind schlechthin real, nicht als Empfundenes deklariert, schlechtweg real, ohne jedes Ursprungszertifikat, ohne Stempel eines Psychischen. Doch ihr läßt euch solches einreden, weil ihr auch Erinnerungen und Phantasievorstellungen kennt, und weil diese einem Inneren anzugehören scheinen, glaubt ihr, auch diese großen äußeren Dinge seien nur eure Vorstellungen, von dem Innen nach außen geworfen.

Aber auch das ist ja nicht wahr, daß diese Erinnerungen und Phantasien innen seien. Sie sind das so wenig, wie Halluzinationen und Träume. Der Geisteskranke sieht die Halluzinationen vor sich, und die Traumgestalten sind freie Realitäten. Desgleichen kann auch der vorurteilslose Betrachter nicht sagen, daß seine Erinnerungen in ihm wie in einem Gehäuse seien, wenn anders er nicht die hier bekämpfte, unberechtigte Theorie eigensinnig einfach wiederholen will.

Die Erinnerungen und Phantasiegebilde, die wir sekundäre Realitäten nennen, sind verhältnismäßig kleiner als die gewöhnlichen Dinge der Umgebung, als die primären Realitäten, blässer als diese, wie geschrumpft, aber sie sind genau so flächenhaft wie diese, stehen nebeneinander, also im Raume, auch wenn man sich nicht an ihnen stoßen kann, und stehen genau so frei und real wie die Sachen der Umwelt. Ähnlich wie ein Ding, sich von uns entfernend, immer kleiner und undeutlicher wird, so folgen jenen großen Dingen der Umwelt ihre Miniaturen, das heißt Erinnerungen oder Phantasiegebilde, und sie können sich, wenn wir Wünsche durchführen, wieder zu jenen großen Dingen fortsetzen. Daß Erinnerungen und Phantasien, die sekundären Realitäten, Miniaturen nicht innerlich zu nennen sind, wäre euch sofort einleuchtend sicher, wenn ihr euch unglücklicherweise nicht hättet einreden lassen, ihr seid beim Erinnern und Phantasieren innerlich tätig. Aber das ist nicht wahr. Spürt ihr denn, daß ihr eure Erinnerung irgendwie mittels psychischer Potenzen herauspumpt, spürt ihr denn, daß ihr eure Phantasien irgendwie mit psychisch-plastischer Kraft bildet? Keineswegs! Ihr verhaltet euch still, manchmal werdet ihr unruhig, haltet Eindrücke fern, seid in Verlegenheit usw. – und nun kommen die Erinnerungen und Phantasien von selbst, wie Kinobilder reell. So wenig ihr

im Traume eine Vorstellung heraufpreßt, so wenig im Wachen. Ob euch etwa eine gute Idee, eine mathematische, der Einfall, das irgend etwas an einem vergessenen Orte liegen könnte, usw. vor dem Einschlafen kommt oder im Traume, ist völlig einerlei. Der Unterschied liegt nur in dem äußerlichen Herumgetue, das die hereinblitzenden Miniaturen indes nicht erschafft.

Aber nachdem ihr euch einreden liebet, irgendeine psychische Kraft sei in Erinnerungen und Phantasien tätig, glaubt ihr leicht, irgendeine empfindende oder vorstellende, projizierende oder wahrnehmende Kraft sei auch bei den großen, deutlichen Dingen im Spiele, anstatt einfach zu konstatieren, daß die großen Dinge und die kleinen Flächen, die Miniaturen, die Erinnerungen und Phantasien reell freischwebend da sind, in niemandem drin, niemandes Besitz, sondern nur in Reihen zusammenschließend.

Und das werden wir bald einsehen, solche Scharen von einfach-reellen primären und sekundären Vorkommnissen und Sinnen und Leibesbewegungen bilden den Umkreis unseres sogenannten Ich.

Doch um bei der Zurückweisung des Begriffes empfindendes Subjekt zu bleiben – sagt doch ehrlich und treu, kennt ihr, bemerkt ihr eine innere, psychische Funktion des Empfindens, Wissens, Vorstellens? Daß ihr nur nicht eure Leibesunruhe, eure Leibesaktionen dafür nehmt! Kennt ihr überhaupt rein und deutlich irgendeine psychisch zu nennende Aktion und geistige Operation? Nein und ewig nein! Ihr kennt Augen-Öffnen und Augen-Schließen, Aufblitzen von Erinnerungen, ihr kennt das Zusammenschießen von kleinen luftigen Dingen – wie die tollen Buchstaben im Kino, die endlich zu Wörtern zusammenrücken –, was ihr Phantasien nennt, ihr kennt historisch geordnete Züge, ihr kennt Greifen und Gehen usw., aber ihr erlebt niemals eine psychisch zu heißende Tat in euch, ein innerliches Schaffen und Agieren, was euch als ein eigentümlicher Prozeß, als letzte Funktion erscheinen dürfte. Es ist eine leere Hypothese, daß ihr aus Eindrücken hinterdrein die Empfindungen und Vorstellungen fabriziert, aber das ist nimmer ein Datum, nimmer ein wirkliches Vorkommnis. Soweit wir die Welt kennen, gibt es keinen Akt, keine Tat des Empfindens, Vorstellens. Wie wir bei den Körpern sie jetzt fern voneinander haben, dann näher gerückt, aber durchaus keine Kraft des Anziehens und Abstoßens beobachten können, sondern eine solche nur hinzudichten, so nehmen wir auch keinen Prozeß des Empfindens, Vorstellens usw. wahr, sondern nur den Leib, Dinge vor dem Leib, die Sinne geöffnet, geschlossen, das Ergreifen mit der Hand usw., woraufhin wir irgendeine Hypothese bilden können, die nicht den Schimmer einer größeren Wahrscheinlichkeit hat als irgendeine andere beliebige. Dieses Empfinden, Vorstellen, Wahrnehmen usw. müßte sich

deutlich als ein eigenartiges, nicht körperliches Operieren, Funktionieren bekunden, sonst haben wir eben kein Recht, es anzunehmen. Von all dem aber ist keine Spur, sondern, weil wir einerseits die Sinne offen lassen oder schließen, andererseits die schwerlosen Miniaturen haben, erfinden wir uns ein Innen zu dem Außen, ein inneres Besitzen, ein souveränes Vorstellen und Hinausstellen. Habt doch den Mut, zu bekennen, daß ihr nur die Tatsachen der Umwelt und die Tatsache der Sinne schlechthin kennt, ohne irgendwie zu verstehen, welches die wahrhaften Konnexen sind, welches die Werkstätten sind.

*

Wenn also der Phänomenalismus oder der Immanentismus Lehren sein wollen, die behaupten, daß wir es lediglich mit Empfindungen zu tun haben, so sind sie mit Verachtung zurückzuweisen, denn es ist eine grobe Erschleichung, daß es eine Funktion des Empfindens, Vorstellens gibt; folglich können die Dinge nicht als Empfindungen gegeben sein, sondern sind schlechweg als Vorkommnisse unbekannter Herkunft aufzuweisen, einfach gegenständlich, ohne weitere Angabe ihres Ursprunges oder irgendwelcher Beziehungen.

*

Nunmehr werden wir es leicht haben, den Begriff des empfindenden Subjektes selbst zu eliminieren, da wir doch keine Empfindensfunktion wahrnehmen konnten. Man muß sich sammeln und beruhigen; scheinbar haben wir etwas Verwegenes vorgebracht, in Wahrheit haben wir die klarste Erkenntnis-kritik spielen lassen, die sofort konstatieren mußte, daß vorgebliches Empfinden eine einschmeichelnde Lüge, eine unbegründete Hypothese sei. Der naive Mensch würde sofort Schrecken vor dieser Hypothese empfinden, wenn er wüßte, zu welchen Problemen und Fiktionen sie führen muß. Das empfundene Objekt soll ja irgendwie im empfindenden Subjekt, im Akt drin sein, beide müßten also ganz ineinander sein und doch auch verschieden voneinander sein. Dann kommt die Frage, wie das Wissen das von ihm gehaltene Objekt weiß und wie man auch das Wissen weiß. Das sind nichts als Vexierfragen, die durch den Anschluß an leere Worte entstehen, indem man die grammatisch-formalen Subjekte und Prädikate von Sätzen so behandelt, als müßten ihnen auch wirkliche Tatsachen entsprechen. Die heutige Scholastik, die sich um solche abstruse Probleme bemüht, ist, den Fragen und Antworten nach, völlig eine Wiederholung der Rätselspiele der Alten, besonders des Begriffsgymnastikers Aristoteles.

*

Solche Wortprägungen und Fassungen wie Empfinden usw. sind selbstverständlich sehr praktisch, und für die Praxis kommt ihre Geltung weiter nicht in Frage. So ist es auch den meisten schon geläufig, daß die Dinge für sich nicht farbig sind, sondern daß von ihnen nur irgendwelche Impulse, elektromagnetische Wellen etwa, ausgehen sollen, die im Menschen erst Farben wirken – dennoch nennt man sicher und praktisch die Dinge selbst farbig und orientiert sich weiter auf Grund dieser Annahme. Desgleichen wird es jetzt wohl schon sicher sein, daß wir unseren Glauben nicht darauf festlegen dürfen, es seien im Wahrhaften Körper, und dennoch wird man sich praktisch und bis zu einem gewissen Grade auch in der Wissenschaft so benehmen müssen, als ob es tatsächlich solches geben würde. Ebenso nun wird man auch für die Situation: Dinge vor den Sinnen – die Ausdrücke Empfinden und Vorstellen nur als bloße praktische Situationsumschreibungen heranziehen. Der sogenannte Realismus ist höchst irreal und unsolid; es ist die reine Hochstapelei, zu behaupten, die wahrhafte Welt sei eben die körperliche. Und genau dieselbe Hochstapelei ist es, zu behaupten, die Dinge seien in einem Vorstellen, Empfinden als Vorstellungen und Empfindungen gegeben. Sondern sie sind als Vorkommnisse, frei dastehend vorhanden, zusammen mit anderen in sich ebenso unbekanntem Vorkommnissen, den Sinnen. Die Sinne und die Umwelt – das ist das einzige Fundament für das Wort: Wissen. Jeder Gedanke darüber hinaus ist Lug und Trug.

*

Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach. Wenn nichts von subjektiven, sogenannten psychischen Tätigkeiten, Akten des Empfindens und Vorstellens zu bemerken ist – und es ist natürlich sicher, daß es auch keine eigenartigen Urteils- und Willensagitationen gibt, wovon später –, dann wird wohl von dem Subjekt selbst ebensowenig zu bemerken sein. Es hat nie eine lustigere Erfindung existiert als dieses unfindbare kristallisierte Ich, dieser Geist, der innere Kern, an dem, in dem die Vorstellung sein sollen, der Träger des Empfindens, der Einser, die strahlende Monade, der geheime Zentralpunkt. Was das sogenannte Ich in Wirklichkeit ist? Nichts anderes als der Leib mit seinen Sinnen, seinem Tasten, Greifen, Erfassen, wesentlich vermehrt um die kleinen blassen, flüchtigen Dinge, die Miniaturen, die Erinnerungen, das sind die auf die großen körperlichen Dinge folgenden Flächen, die auch den Leibesaktionen vorangehen, bevor die großen Dinge wieder erreicht sind, als Ziele, als Phantasien: all das und nichts anderes ist das sogenannte Ich. Was nicht Umwelt ist, also: der ausgreifende Leib, die Sinne und die Miniaturen – das ist das sogenannte Ich, das sogenannte Subjekt.

*

Jene reizende, rätselhafte Unverständlichkeit des Geheim-Ich wird nun künstlich am Leben erhalten durch eine andere Unverständlichkeit, nämlich die Einheit. Alle Bewußtseinstteile eines Menschen zeigen sich als zu einem einzigen Bewußtsein gehörig. Aber das besagt nicht eine innere Verschmelzung, eine Verquickung zu etwas Einheitlichem, sondern nur eine additive Zusammengehörigkeit, ein Beisammenstehen, wie es etwa die Bäume eines Waldes zeigen. Sooft in einem Menschen irgendeine Miniatur vorhanden ist, ist, wie man sagt, „Ich“ vorhanden; in allen den durch die Lebensjahre hindurchgestreckten Zügen von Miniaturen ist also nicht der Zahl nach dasselbe Eine Ich vorhanden, sondern immer nur dieselbe Grundgattung von Vorkommnissen, von denen jedes bloß denselben sogenannten Ich-Charakter zeigt. Kontinuität, Aufbau ist wohl vorhanden, aber nicht Eines, nicht Einheit. Es existiert hier nur jene sogenannte praktische Einheit, die auch in einer Armee herrscht, obwohl Soldaten und Führer wechseln können, weil ein Zweck doch bestehen bleibt; hier aber bestehen immer dieselben Gattungen, der Leib trotz Wechsel, die Miniatur trotz Wechsel.

*

Auch in jeder einzelnen Folge von Vorkommnissen, zum Beispiel in den Tönen einer Melodie, soll sich eine Einheit zeigen. Das kann man ruhig sagen, denn das Wort Einheit ist geduldig. Aber wieder ist nicht irgendeine rätselhafte, innere, allseitige Beziehungsverschmelzung gegeben, sondern durch gewisse Erinnerungsdaten werden Reihenglieder als zu einer speziellen Reihe gehörig markiert. Zum Beispiel steht am Anfang einer Reihe Hunger oder Durst, dann folgt Essen und Trinken, dann Sättigung, Durststillung mit der Erinnerung an den Hunger und Durst als Ausgangspunkt einer Reihe. Dadurch werden aus den zahllosen Vorkommnissen Zusammengehörigkeitsreihen herausgehoben. Pein und Erlösung sind die Klammern für die Reihen. Zusammengehörigkeit wird also begründet, nicht aber unfaßbare Einheit. So wird – und das kann als Typus für ein musikalisches Thema und ähnliches gelten – eine Skala auf diese Weise konstituiert: die Beruhigung beim Erreichen der Oktave ist mit der Erinnerung an die vorhergehende Unruhe, das unbefriedigte Getriebenwerden, verbunden. Nirgends eine Einheit in dem gewünschten scholastisch-aristotelischen Sinn: eines ganz eigenartigen, gleichzeitig zusammengesetzten und einfachen Dinges; eines verbindenden, Teile zeigenden und Teile in Unteilbares umgießenden Dinges; eines gleichzeitig Begrenztes und Ineinanderfließendes bergenden, magischen Gebildes.

*

Es sei hier ein Beispiel gegeben, an dem jeder ohne Mühe das Kauderwelsch von der höheren Einheit erlernen kann. Die wechselseitige Liebe eines Gatten zu seiner Frau ist sie nicht, und allein die Liebe der Frau zu ihrem Manne ist sie auch nicht; denn diese separaten Lieben müßten ja jeweilig nicht erwidert sein und dann hätte man jene zu erklärende Einheit nicht. Weiß der Teufel, wo jene Einheit ist. Aber jedes Kind weiß, daß der Tatbestand der ist, daß eine Person liebt und dabei additiv weiß, daß die andere sie wieder liebt und daß daraus eine lange Kette beglückender Folgen sukzessive entsteht.

Es gibt leider viele, die das Kauderwelsch der Einheit wunderbar beherrschen, immer den Aristoteles imitierend, indem sie zum Beispiel sagen, wenn man Teile irgendeiner zusammengehörigen Sukzession, also einer Geschichte, zusammenfaßt, so muß man die zu verschiedenen Zeiten spielenden Ereignisse auch gleichzeitig in einer und derselben Zeit beisammen haben. Die Zeit, von der wir ja längst wissen, daß sie nichts ist als Abstraktion der Veränderungs-möglichkeit, eine bloße Möglichkeit vergegenständlichend, substanzierend, ist besonders geeignet, bei dem Unsinne des Geredes von der Unifizierung Dienste zu leisten. Jedes Geschehen wird aber tatsächlich in der Erinnerung durch die Miniaturen dargestellt, jedes Ganze durch die sukzessiven Arbeitsprozesse. Die Zahl Vier kann man nicht etwa in der Weise als geeintes Ganzes denken, daß man die vier Einser separiert und doch wieder vereinheitlicht unifiziert denkt, sondern man muß sich des Arbeitsprozesses des Zusammentragens und Zusammenhaltens erinnern. Ein Besitz von vier zusammengehörigen Zimmern wird zum Beispiel durch die Miniaturen des von einem Zimmer in das andere Kommens zusammengefaßt. Jedes „Fertig“ wird durch Erinnerung an Bedürfnis, Mache, Wachsen des Werkes, Befriedigung sukzessive, aber nicht in unlösbar verknoteter Einheit dargestellt.

*

Diese Einheit, die ein eigenes, in einem Zentrum kondensiertes Subjekt nötig machen soll, ist genau so eine fetischistische Täuschung wie die Idee dieses geheimen, idealistischen Ursprunges selbst und wie das Gerede von direkt wahrnehmbaren Akten des Vorstellens und Wissens. Der Begriff Wissen und die dazu gehörigen Wörter sind natürlich ganz unentbehrlich. Aber welches sind die Tatsachen, die von ihnen zusammengefaßt und bezeichnet werden? Gewiß keine erkennbaren Akte des Vorstellens, Wahrnehmens usw., sondern nicht mehr als Leihessinne, Kopfwendungen, Tasten, Ergreifen und ähnliches, und die bezüglichen Miniaturen. Und welches sind die Tatsachen, die dem Worte Ich entsprechen? Wieder keine Akte, keine geschlossene, psychische Entität, sondern Leib, Sinne, von der Warte des Leibes her Ergreifen, Leibesaktionen und Miniaturen. Wissen und Ich sind nur verschiedene Namen für dasselbe.

Und wie die einzelnen sogenannten Wissensoperationen, das Sehen und Tasten usw. wechseln, so wechselt auch bei jedem Menschen das Ich fortwährend. Es ist nicht dasselbe, der Zahl nach Eine Ich, sondern, so oft jeder Mensch die Sinne gebraucht oder Miniaturen erlebt, so oft ist der sogenannte Ich-Charakter vorhanden, und diese Gattung von Vorkommnissen kehrt im Wechsel der Singularitäten wieder, aber nicht erscheint und bleibt dasselbe Ich-Wesen. Jedes äußere Ding ist dem Menschen ja schon, vermöge der separaten Beweglichkeit der Dinge, ein Individuum; so war es auch natürlich, daß er in seinem Leibe seine Individualität sah, und analog dieser Substanz erdichtete er sich für alle seine vermeintlichen Akte eine weitere Substanz.

*

Man erwäge nur, wie wenig und wieviel hier behauptet wird. Körper plus Sinne existieren zusammen – und alle Denker sind gebeten, sich nicht mehr Wissen zuzumuten und zu fatieren, als sie eben besitzen. Alle sind gebeten, nicht behaupten zu wollen, daß sie den Zusammenhang von Körper und Sinnen auch nur im geringsten durchschauen. Da es eine Lüge ist, daß es Wissensfunktionen und Wissenssubjekte gibt, so muß sich der seiner Natur nach prahlerische und affektierte Idealismus in nichts verlieren. Natürlich sprechen wir hier nicht von dem ethischen Idealismus, der mit dieser falschen Metaphysik gar nichts zu tun hat. Der Materialismus, Realismus, ist so lächerlich anmaßend, weil er behauptet, der den Sinnen relative Körper sei auch ein an sich bestehendes, absolutes Ding. Der Idealismus ist aber um nichts vorsichtiger und begründeter. Er ist genau so lügenhaft wie jene, weil er einfach darauf hin, daß es Erinnerungen und Phantasien, also die Miniaturen, gibt, sich ein Innen zu einem Außen erfindet und dieses Innen vergegenständlicht, ein Subjekt als Geist analog dem Körper aufstellt, aber die Ähnlichkeit mit diesem Musterbild wieder verhüllt durch Zuteilung einer unmöglichen Einheit und vorgeblicher Akte und Funktionen an das kreierte Subjekt. Ist natürlich einmal Ein Subjekt erlogen, so kann man auch ein ganzes idealistisches Geisterreich von Subjekten mit eigener Vergangenheit, Zukunft und Gesetzgebung erlügen. Der Gipfelpunkt dieser idealistischen Münchhausiade ist es dann, wenn man, beide Lügen vereinigend, die Materie aus dem Geiste ableitet, den Geist gewissermaßen zur Materie gerinnen läßt.

*

Wir werden von verschiedenen Versuchen hören, den sogenannten Zusammenhang zwischen physischen Prozessen in Sinnen und Nerven und den sogenannten psychischen Prozessen zu erklären. Viele gegenwärtige Denker glauben besonders klug und vorsichtig zu sein, wenn sie sich darauf beschrän-

ken, zu behaupten, daß die physischen Erscheinungen den psychischen parallel laufen. Gefehlt! Immer noch zu viel behauptet. Es gibt ja nicht zwei Arten von Vorkommnissen – physische und psychische! Es gäbe zunächst, in der gewöhnlichen, fehlerhaften Terminologie gesprochen, nur Eine Art von Vorkommnissen, nämlich die phänomenalen, also die psychischen. Die Dinge draußen, desgleichen die Sinne und die Nerven, sollten ja, nach der vorschnellen Theorie, auch nur als Vorstellungen, als Psychisches gegeben sein; folglich dürfte man höchstens sagen, es gebe einen Parallelismus zwischen den psychischen Vorstellungen Nerven und Gehirn und den übrigen psychischen Vorstellungen. Da es aber, wie früher ausgeführt, eine Erschleichung ist, Empfindungen und Vorstellungen überhaupt zu statuieren, so bleibt nichts anderes zu denken übrig als: es gibt eine Beziehung zwischen den Realitäten „Körper“ und den Realitäten „Sinne und Miniaturen“, deren Wesen uns vollkommen verschlossen ist.

Dem Sinnengehirn wird etwas Unbekanntes, Bleibendes, Resistentes entsprechen und so auch den anderen Körpern; von der Beziehung beider zueinander haben wir keine Idee. Aber es ist vollkommen irrig, für das Gebiet der Daten einen philosophischen dualistischen Parallelismus aufzustellen; denn hier gibt es nur Eine Seinsgattung!

*

Den Sinnen und den Körpern mag etwas ganz Unbekanntes unter den Dingen an sich und den wirkungskräftigen Faktoren entsprechen. Wir wissen nicht, was, wir können keinerlei Kraft, keinerlei Kräftigkeit wahrnehmen, uns nicht einmal einen wahrhaft agierenden Prozeß vorstellen; nur innerhalb unbekannter Faktoren kann es toben und gären. Ebenso unbekannt ist es, was einen ganzen Kreis und Reihen von Miniaturen zusammenhält. Der unsichtbare Rahmen, der einen einzelnen Menschen macht mit seinem Leib und seinen Miniaturen, ist uns ganz unfaßbar. Deshalb will unser Agnostizismus nicht Positivismus genannt werden; denn wir leugnen ein Recht, die Körperkräfte und Vorstellungsbewegungskräfte innerhalb der Vorkommnisse anzunehmen. Wir sehen nur die großen und kleinen Vorkommnisse wie die höchsten bunten Flächen eines verdeckten Blumenstraußes; aber die Stengel und Stiele und das umschlingende Band und die Hand, die den Strauß gebunden, können wir nicht erschauen.

*

Wer brächte es zuwege, von einem Ich abzusehen? Aber jeder hat unrecht, der es für etwas anderes ansieht als für die alle Vorkommnisse begleitende Lei-

besoperation, Leibesaffekte und die Gattung der Miniaturen. Das alles ist sicher real. Aber es ist nicht das wahrhaft Operierende. Wer brächte es zuwege, den Vorkommnisunterschied von physischen Körpern und sogenannten psychischen Wirklichkeiten zu übersehen? Dennoch sind sie für uns nur die gleichen Gattungen von Realitäten. Den physischen, schwer lastenden, sich bewegenden, körperverdrängenden Körpern wird im Kräftebereich etwas entsprechen; den sekundären Vorkommnissen, den Miniaturen, also der Erinnerung und Phantasie, mag dort dasselbe oder etwas anderes entsprechen – wir wissen es nicht. Letztere Vorkommnisse mögen als psychisch gebucht werden; für uns sind sie genau so flächenhaft wie die ersteren, leer und kräftelos, nichts verrägend über ihre Geburt und Herkunft. Phänomenal besteht kein wesentlicher Dualismus, es gibt nur primäre und sekundäre Realitäten, dunkel, ohne jeden Hinweis auf die produktiven Faktoren. Der Unterschied zwischen physisch und psychisch ist ein rein praktischer, untauglich zur Begründung irgendeiner Theorie. Für die Philosophie gibt es kein physisch, kein psychisch, sondern nur Vorkommnisrealitäten, keine Akte, keine Subjekte, keinen Idealismus. Wenn wir also sagen, ganz unbekannte Faktoren treiben, bei ihrem geheimen Zusammenwirken, die Realitäten der Dinge, der Sinne, der Miniaturen hervor in jene Flächengruppen, die wir einzelne Menschen nennen – so könnte es für un-aufmerksame Leser den Anschein haben, als hätten wir wieder eine Hypothese aufgestellt. Aber tatsächlich haben wir nichts anderes getan, als die einfache Beschreibung, die Formel für die Tatsachen gegeben. Die Tatsachen zeigen sich ohne jede Kraft des Bestandes, des Zusammenhanges, des Wechsels – ihre kausativen Faktoren sind nicht an ihrem sinnlich realen Bestande. Dennoch dürfen wir auch für das dunkle Faktorengbiet das klare Postulat stellen, daß in ihm nicht nur Eines allein und nicht in Ruhe sei; denn zufolge der ewig notwendigen analytischen Einsicht würde es dann allüberall nichts als Veränderungslosigkeit geben können.

*

Somit haben wir die Arbeit der Erkenntniskritik beschlossen. Wir haben nicht die Spur einer allgemeinen elementaren und universalen, also philosophischen Erkenntnis. Unsere Unwissenheit begann nicht etwa erst zufällig hinterdrein, nachdem wir den Materialismus oder Monismus oder Idealismus oder Phänomenalismus kennen gelernt und zurückgewiesen hätten, sondern unsere Unwissenheit steht am Anfang vor einem jeden Versuch, auch nur das geringste über die simple Realität von Körpern und Miniaturen hinaus denken zu wollen. Wir haben nicht mehr Philosophie als ein Tier, und nur die rasenden Versuche, zu einer Philosophie zu kommen, und die endliche Ergebung in Nichtwissen unterscheiden uns von dem Tier. Verstummen aber mögen jene

unreinen Geister, die mit Sehnsucht und erlogener Beruhigung, mit dekorativen Wortarrangements prunken wollen, wo nur Eines nottut – das Richtige zu erkennen, und das ist unsere Nichtigkeit.

B. Anthropologische Psychologie

Das illusionslose, vorurteilslose, der Verantwortung bewußte, worteführende Denken, auf die universalen philosophischen Ansprüche angewendet, war die Erkenntniskritik. Da alle die törichten, anmaßenden Weltanschauungen mit dem vorstellenden Subjekt operierten, mußte sich leider die Erkenntniskritik auch auf diese Begriffe erstrecken, die Teile einer Betrachtung bilden, die an und für sich nicht Weltanschauung ist, nämlich der Psychologie. Insofern die Psychologie die Anmaßung hätte, die Stellung des Menschen im Reiche der wahrhaften Faktoren zu bestimmen, wäre sie Philosophie; aber insofern sie sich bloß in Details des Urteilens, Fühlens, Begehrens einläßt, insofern sie Beschreibung der Charaktere, der Talente und ähnliches betreibt, wäre sie eine spezielle Forschung und so wenig Philosophie, als dies die Physiologie oder die Zoologie wären. Die gewöhnliche Beschreibung der psychischen Phänomene ist aber durchsetzt und verfälscht mit jenen Begriffen, Vorstellen, Funktion, Einheit, die von metaphysischer Bedeutung gewesen waren, und indem wir uns von diesen irrigen Begriffen befreiten, hatten wir uns die Möglichkeit einer reinen, nicht durch egoistische Hypothesen getrüben Beschreibung aller psychischen Vorkommnisse erobert. Und tatsächlich haben wir eine neue Psychologie, die Reihenpsychologie, ausgebildet. Es wäre, da wir hier hauptsächlich nur die Verächtlichkeit der Philosophie behandeln, nicht einmal unsere Aufgabe, die rein anthropologische Psychologie darzustellen. Wir tun es in äußerster Kürze, nur deshalb, damit die philosophische Kritik noch einige Verstärkung erfahre, damit man den Einfluß einer geordneten Psychologie auf Physiologie und Psychiatrie vorausahnen könne.

*

Zunächst eine Erinnerung. Weder der Anfang noch das Ende der Psychologie, wenn sie eine Wissenschaft sein will, ist das „ich denke“, das „cogito“. Weder am Anfang des kindlichen Lebens noch am Ende der reifen Meditation ist ein einheitliches Wesen zu statuieren als einheitlich denkend oder sind Denkfunktionen und deren Einheit zu statuieren. Sondern, nachdem lange Zeit Vorkommnisse ohne Verbindung schlechthin vorhanden waren, hebt sich ein ausstreichender, okkupierender Leib mit Sinnen aus ihnen heraus, der gegenüber anderen Körperlichkeiten als Ich gilt, sowie Miniaturen, die als Ich gelten.

*

Das Kind ist schlechthin da, und die Vorkommnisse der Farben, Töne, Gerüche, Geschmäcke, Kälte und Wärme, Druck und Spannung, Prickeln und hunderterlei Ähnliches ist schlechthin da, nicht als von ihm gewußt; sondern sie bilden zusammen mit ihm eine Schar. Niemand weiß, wieso. Das Kind besitzt nicht diese Vorkommnisse als Subjekt, es projiziert sie nicht, sondern es besteht eine Vorkommnisfülle in einem Territorium beisammen. Es entsteht später ein Unterschied zwischen Sein und Wissen, der spielend leicht zu analysieren ist und wieder auf einfache Vorkommnisse zu bringen ist. Wir kommen bald an diesen Wendepunkt des Lebens.

*

Die Vorkommnisse heißen wir auch Qualitäten, Beschaffenheiten und, dem Sprachgebrauch folgend, salopp, Empfindungen, ohne behaupten zu dürfen, daß sie von einem Subjekt empfunden sind.

Der Unterschied zwischen Empfindung und Vorstellung ist kein tiefgreifender; bei letzterer ist nur das – zu analysierende – Wissenselement hervorgekehrt. Empfindungen sind zum Beispiel die primären Farbenflächen, Töne, Druck usw. Obzwar nun die sogenannte Vorstellung eine Beziehung auf Formung und Repräsentation haben kann, so ist sie doch nicht etwa eine veränderte Empfindung, nicht ihre Metamorphose, Erhöhung, nicht eine besondere psychische Handhabung; sondern Vorstellungen sind nur Empfindungen in erinnerungsförmiger Abschwächung.

Die Qualitäten, Farbe, Druck, aber auch Schall und Geruch sind ausgedehnt, sind Extensitäten. Wir lernen nie etwas kennen, was nicht extensiv wäre; und es ist unmöglich, aus Nichtausgedehntem ein Ausgedehntes zu konstruieren. Die Fläche, zum Beispiel die Farbenfläche, ist ein ursprüngliches, hier also optisches Datum; aber die Tiefe, die Entfernung, ist kein direktes optisches Datum, sondern wird auf Grund von Erreichungsmöglichkeiten, Erreichungsaktionen, Wissen hinzugedacht. Sind solche zum Beispiel bei Geistesgestörten gehemmt, so verliert sich die Tiefe; aber die Fläche kann nie aus dem Sehen entswinden. Wenn man also Tiefe konstatiert, ist man immer mit Ergreifungsbewegungen oder Ergreifungsphantasien beschäftigt, die sich zu einem optischen Datum gesellen.

Wie innig solche additive Komplexe überhaupt sind, kann man aus vielen ähnlichen Fällen ersehen. So sieht niemand das Auge seines Nebenmenschen nur als Farbenscheibe, was es doch in Wirklichkeit einfach ist; sondern er sieht es gewissermaßen direkt als lauerndes Wesen, in Liebe, Haß, Zorn vergeistigt.

Den Qualitäten als solchen, Farbenqualitäten, Leibesqualitäten, wie Druck, Stich und anderem, kommt keine Intensität zu. Die sogenannte grelle Farbe, die sogenannte schmerzhaft empfundene hat in ihrem Wesen keine beson-

dere Intensität, sondern ist schlechweg eine andere Qualität als ein ruhigeres Vorkommnis; und nur auf Grund meßbar additiv gewachsener, physischer Vorgänge, zum Beispiel der der Beleuchtungsquellen, der applizierten physischen An- und Eingriffe, überträgt man irrigerweise ein Wachstum in die Sinnesqualitäten selbst.

Eine Qualität ist ganz einfach, hat durchaus keine in ihr selbst irgendwie unterscheidbaren Teile und Momente. Die Qualitäten sind nur auf Grund von Ähnlichkeiten, Verwechselbarkeiten in verschiedene Reihen benachbarter Qualitäten zu bringen – wie etwa die Reihe der Regenbogenfarben, oder die Reihe eines und desselben farbigen Glases in wachsender Beleuchtung, oder die Reihe einer Tonskala, oder die Reihe einer und derselben Klaviertaste in heftiger werdendem Anschlag usw. Die Reihen können also in bezug auf verschiedene Extreme geordnet werden, als da sind leicht oder schwer hörbar, sichtbar usw. Solche Richtungen von Qualitätsreihen geben falschlich Anlaß dazu, in der Qualität selbst schon verschiedene Momente hinein unterscheiden zu wollen.

Nun werden wir sehen, wie schlechthin daseiende Vorkommnisse dasjenige komponieren, was man Wissen nennt. Die scholastische Psychologie muß natürlich eine unendlich breite Kluft aufreißen zwischen Sein und Wissen. Freilich wäre auch das Wissen ein Sein, aber es wäre eigentümliches Wissend-Sein. Es sollte etwas Eigenartiges sein, nicht analysierbar, nicht auflösbar, nur in seiner absoluten Eigenart erlebbar. Wie lächerlich ist das alles! Würden wir ein eigenartiges Wissen, also einen Prozeß, in seiner ganzen Tiefe erleben, dann wären wir ja Götter. Doch vielleicht wird man auch dadurch von seinem Funktionsdunkel nicht abgeschreckt und glaubt göttlich zu sein. Tatsächlich kann aber Wissen sich wohl durch einfache Qualitäten zusammensetzen. Wissen ist analog dem absichtlichen Greifen konstituiert. Es bilden sich bei dem Kinde früh Reihen, bestehend aus Unruhe und Beruhigung, Bedürfnis und Befriedigung, Hunger und Sättigung, Schmerz und Erlösung. Wenn dasjenige, was die Befreiung von Unruhe geboten hatte, als Miniatur, das ist als Erinnerung während einer Unruhe, wieder auftaucht, ist hiemit eine Erwartung oder ein Wunsch vorhanden. Jede auch der späteren Reihen wird als solche begrenzt durch Bedürfnis und Erfüllung. Der Leib nun, charakterisiert durch eigenartige Empfindungen und Bewegungsmöglichkeiten, die für die Umwelt fehlen, führt diese Befriedigung durch Ergreifen, nach gelegentlichem Verfehlen, und endliches Erhaschen herbei. Diese Erledigung eines Bedürfnisses, nach zeitweiligem Mißlingen, durch Leibesbewegung ist das, was das Ich zunächst ausmacht – Unruhe beseitigendes Ausgreifen und Eingreifen. Das sogenannte sich wissende Ich also, zunächst noch nicht in vollen Sinne genommen, ist der mit Augenöffnen, Halswenden, Handausstrecken usw. ergreifende Leib. Später heißt dann derjenige Umfang, in welchem nicht die Außenwelt ist, in welchem viel-

mehr die wiederkehrende Gattung der Miniaturen, das ist Erinnerung und Phantasie, ihren Platz hat, ebenfalls Ich. Was nicht empfindungsloses, großes Objekt des Ergreifens ist, was nicht Umwelt ist, wird Ich. Der schweren erst zu ergreifenden, zu bewegendem großen Umwelt sind also entgegengesetzt – der agierende, ausgreifende Leib in Spannung und Lösung und die kleinen Miniaturen: eben das der Umwelt Entgegengesetzte, sich Entgegensetzende und dieses Verhaltens sich Erinnernde – ist das Ich; sonst wissen wir darüber nichts.

Ist dieses Ich einmal gebildet als Unlust abwehrender Leib, als Sinne richtender Leib, als Bedürftigkeit, als Miniaturenwelt, dann begleitet dieses Ich von da ab jedes Vorkommnis – aber es ist Unsinn, zu sagen, das Ich trage die Vorkommnisse in sich.

*

Alle Vorkommnisse bestehen nun, nach und nach durch genetische Reihenbildungen durchmustert, bedürfnismäßig geordnet und in Beziehungen, Relationen gebracht. Seit undenklichen Zeiten versperrt sich aber die wortmachende, scholastische Psychologie die Einsicht in diese Gruppierungen etwa durch folgende fehlerhafte Reflexion: um eine Frage zu stellen, muß die Gattung der Antwort schon gedacht sein, um zum Beispiel zu fragen, wie hoch ist der Berg, muß die Gattung Höhe schon vorher gedacht sein; und nun scheint es – in verfehlter Analogie –, daß auch in uns irgendwie die elementaren Kategorien, auf Grund welcher wir Ordnung in die Dinge bringen, vorher schon, a priori bereit liegen oder erwachsen müßten, und eigentliche, psychische, irreduzible Auffassungsformen sein müßten. Derselbe irriige Gedanke kann natürlich in diversen, im Wesen immer sich gleichbleibenden Ausführungen auftreten. Aber er ist in jeder Form gleich falsch. Der Erfahrung geht vielmehr nichts voran als unsere physische Natur mit ihren eigentümlichen Bedürftigkeiten, und alle Gruppierungen werden eingerichtet im Hinblick darauf, ob sie den Bedürfnissen entsprechen oder nicht entsprechen. Bejahung, Verneinung, Ähnlichkeit, Unähnlichkeit, Kraft, Unvermögen, Wirklichkeit, Möglichkeit usw. – alles ist nur mannigfache Wiedergabe der einfachen vom Kinde schon erlebten Tatsachen der Aufhebung oder Nichtaufhebung eines Unbehagens.

Verlangen, Erwartung, Enttäuschung sind beim Menschen nichts anderes als etwa bei einem Hunde. Wir betrachten nun an wenigen Beispielen die Genesis der Relationen, um die wir vermöge reicherer Gedächtnisverbindungen den Tieren überlegen sind.

*

Was für Vorkommnisse bilden die Grundlage für den Begriff, für die Relation Verschiedenes? Das Verschiedene ist das, was räumlich geschieden ist;

alles, was nebeneinander ist, ist eo ipso geschieden und verschieden. Indem die Handbewegung, Nackenwendung, Augendrehung von einem zum anderen gleitet, ist die „Verschiedenheit“ schon angelegt; zur Konstatierung dieser Kategorie kommt es nun weiter dadurch, daß der Leib auf Grund eines Bedürfnisses etwas sucht und dabei auf ein „nicht Genügendes“ stößt, sich als Ausgreifendes jenem gegenüberstellend. Das suchende Auge und die suchende Hand ist, als immer arbeitendes Instrument, das Gleiche; das dem dauernden Leibesbedürfnis nicht Entsprechende, das daneben geht, ist das Verschiedene. Die Geschichte der Enttäuschung ist das Wissen, die Kategorie, der Verschiedenheit.

So kann zum Beispiel Bewegung auch konstatiert werden – als räumliche Erscheinung eines sich dem Ergreifen entziehenden gesuchten Körpers usw.

Im Gebiete des Erinnerns und Phantasierens, also im Gebiete der Miniaturen, finden dann diese Kategorien ebenfalls auf Grund der Bedürftigkeit und des Erlangens Pein und Erlösung ihre scheinbar erhöhte subjektive Ausbildung.

Die einzelnen Relationskategorien werden also durch derartige spezifische Reihen mit leichten Modifikationen repräsentiert. zum Beispiel ist „das Gleiche“ dasjenige, das inmitten eines beunruhigenden Wechsels, Entschwindens, Ruhe zeigt; oder „das Gleiche“ kann auch dasjenige sein, was dem dauernden Bedürfnis dient oder was vertauschbar ist usw. Das aber ist das Falsche, daß das „Gleiche“ dasjenige sein soll, was als zu einer nicht mehr analysierbaren, undefinierbaren letzten Kategorie „Gleichheit“ gehörig erkannt werde. Diese apriorische Denkart ist der Tod der Psychologie.

*

Die Reihen sind zunächst höchst wechselvoll, von mannigfachen Erwartungen, enttäuschten Bemühungen, Zielverfehlungen durchsetzt; später stellen sich rechtläufige, zum Ziele führende Reihen ein, denen die Irrungen fehlen. Dort, wo das Schwanken fehlt, gilt eine Reihe als bekannt. Jedes neueintretende Vorkommnis ist mit Unruhe, mit Aufgescheuchtheit verbunden; nachdem der Mensch nämlich überhaupt einige Dinge in ihren Teilen erkannt hat, wird ihm das unruhevolle Bedürfnis, alles zu zerlegen, zu durchschauen, zur Gewohnheit. Das Neue, Fremde ist verbunden mit einem Zusammenfahren, einem Chok, dem Stutzen. Fehlt das Befremden, so gilt etwas als „Bekanntes“. Bei ihm ist Ansatz zum Gruße. Alle diese diversen Erregungen spielen dann ihre Rolle in einer besonderen Art langer Reihen, die wir bald darstellen wollen – in dem reflektierenden Urteile.

*

Jedes große primäre Vorkommnis verläuft zunächst, wenn man die Augen geschlossen oder sich abgewendet hat, versickernd in seine Miniatur, und die Miniaturen gehen, indem Wünsche erfüllt, Ziele erreicht werden, in die großen, deutlichen primären Vorkommnisse über.

Ein Begriff enthält nicht alle Merkmale eines Dinges, sondern nur einige, wichtige; ein Begriff ist somit eine Abkürzung. Daß Begriffe nur durch Worte gegeben seien, braucht man nicht zu glauben; denn auch sprachlose Menschen hätten Begriffe – eben ihre Abkürzungen für Dinge.

Ein sogenannter abstrakter Begriff ist vorhanden, wenn ein Ding oder seine Abkürzung für alle ihm nach irgendwelcher Richtung ähnliche Dinge steht, sie repräsentierend; die Repräsentanz wird dadurch markiert, daß man von dem einen Dinge zu einem ähnlichen übergeht und weiß, daß man diesen Marsch, den man abgebrochen, noch beliebig fortsetzen könnte.

*

Wir haben in einer geradezu beleidigenden Kürze von all dem gehandelt, was man, auf Grund einer naheliegenden Illusion und auf Grund einer irrigen Theorie von einem Subjekt, das Vorstellen, Wahrnehmen und die allgemeinsten Kategorien nennt. Wir wollen nun ebenso kurz zeigen, was an wirklichen Beständen in den Reihen existiert, wenn einerseits die richtige, entschuld bare Praxis und andererseits die falsche, unentschuld bare Theorie von Akten des Fühlens, Urteilens und Wollens spricht.

Einen wirklichen, klar umrissenen, eigentümlichen Prozeß des Wollens wird man mit dem schärfsten psychologischen Vergrößerungsglas nicht bemerken. Was in Wirklichkeit existiert, wenn man vom Wollen spricht, ist etwa: Kommen und Gehen von Phantasievorstellungen, Unruhe, Entweichen aller Vorstellungen bis auf eine bleibende und hierauf Einleitung einer mehr oder weniger komplizierten, direkt oder indirekt zum Ziele führenden Bewegung, verbunden mit der ruhigen Sicherheit einer Kraftleistung. In solchen Willensreihen ist als Unruhe und Wechsel der Miniaturen auch sogenanntes Gefühl und Urteil vorhanden, deren typischen Reihencharakter wir bald skizzieren werden. Wir sprachen vom Wissen zuerst, weil hier die meisten leicht einsehen, daß sie es wohl mit einer komplizierten, langen Reihe, aber nicht mit einem gewissermaßen explodierenden einfachen Akte, mit einem unanalysierbaren psychischen Prozeß zu tun haben.

Die denkende Menschheit müßte es nachgerade schon langweilen, von Willensfreiheit zu sprechen. Jeder Gedanke, jede Handlung eines Menschen ist natürlich absolut notwendig, absolut determiniert, bestimmt durch die ganze Natur aller das All bildenden Faktoren, seien diese nun Gott, individuelle, mit ihrer eigentümlichen Wirkungsweise begabte Seelen oder was immer für unbe-

kannte Substanzen und Kräfte. Der Schein der Willensfreiheit entsteht dadurch, daß sich jeder Mensch vorstellen kann, wie er jede mögliche Handlung begeht, wie er zum Beispiel vom vierten Stocke hinabspringt usw.; aber daß er sich in jeder Weise tätig vorstellen kann, beweist natürlich nicht, daß er auch effektiv in jeder Weise tätig sein könnte. Die Missetäter handeln allerdings ganz notwendig; nur ist diese Notwendigkeit kein Grund, mit ihnen in demselben Zimmer zu wohnen. Kein Mensch konnte in einem gegebenen Moment anders handeln, als er wirklich gehandelt hat; aber er kann wohl einsehen, daß er damals schlecht gehandelt hat, sich als schlechter Mensch gegeben hat, nicht alle seine guten Vorsätze ins Spiel gebracht hat, und er kann sich hinterdrein vornehmen, besser zu werden – nichtsdestoweniger hat er damit noch immer nicht einen Beweis erbracht, daß er seiner damaligen Schlechtigkeit damals hätte entinnen können. Für das Strafrecht macht es einigen Unterschied, ob man sich die Menschen, wie einzig richtig, gebunden oder, wie ganz falsch, frei denkt; aber im großen und ganzen wird die Gesellschaft sich eines Menschen, der seiner notwendigen Natur nach schlecht ist, ebenso wie eines wilden Tieres, das seiner Natur nach beißen muß, auf irgendeine Weise entledigen müssen.

*

Gefühle, seien es sinnliche, Lust und Unlust, seien es sogenannte höhere, wie Freude, Schmerz in den hundertlei Varianten, sind im Wesen – Körperempfindungen, Leibesvorkommnisse, verbunden mit den Ideen, mit den Miniaturen von Veranstaltungen, diese Vorkommnisse sich zu erhalten oder, umgekehrt, zu fliehen, mit Bildern ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit, Verderblichkeit, eventuell auch mit entsprechenden wirklichen Vorkehrungen. Alle Gefühle, wie die Unruhe bei Durst, bei Furcht usw., sind durchaus nicht zu definieren durch Messungen von Atmungen, Gefäßdurchmesseränderungen, Puls und anderen groben Körpererscheinungen allein, sondern sie sind charakterisiert durch eigentümliche Qualitäten über und durch den ganzen Leib hin. Ein Gefühl beim Gelingen, das heißt ein Körperaufschwung, eine Elevation, ist charakterisiert durch Hunderte Körperqualitäten, Spannungen, wie beim wirklichen Sprung, die gar nicht durch einen Meßapparat registrierbar sind.

Alle sogenannten höheren Gefühle, wie Zuversicht, Sehnsucht, Wehmut usw., sind gegeben durch die jedem Gefühle eigentümlichen Vorstellungen vom Sieg, von Verlassenheit, von Vereinigung usw. – plus eigentümlichen Leibesvorkommnissen, wie Bereitschaft zu einem Ansprung, Schwäche, Heruntergekommenheit, wie bei der Schläfrigkeit usw. Und bei jedem Gefühl ist ein Handeln beziehungsweise eine Vorstellung von einem Handeln. Es gibt nicht sogenannte Gefühle ohne wirkliche oder gedachte Situationen, in denen etwas erhalten oder vermißt, verloren wird, und ohne Körpererregungen oder die

Einleitung zu Leibestätigkeiten. In dem Gefühl sind also Elemente, die auch in der Willensreihe, dort neben der Flucht unstabiler Vorstellungen, auftreten. Und beim Willen sind wiederum Elemente des Gefühls vorhanden, nämlich die Leibesunruhe, das Vibrieren und endlich die Empfindung der körperlichen Erhebung, denn jeder Entschluß ist mit Freude, mit der Leibesempfindung des Gestähltseins, des Kräftigseins, mit einem gewissen Leibestonus verbunden.

*

Das Urteilen? Soweit es nicht in der Wiederholung schon gefällter Urteile besteht, ist es ein Versuch einer Aufklärung. Die erste Voraussetzung für jedes Urteilen ist eine in gewohnter Weise ablaufende Reihe gewisser Elemente – zum Beispiel folgt der Erscheinung eines Menschen gewöhnlich auch sein Name und andere Bestimmungen; oder ein Ding, sein Ursprung, seine Hauptverwendung usw. sind normaler-, gewohnter Weise verkettet. Die weitere Voraussetzung für ein Urteilen ist nun das Eintreten einer Reihe, die einer früheren zwar ähnlich ist, aber Lücken bezüglich gewohnter Kettenglieder aufweist. Nunmehr entsteht, lediglich durch Verletzung der Gewohnheit, eine Unruhe, geradezu ein Erschrecken, Emotionen, und ein Bestreben, Motorik, die Reihenlücken auszufüllen, sei es durch Miniaturen, Ideen, sei es durch primäre Wirklichkeiten. Das ist es, was man Frage nennt oder Aufmerksamkeit. Und endlich gelingt, nach mehr oder weniger wechselnden Erinnerungen, Veranstaltungen, die verlangte Komplettierung der Reihe – damit ist das Urteil vollendet. Gelingt die Komplettierung nicht in beruhigender Weise, dann besteht Zulassen von Möglichkeiten, Zweifel.

Auf solche Weise kann etwas nicht völlig Bekanntes einer Gruppe von Bekanntem angegliedert werden, dazu genommen, apperzipiert werden; Ähnlichkeitsgruppen, Abstraktionen, können gebildet werden – aber immer unter denselben Formen, in Unruhe, Staunen, Ermüdung, Erregung und Erlösung, die das Urteilen bilden.

Vom Schließen haben wir schon gesagt, es sei eine durch Ähnlichkeitsbehauptungen nahegelegte Substitution, Einsetzung ähnlicher Glieder in ein schon feststehendes Urteil.

Das Urteilen ist selbstverständlich das Wesen des Denkens, der Reflexion, Mediation.

Kein volles ausgewachsenes Urteil ist also möglich ohne Leibesempfindungen, ohne den Chok, die Bestürzung, die durch Störung der gewohnten Reihe entsteht, ohne die durch Unwissenheit entstehende Bestürzung, auf welche nun Versuche der Reihenausfüllung folgen; kein Urteil also ohne Aufmerksamkeit, Frage, Interesse – verschiedene Namen für denselben Zustand. Kein wahres Urteil ohne das Studium des Mangels, des peinlichen Bedürfnisses, der Frage,

also auch kein wahres Urteil ohne Leid, Angst, Aufregung, Hast, Körperanspannung, umfassende Motorik, Wissenstrieb, Erreichungsbestrebungen.

Jede Bejahung ist ein Ansichziehen, jede Verneinung ist ein empörtes Abweisen, ein Abstoßen, ein Ekel – alles nicht etwa figürlich gesprochen, sondern die Realitäten dieser Verstandesprozesse sind tatsächlich gegeben durch die wirkliche Leibeserregung, in deutlichen Größen oder in Ansätzen, in Bewegungsresten.

*

Für jedes Gefühl, für jedes Urteil tritt das Gehirn, der Nervenapparat fast in seiner Totalität ein. An dieser Stelle wird man das Gesetz am besten begreifen, daß alle Leibesempfindungen der Lust und Unlust, alle die Leibesanspannungen und Bewegungen, die in der Kindheit besonders mächtig sind und die in einzelnen Fällen überaus deutlich sind, in rudimentärer Form, in Ansätzen und Tendenzen, bei jedem Erlebnis ihre Rolle spielen. Sie entgehen nur leicht dem auf pedantisch formulierte Begriffe eingestellten Auge des scholastischen Worteschmiedes.

*

Fast jedes psychische Ereignis, das die Sprache mit einem Worte bezeichnet und das eine falsche Psychologie für einen einzigen Akt hält, zerfällt für die Analyse in große Scharen von Elementen. Man hat gesehen, daß alle diese Arten von Reihen ihre spezifische Eigentümlichkeit, ihren Charakter durch ihre Unruhen und Beruhigung, durch ihren endlichen Fund, erhalten, daß aber in allen die gleichen Elemente obwalten. Beim Gefühl wie beim Urteil muß etwas erstrebt werden. Beim Urteilen wie beim Wissen müssen Leibesempfindungen und die anderen Elemente des sogenannten Fühlens ihr Wesen treiben. Man könnte, überflüssiger- und irreführenderweise, sagen, der Wille ist das Urteil über ein Ziel, und ebenso, das Urteil ist der Wille, gelten zu lassen usw. Während wir solche krause Definition im Scherze geben, da wir doch die unentwegte Sicherheit der Definitionen in der Aufstellung der Reihen besitzen, macht die scholastische Philosophie mit dem Kauderwelsch von verschiedenen, ineinander eingeschlossenen psychischen Akten traurigen Ernst. Da gibt es einen lustigen Krieg zwischen Voluntaristen und Intellektualisten, ob dem Willen oder dem urteilenden Denken sowohl der metaphysische als der psychologische Vorzug zu geben sei. Herrschaft in der Welt und Herrschaft im Bewußtsein. Das sind leere Wortkämpfe, die sofort aufhören müssen, wenn man auf die einfachen Aggregate in allen Reihen achtet. Bei uns erscheinen alle Grundelemente in allen Reihen additiv, in verschiedener Anordnung, eingeleitet durch verschiedene Bedürfnisse bezüglich des Bestandes von Vorstellungen

oder Handlungen oder Reihenergänzungen, beendet durch verschiedene Befriedigungsarten: Dort, in der burlesken Funktionspsychologie, steckt der irreduzible, höchst eigenartige Akt des Wollens auch im Akte des Urteilens drin, ebenso im Akte des Fühlens, und gleichzeitig steckt auch jeder Akt in allen anderen, und alle sind geeint, und dazu kommt noch, ergötzlicherweise, daß eo ipso in jeden Akt auch der Vorstellungsakt geeint mit seinem vermeintlichen Objekt eingegangen ist.

*

Es ist ein wahres Unglück für die Psychiatrie, daß sie, durch eine verkehrte, in altem populären Gerede steckengebliebene Psychologie irreführt, von einem Ichgefühl in Bausch und Bogen redet, anstatt sich der Elementenanalyse zu bedienen. Das Ich ist nichts als ein Sammelname für sinnliche Vorkommnisse, Leibesaktionen und Miniaturen. Bescheidenheit in der Auffassung des Ich zu erlernen, ist Aufgabe der Forschung.

Aber alle Menschen wollen leider produzierende, regsame Energien, regierende Einheiten sein. Achtet vielmehr darauf, wie ihr nur Schauplatz seid, Bühne, auf der Gestalten kommen und gehen, aber nicht seid ihr Dichter und Regisseure. Es muß hier schon gesagt werden, daß wir nicht so töricht sind, zu denken, die Kraft des psychischen Geschehens sei „das Unbewußte“; davon später. Die Miniaturen, also Erinnerungen, zusammengeflossene Gebilde, die man Phantasien nennt, Ideen, Zielbilder tauchen auf, man weiß nicht woher, wir lenken sie nicht, wir sind sie selbst. Wir sind nicht Quellen, nur Sammelweiser; die großen Ereignisse folgen einander nach dem Weltlaufe, die kleinen Ereignisse der Miniaturen, der Einfälle, Erinnerungen, Phantasien, Ideen, Pläne, folgen einander nach einem einfachen Gesetze – das aber lediglich als Ausdruck ihrer äußeren Sukzession formulierbar ist. Man muß nicht den Bau eines Vulkans noch die in der Tiefe wirksamen Kräfte kennen, um die Erscheinungsreihe einer Eruption zu beschreiben. So wissen wir auch nichts über die wirklichen, die Erinnerungen und Phantasien, die Miniaturen emporhebenden Kräfte, wenn wir auch sagen können, welches die Regeln ihrer Aufeinanderfolge sind.

Es ist leicht zu sehen: oft verbundene Vorkommnisse, die Stadien eines oft durchlegten Weges, die Worte eines Gebetes, eines Gedichtes, einer Geschichte usw. hängen zusammen; ist ein Teil, primär oder in Gedanken, also sekundär, da, dann folgen bald die übrigen. Wenn man im Zuge einer Handlung oder einer Überlegung ist, so tauchen auch jene Vorkommnisse auf, die gewohnheitsmäßig solche Züge begleitet hatten. Hat man jetzt eine schon einmal erlebte Vorstellung, eine Idee, Absicht, Melodie usw. – so befindet sich wohl auch der ganze Leib oder ein einzelnes Leibesorgan mit dem Gehirn in jenem

Zustand, der mit der Vorstellung bei ihrem vormaligen Auftreten gekoppelt war. Nicht jedem Leibeszustand entspricht eine Vorstellung, es gibt empfindungslose, vorstellungslose Leibeszustände; da aber ein Leibeszustand auch direkt durch einen anderen hervorgerufen werden kann, so kann auch ein von einer Vorstellung begleiteter Leibeszustand durch einen bloßen Leibeszustand ohne Vorstellungsbegleitung hervorgerufen werden, so daß also indirekt Vorstellungen auch durch vorstellungslose Leibeszustände ins Bewußtsein gebracht werden können.

Die Ausdrücke wachrufen, sollicitieren enthalten schon ein etwas hypothetisches Element. Hält man sich rein an die Vorkommnisse, so darf man sagen: es ist sicher, daß, wenn jetzt eine Miniatur im Bewußtsein steht, vor einiger Zeit, auch etwa vor 24 Stunden, eine Miniatur oder eine äußere Realität schon im Bewußtsein gestanden hatte, die mit der jetzt gegenwärtigen früher einmal räumlich oder zeitlich verbunden war oder die mit ihr Ähnlichkeiten aufweist. Dieselbe einleitende sollicitierende Funktion kann auch einem mit der jetzigen Vorstellung früher einmal in Beziehung gestandenen vorstellungsbegleiteten oder vorstellungslosen Leibeszustand zukommen. Es ist sicher, daß, wenn jetzt eine Miniatur im Bewußtsein steht – ein irgendwie vormalig zu ihr in Beziehung gestandener Gegenstand, eine derartige Miniatur oder ein zu ihrem Vorkommensbereich gehöriger körperlicher Prozeß einige Zeit vorher aktiv war. Das will also sagen: niemals, weder im Wachen noch im Traume, taucht eine Miniatur auf, eine Phantasie, eine Erinnerung, wenn ihr nicht eine früher ihr benachbarte oder ähnliche Realität, Vorstellung oder ein ihr vormalig nahestehender Körperhabitus vor einiger Zeit vorausgegangen war. Spontanes, nicht durch Nachbarschaften oder Ähnlichkeiten vorbereitetes Auftauchen von Ideen, Einfällen usw. gibt es nicht.

Und weiter kann man im allgemeinen sagen: von allen möglichen Miniaturen, die auftreten könnten, taucht diejenige auf, die in der letzten Vergangenheit am meisten solche benachbarte oder ähnliche oder besonders starke Erregungen aufzuweisen hatte. Von allen möglichen Kandidaten für das Auftauchen siegt jene Miniatur, die die Protektion der meisten und emotionsreichsten Antezedenzen hat.

Alle die gekennzeichneten Verknüpfungen, die unser Seelenleben ausmachen, existieren natürlich nicht nur zwischen Paaren von Ereignissen, sondern auch in der Form von langen Ketten, Perlenschnüren und Netzen, so daß unmittelbar weite Ereignisfelder untereinander verbunden sind.

*

Man kann hypothetisch annehmen, daß dem Umsichgreifen von Gehirnwellen und ihren Konvergenzen, Interferenzen diese Miniaturwiedergeburt

zuzuordnen wären. Man sieht, daß der Ausdruck Ideenassoziation für dieses Getriebe schlecht gewählt wäre, denn die Aufwiegelung von Miniaturen, die Sollizitierung von Ideen geschieht nicht bloß durch Ideen, sondern in ausgiebigster Weise von empfundenen und empfindungslosen Leibeszuständen her.

Es ist außerordentlich ungeschickt, unempfundene Leibeszustände das Unbewußte oder Unterbewußte zu nennen. Es ist läppisch, das Unbekannte zu einem Prinzip, hier also zum Unbewußten, zu vergegenständlichen, zu substantiieren und kondensieren. Wenn etwa durch unempfundene, krankhafte Veränderungen von Geweben im Schädel endlich ein Gehirntumor entstanden ist, so wird man doch nicht sagen, er entstand aus dem Unbewußten. Ebenso wenn ein gewisser Gehirnzustand, den wir nicht empfinden, einmal gleichzeitig mit einer Idee bestanden hatte und nun die Wiederkehr dieses unbemerkten Gehirnzustandes auch die Idee mit sich bringt, so wird man praktisch denken, diese Idee sei eine Folge des Gehirnzustandes, aber es ist ein miserables Geschwätz, zu sagen, diese Idee entspringe aus dem Unbewußten. Mit gleichem Recht könnte man auch sagen, ein Mensch, der im Gedränge eine Ohrfeige erhalten hat und nicht weiß woher – habe sie aus dem Unbewußten.

Eine unbewußte Vorstellung wäre doch eben eine Vorstellung: wenn ein anderer Mensch als wir eine Vorstellung hat, so hat er eine uns unbewußte Vorstellung. So würde also durch den Ausdruck unbewußte Vorstellung der Gedanke nahegelegt, daß auch innerhalb unseres Ichreviers irgendwo eine bewußte Vorstellung stünde, die nur dem übrigen Ich nicht bewußt wäre; das wäre aber die unverschämteste, unbegründeteste Erfindung. Die Leute scheinen sich vorzustellen, ein Individuum bestehe aus mehreren Etagen von Bewußtsein: die Familie im 3. Stock weiß nicht, was die Familie im 2. Stock denkt; der Grübelnde sitze im Turmgemache und die Herrschaften unter ihm seien das Unterbewußte. Man darf also nicht solchen unsinnigen, mystischen Humbug treiben, sondern, insoweit ein Anlaß zum Auftreten einer Vorstellung nicht in Vorstellungen selbst liegen soll, muß man denken, daß er im Leibesgebiete, Nervengebiete liege.

Melodien zum Beispiel, die man an einem Theaterabend gehört hat, fallen manchmal nicht früher ein, als am Abend des folgenden Tages, zu einer Zeit, da sich der Körper wohl in dem gleichen Gesamt- oder Teilzustand wie gestern und allabendlich befindet. So ist also unbemerkte Körperverfassung ein Hauptelement der Sollizitierung.

Keine Miniatur, Erinnerung, Einfall, Idee, Plan tritt ohne solche angeführte Antezedenzen, ohne solche Vorausgängerschaft hervor. Doch wir kennen nicht das Erzeugungsgesetz, das die Miniaturen heraufzwingt. Wir können nicht sicher sagen, welche Miniatur herauskommen muß; sondern wir kennen nur diese auch noch ungenauen Erscheinungsformeln. Wir können im all-

gemeinen nicht vorausbestimmen, welches Vorkommnis sollizitierend wirken werde, sondern wir können nur, nachdem eine Miniatur aufgetreten war, nach rückwärts bestimmen, welchem Ereignisse man sie verdankt.

Alle psychischen Erscheinungen zeigen der Analyse nichts anderes als erfahrungsgemäß gewonnene Aggregate, die von Miniaturen und Leibeserregungen durchschossen sind. Man darf bei den Definitionen der psychologischen Begriffe nicht an ein starres Reihenmosaik denken, sondern, um die Aufmerksamkeit, Interesse, Suchen, Aneignung, Apperzeption, Einordnung, Herrschaft der Abstraktion zu verstehen, muß man auch bemerken, wie alles von Körperspannung, von motorischer Aktivität, von Zugreifen, Abwehren und deren Resten, von Bedürfnis und Erlösung durchsetzt ist, und einen zu einer Beruhigung hin gerichteten, zeitlichen Verlauf mit Haltepunkten und Zielen bildet.

Wir dürfen hier nicht, auch wenn es nicht durch die Ökonomie des Buches untersagt wäre, die Menge unserer Beobachtungen und Erfahrungen einschmuggeln, die geeignet sind, die spezielle Psychologie der Meditation, der Affekte, der Altersstufen, der Charaktere, der Nervositäten und psychopathischen Abnormitäten zu befruchten, Dinge, die alle nur durch unsere analytische Reihendarstellung einer wissenschaftlichen Behandlung fähig werden; denn das alles gehört zur spezialisierten Anthropologie, während wir uns hier von dem Geschäft der Kritik der metaphysischen Psychologie nicht allzu weit abziehen lassen durften.

C. Psychologischer Experimentalismus

Die mannigfachen Tendenzen, die man unter dem vagen Ausdruck experimentelle Psychologie zusammenfaßt, gehören nur zur Anthropologie und nicht zu der gesuchten Philosophie, und wir würden ihrer hier gar nicht gedenken, wenn sie nicht von unmethodischen, verworrenen Hoffnungen begleitet wären, die geeignet scheinen könnten, manchen in der wohlbegründeten Verachtung der Philosophie wankend zu machen. Man muß sich über die Arbeitsrichtung klar werden. Es handelt sich darum, zu den primären Vorkommnissen, zu dem Ablaufe der Miniaturen bei Gesunden und Kranken die körperlichen, somatischen Zugehörigkeiten in den Sinnen und im Nervensystem zu finden. So sicher als zu der Farbe das Auge gehört, die Netzhaut, so sicher gehört auch dazu irgendeine Gehirnpartie, und zu allen Gedanken- und Erregungsreihen gehören

Nervenprozesse. So wurde zum Beispiel gezeigt, wie für ein einfaches Urteilen die Gesamtheit aller den Empfindungen und Bewegungen zugeordneten Gehirnfelder, aller sensorischen und motorischen Partien des Gehirns in Anspruch genommen werden. Solchen physiologischen Forschungen muß zunächst unsere Analyse der Vorkommnisreihen zugrunde liegen; die populären, alles durcheinander wirrenden Ausdrücke bieten ernster Arbeit keinen Halt. Auch gewisse sinnliche Erfahrungen müssen nun weiter in größerer Exaktheit, als sie das von so vielen flüchtigen Erscheinungen durchkreuzte gewöhnliche Wahrnehmungsleben bietet, sauber herausgestellt werden, bevor sie der Physiologie zur wissenschaftlichen Bearbeitung übergeben werden können. Es muß also eine Beschreibung, eine Deskription der sinnlichen Vorkommnisse geben, die durch exakte Bestimmungen, Messungen, eventuell mittels Apparaten, Tatsachen liefert. Diesen proper herausgeschälten Tatsachen sollen dann erst Nervenprozesse zugeordnet werden – was man so Erklärung nennt – mittels rein physiologischer, eventuell pathologischer, das heißt physikalischer und chemischer Methoden. Es muß also eine präzisierende, unter Umständen mittels Apparatur präzisierende Psychologie der eigentlich erklärenden, physikalisch-theoretischen Psychologie vorangehen. Die Leistungen dieser letzteren sind aber bisher leider fast gleich Null, und die vorangehende Prozedur an sich darf man nicht hoch einschätzen, von ihr allein ist keine Erklärung zu hoffen; man darf den vorbereitenden Charakter ihrer Mission nicht vergessen.

*

Das Gesagte möge kurz exemplifiziert werden. Unsere gewöhnliche, durch Komplikationen getrübe Manier, die Größe von Strecken oder Winkeln zu schätzen, soll durch künstlich einfache Experimente schematisch klargemacht werden. Es ist dagegen aber zu bedenken, daß gerade durch diese Einfachheit das gewöhnliche, komplexe, werkmäßige Verfahren ausgeschaltet wird. Oder jeder Mensch, nachdem er auf lichte Flächen, Flammen gesehen, hat dann helle oder dunkle, gleichfarbige oder andersfarbige Nachbilder. Diese werden ihm durch andere Eindrücke leicht verdeckt; es sind also Vorkehrungen zu treffen – und sie sind ganz einfach –, die Situation ist zu umgrenzen, um dieses Phänomen der Nachbilder deutlich zu liefern. Bis hierher ginge das psychologische Experiment, von da ab müßte die Physiologie das Zustandekommen aller sinnlichen Folgen erklären. Diese Erklärungsversuche sind bisher, bei unserer Unwissenheit über Netzhaut- und Nervenvorgänge, nahezu wertlos, und somit ist die vorbereitende Darbietung der Nachbildfolgen um ihre Hoffnung gebracht und vorläufig fast zur Bedeutung eines Spieles herabgedrückt.

Eine bedeutsamere Tatsache als die, daß wir, trotz zweier Netzhäute, einfach sehen, kann kein Experiment liefern; diese Tatsache hilft aber nichts zur Erklä-

rung derselben. Die Detailzerlegung dieser Tatsache – nämlich in beiden koordinierten Netzhäuten einander korrespondierende Punkte usw. – bringt nicht um einen Schritt weiter. Jede Arbeit in Ehren! Es wird natürlich nie an Beobachtungen aller Arten von Zusammenhängen fehlen. Es werden sich hundertfach experimentelle Kombinationen ergeben bei Gesichts- und Gehörwahrnehmungen, Berührungen und Bewegungen, mit ihren Folgen, mit Kontrasten, Auffassungen, Erkennungen, Schätzungen, dazu Formeln für Schätzungsfehler, Scheinbarkeiten, Täuschungen, Reaktionen – das alles bringt uns so wenig wie die reiche, alltägliche Erfahrung in der Erklärung, im Verständnis weiter. Fast komisch berührt es, wenn die Ergebnisse umständlicher Versuche nur dadurch verständlich gemacht werden können, daß man die gemeinbekannten Erscheinungen der Aufmerksamkeit, Ermüdung, Assoziation zu Hilfe nehmen muß. Bei den meisten Experimenten hilft gekünstelte Einfachheit dem Verständnis nicht, sondern versteckt die tatsächliche Kompliziertheit der gemeinsten Bewußtseinsvorgänge. Details registrieren heißt noch immer nicht analysieren.

Die Achtung, die unsere apparatenreiche Zeit auch dem psychologischen Apparat entgegenbringt, wird halb um Enttäuschungen reicher sein, indem diese Instrumente im besten Falle der eigentlich physikalischen Physiologie nur Probleme vorhalten können, denen diese bis auf weiteres kühl gegenüberstehen muß. Dafür ein Beispiel.

Man hatte damit begonnen, daß man die Intensitäten von Empfindungen messen wollte. Vor mehreren Dezennien haben wir schon bewiesen, daß die Empfindungen wohl voneinander qualitativ verschieden seien, aber nie wachsende Intensitäten in sich besitzen, nicht Vielfache irgendeines ihnen inhärenten Maßes seien. Mit der Messung der sogenannten Empfindungsintensität hat man auch ein großes Fiasko erlebt. Das Zusammenhalten von Reizen, Lichtern, Gewichten, Temperaturen, Agentien mit dem durch sie gewirkten Empfindungen kann nie ergeben, daß einem Vielfachen eines Reizes auch irgendein Vielfaches an Empfindungen entspricht. Sondern solche Messungen haben nur dann einen Sinn, wenn sie darauf ausgehen, zu fragen, bei welchen Reizvergrößerungen eine neue Empfindung auftritt. Diese Frage aber hätte über das rein beschreibende und statistische Interesse hinaus nur dann einen Wert, wenn sie dazu führen könnte, die Nervenzustände und Nervenprozesse zu eruieren, die solchen neuauftretenden Empfindungen entsprechen. Wir haben aber keine Idee von den molekularen Umlagerungen, die dem Weiterbestehen oder der Veränderung von Empfindungen zuzuordnen wären. Hätten wir die Möglichkeit solcher feiner physikalisch-chemischer Erkenntnisse, dann hätte wohl jene Feststellung des Reizwachstums nur eine nebensächliche Bedeutung.

*

Diese Art gerechter Kritik wird man auf alle einschlägigen Versuche typisch anzuwenden haben. Man fragt zum Beispiel, bei welcher Reizstärke, bei welcher Licht-, Druck-, Tonstärke eine Empfindung überhaupt sich eben einstellt – also man fragt um die sogenannte Reizschwelle. Nun, recht und schlecht weiß das schon die gewöhnliche Erfahrung; aber die Frage bleibe in Ehren. Nur scheint sie jedem erst dann wertvoll, wenn sie der Weg wäre zur Beantwortung der eigentlich interessanten Frage, wie der Nerv oder die Gehirnganglienzellen denn in dem Falle aussehen, da eine Empfindung eben auftaucht. Der Beantwortung dieser Frage kann aber die Kenntnis der Höhe der Reizschwelle gar nicht dienen.

Und so geht es weiter. Sicher tritt eine neue Empfindung erst dann auf, wenn der Reiz, ein Gewichtsdruck, eine Spannung, die Zahl der Tonwellenschwingungen, die Temperatur um eine gewisse, der gewöhnlichen Erfahrungen nicht fremde Größe – die sogenannte Unterschiedsschwelle gewachsen ist. Aber warum tritt erst dann etwas Neues an Empfindung auf, warum nicht schon früher? Durch das sogenannte psychologische Experiment eröffnet sich nicht die geringste Aussicht, diese Frage zu beantworten.

*

Man macht diverse Zeitmessungen: wie lange man braucht, um eine Farbe überhaupt zu sehen; wie geschwind verschiedene Personen, in verschiedenen Verfassungen, auf einen Eindruck reagieren mittels irgendeiner Abwehrbewegung, einer Arbeitbewegung, irgendwelcher Akkommodation usw. Die Apparatur ist immer prinzipiell einfach; die Zeiten werden in Tausendstel Sekunden ausgedrückt, aber häufig in Hunderten von Tausendstel Sekunden, also schließlich in Zehnteln, so daß die Zeiten gewöhnlich nicht verblüffend klein sind. Alle die gefundenen, schönen Resultate, die natürlich für gemeine Erfahrung wieder nichts Überraschendes haben, hätten nur Wert, wenn man sie auf die Schilderung der Nervenprozesse transponieren könnte. Die Zeitmessung wirft nicht das geringste Licht auf die Natur des Prozesses. Die Weisheit ist etwa so groß, wie wenn man von der Keimung, dem Wachstum, der Reifung des Weizens nichts eigentlich Botanisches wüßte, sondern nur, daß einige Monate bis zu jenem Endprozeß vergehen müssen.

*

In einer Sekunde haben wir gleichzeitig natürlich Tausende von Eindrücken. Farbenflächen, Druckempfindungen, Wärmeempfindungen usw. Fragt man aber, wie rasch wir Eindrücke sondern, also voneinander scheiden, fragt man um die Geschwindigkeit, mit der wir etwas als bekannt erkennen – so sind die

Fragen nach einer solchen Arbeitszeit hier geradezu absurd. Denn es scheint damit vorausgesetzt, daß die ganze Zeit einer deutlich beschränkten Arbeit zugemessen ist; tatsächlich ist aber ein solcher Scheidungs- oder Erkennungsprozeß von den mannigfachsten abschweifenden Gedanken durchsetzt; man kann gar nicht angeben, wie viele Gedanken und Erregungen in eine solche Zeit fallen. Hier schießen so viele komplexe Erinnerungen, Lust- und Unlustempfindungen, Ansätze von Bewegungen ineinander, daß man nicht so sehr die Zeit für eine Scheidung oder Erkennung gemessen hat, als vielmehr die Zeit für ein ganzes Lustspiel. Die Angabe solcher Zeiten ist für den eigentlichen Prozeß vollkommen irrelevant. Das ganze experimentelle Getue verhält sich zum Prozeß und zur Wirklichkeit wie eine einzelne Person zu einem Volksauflauf.

*

Man hat auch – Gott sei's geklagt – Versuche gemacht über die Zeitdauer und Arten von Assoziationen. Zu einem gerufenen Worte hat die Versuchsperson irgendein beliebiges Wort möglichst rasch hinzuzufügen: zu Vater zum Beispiel irgend etwas – es würde etwa hinzugefügt Mutter; zu einem Worte ein ergänzendes Wort, Vater-land; zu einem gerufenen Teile das Ganze; zu einem gerufenen Worte einen beliebigen allgemeineren Begriff – zu Experimentator etwa Ignorant usw. Es ist deprimierend, zu bedenken, zu welcher Zwecklosigkeit ein Versuch führen kann, des komplizierten Natürlichen durch etwas gekünsteltes Einfaches Herr zu werden. Selbst hinter solchen dergestalt in Langweile erzwungenen Hinzufügungen steckt im geheimen die ganze Vorgeschichte der befragten Versuchsperson, stecken alle die Antwort bestimmenden Erlebnisse, die bei der bloßen Konstatierung der Zeitdauer und der Art der Assoziation selbstverständlich ohne jede Berücksichtigung bleiben müssen. Wer wirklich das Allwalten der Wiederauftauchungen, der Repristationen verfolgt hat und weiß, wie nichts da ist, was nicht schon einmal da gewesen war, wer das offene und das dem Beobachter verborgene Ameisentreiben der Vorstellungen kennt, steht schauernd vor diesen pedantisch-modernscholastischen Unternehmungen, durch ein paar Lautkoppelungen psychologische Aufschlüsse erhalten zu wollen.

Komisch ist auch an dem vermeintlich wissenschaftlichen Gebaren, daß man durch die Versuche gar nichts über ihre Bedeutung, ihren Sinn erfahren würde, wenn man nicht schon vorher durch eigene zwanglose Erlebnisse über die psychischen Formen, ihre Motive, über Ernst und Scherz, gute und schlechte Laune, Stimmung, Verlegenheit, Stocken, Hast usw. vollkommen orientiert wäre.

Die auf Gefühle, Affekte bezüglichen Experimente sind außerordentlich prekär durch die vollkommene Verkennung der Natur der sogenannten Gefühle. Man mißt auf verschiedene Impressionen hin die Beschleunigung, Verlang-

samung, das Schwanken des Pulses, des Atems, die Speichelabsonderung; man photographiert die Ausdrucksbewegung, Mienenspiel usw. Das alles sind nicht etwa bloße Begleiterscheinungen der Gefühle, sondern alle diese Leibesvorgänge, freilich gleichzeitig mit Vorstellungen über Uneignung, Abweisung, Vergangenheit und Zukunft, bilden das Wesen des Komplexes, den man ein Gefühl nennt – nur sind die durch groben Ausschlag von Schreibhebeln gemessenen herausgehobenen Erscheinungen, oder jene im Bereiche von Drüsen, glatten Muskeln, einzelnen Nervenganglienbezirken, ja nur ein kleiner Bruchteil aller der durch den ganzen Leib, außen und innen, über Haut, Muskeln, Gelenke und alle Organe verbreiteten Empfindungen, die zusammen mit Reaktionsvorstellungen das Gefühl ausmachen. Die Sache liegt so, als wenn man, in der Absicht, die Konterfeis verschiedener Personen zu liefern, immer nur ein Stückchen von ihrer Nasenspitze zeichnen würde. Die meisten gemessenen Veränderungen, obschon ihre genauere quantitative Bestimmung nicht wertlos ist, sind übrigens vulgärerweise schon bekannt.

Eine eventuelle Beeinflussung eines äußeren elektrischen Stromes seitens des erregten Leibes wäre natürlich nur experimentell nachzuweisen; aber damit wäre bloß ein kleines Moment einer komplexen Leibeserregung charakterisiert. Die Sache ist eventuell interessanter für die Elektrizitätslehre als für die Psychologie.

Alle Welt würde sich nur für die physiologische, physikalisch-chemische Erklärung der Vorgänge interessieren, aber gerade sie wird durch jene Apparaturen um nichts näher gerückt. Wer kennt nicht die Verschiedenheit der Ausdrucksbewegungen der Großen und der Kinder beim Schmecken von Süßem oder Saurem. Aber durch das Photographieren der Mienen, deren Bekanntheit vor jedem Erklärungsversuch wohl vorauszusetzen ist, unterstützt man die Lösung der einzig interessanten Frage nach den jeweils in Aktion tretenden Nervenbeziehungen fast gar nicht.

Die Unfähigkeit der meisten Experimentatoren zur Analyse zeigt sich kraß bei ihren Versuchen. Sie messen die bei irgendeinem Prozeß, etwa bei Frage, Verstellung, Erstaunen usw., erscheinenden grob wahrnehmbaren Leibesveränderungen und schieben nun das Resultat schlechtweg dem ganzen markanten Prozeß zu, während im besten Falle nur irgendein Teilchen desselben durch jene Variationen markiert wäre. Zum Beispiel tritt in allen psychischen Reihen mehr oder weniger Angst auf, und hätte man, günstigenfalls, durch die Messung einer Leibesveränderung den Grad der Angst charakterisieren wollen, so hätte man doch die Angst selbst damit nur zum kleinen Teil erfaßt, von der ganzen psychischen Reihe aber gar nur ein minimales Bruchstück. Dieses quantitative Betonen von Erlebnissen, die jedermann ohnedies qualitativ deutlich kennt, hat für die erklärende Psychologie fast gar keine Bedeutung. Wäre diese nur erst so weit, die Ursachen für Leibesalterationen und ihre Verknüpfung

exakt anzugeben – die Schilderung der speziellen Leibesalterationen würde sie von allen Seiten mühelos erhalten; das Auftreiben des erklärungsbedürftigen Sachverhaltes hätte keine Schwierigkeit, jeder weiß, wie die Erregungen den Leib durchtoben, matt machen, die Knie zittern lassen, den Appetit nehmen usw. Und dem Analytiker ist es leicht klar, daß die ganz kleinen Aufregungen, Leibesvibrationen der Gattung nach den großen Erschütterungen gleichen und nur ihre Rudimente sind.

*

Kurz, die experimentelle Beschreibung macht das Kraut nicht fett, leistet wenig Hilfe zur eigentlich erstrebten physiologischen Erklärung genugsam bekannter Erscheinungen. Solche durch Apparate imponierende Bestrebungen können nur Anklang finden durch eine dilettantische Stimmung mancher, die sich sagen: vielleicht geht es so. Die wahre Wissenschaft hofft zwar auch auf ein Vielleicht, aber auf ein methodisch begründetes Vielleicht. Denn wenn man sich nur auf das vage, klare Vielleicht einlassen wollte, dann könnte man es auch mit allerhand Zauberei und Hokuspokus probieren. Es ist aber leicht, Klarheit darüber zu erlangen, daß diese sogenannte psychologische Experimentiererei nur eine verschwommene, ungenügende, meist anregungslose, fast überflüssige Vorbereitung für Erklärungen durch physikalisch-chemische Methoden sein kann.

D. Experimentelle Pädagogik

Ein Ableger des theoretischen, psychologischen Experimentalismus hat in unserer pedantischen, statistischen Zeit sonderbar getrieben auf dem Boden der Pädagogik. Diese hängt, nach ihren Zielen, völlig von der Ethik ab, von den Vorstellungen über Lebensführung. Aber nach ihrer Kunstfertigkeit, auf Zöglinge einzuwirken, wird sie abhängen von einer gewissen Kenntnis der Seelenzustände und Fähigkeiten dieser ihrer Objekte – manche sagen: Ihrer Opfer. Diesen also nötigen Einblick will man gegenwärtig durch einfache, vermeintlich auf elementare Fähigkeiten gerichtete Experimente erlangen, während die früheren Meister der Erziehung, und jetzt noch die unbefangenen, die Augen auf das komplexe Leben richtenden Laien, sie von allgemeiner Menschenkenntnis erhoffen.

Der moderne Witz respektive die moderne Witzlosigkeit besteht darin, durch ganz einfache Versuche die qualitativen elementaren Fähigkeiten und Kräfte bloßlegen zu wollen – während in Wahrheit doch jede simple Leistung, bei Erwachsenen und genauso bei Kindern, aus dem Zusammenwirken der hetero-

gensten, kompliziertesten Kombinationen entspringt, denen jene gekünstelte, experimentelle Einfachheit gar nicht gewachsen sein kann. Das Nutzlose, das Überflüssige – hier wird's Ereignis.

Man mißt zum Beispiel – mittels eines Ergographen, indem man etwa an einem Schnurlauf befestigte Gewichte bei ruhigem Arm mit dem Finger heben läßt – zunehmende Ermüdung, Ermüdbarkeit. Man kann sich zum gleichen Zwecke, oder um verschiedene Rhythmik der Bewegungen festzustellen, einer Schriftwaage bedienen, indem man beim Schreiben auf ein Tischchen drücken läßt, das, leicht beweglich, die Druckschwankungen durch einen Zeiger aufzeichnet und ähnliches. Alle Resultate bezüglich Ermüdung, vorübergehender Anspannung, Aufschwung und Ermüdungsrezidiven sind nach unserer gewöhnlichen Erfahrung vorauszusagen oder eventuell den Zöglingen an den Augen und der Gesamthaltung abzulesen; die Faktoren der Belohnung wie die der Erschöpfung sind niemandem ein Geheimnis.

Man mißt die Fähigkeit zur Anspannung – etwa durch die Raschheit, mit der Reihen niedriger Zahlen addiert werden. Aber die Leistungsfähigkeit, die hier im besten Falle gemessen wird, ist doch nicht die normale, lebendige Leistungsfähigkeit des jungen oder reifen Menschen, denn Langweile, Pflichtgefühl, Freude am Spaß usw. bilden bei diesen monotonen Experimenten ein solches Durcheinander, daß man gar nicht wissen kann, was man eigentlich gemessen hat. Wahrscheinlich dürfte derjenige, der gelegentlich der größten mathematischen Denkanspannung fähig wäre, bei dieser geistlähmenden Arbeit recht schlechte Resultate erzielen. Läßt man die in einem vorgedruckten Satze ausgelassenen Silben ergänzen – so wird wieder man weiß nicht was gemessen, nicht etwa allein die Kombinationskraft oder die Aufmerksamkeit, sondern auch Freude an Lektüre, Lustigkeit, Ehrgeiz, Bekanntschaft mit dem Sprachschätze usw., nur nichts Elementares. Die große Zahl der behandelten Versuchspersonen, die statistischen Allüren ändern nichts an der Situation.

Alle diese Methoden, desgleichen die Aufgaben, Sätze zu bilden, Begriffsunterschiede zu charakterisieren usw., sind besser am Platze, die ausgesprochene Minderwertigkeit oder den Schwachsinn bloßzustellen, als normale elementare Fähigkeiten zu bestimmen oder zu graduieren.

*

Wie komisch ist die Anwendung der bei unserer Charakterisierung der Experimentalpsychologie schon erwähnten Assoziationsversuche auf die Intelligenzprüfung. Natürlich, ganz geistesträge und andererseits ganz lebhaftes Kinder machen auch gelegentlich solcher Versuche ihr Naturell erkennbar, noch

einfacher schon durch ihr Dreinschauen. Aber welche spezialisierte Eigenschaften könnten sich bei solchen Assoziationsbildungen verraten? Gar keine! Ein Kind, das langsam Assoziationen ausspricht, kann inzwischen eine wahrhaft poetische Fülle von Bildern gehabt haben; ein Kind kann dabei den Kopf voll Scherzen und Witzen über den Lehrer gehabt haben und dadurch seine Hinzufügungen verlangsamen; durch Langweile kann die Reaktion ebenso verhindert als beschleunigt werden; der Ekel an dieser gequälten Geistlosigkeit, den schon Kinder empfinden, kann das ganze Verhalten verwirren, das Kind in sprachlose Öde werfen. Was, um Himmels willen, wüßte man von einer Kinderseele, wenn man nur die Assoziations-Reaktionszeiten oder die Addierfähigkeiten und ähnliches wüßte? Nichts! Das kürzeste Gespräch mit dem Kinde verrät unendlich mehr von seinen primären Anlagen. Und alle diese experimentellen Resultate wären überhaupt gar nicht auszudeuten, sie wären völlig stumm, wenn man nicht schon vorher alles über Kinderart und Entwicklungsweise wüßte.

*

Wie komisch ist die Gedächtnisprüfung – indem man sinnlose acht bis zwölf Silben einprägen läßt; indem man zwei gedruckte Worte für kurze Zeit zusammenzeigt, dann eines wieder vorführt und das früher dabei befindliche hinzusagen läßt; oder indem man einfache Figuren wieder erkennen läßt; oder indem man die Zeit bestimmt, die die Versuchspersonen brauchen, um schon einmal erlernte und wieder vergessene Silben noch einmal zu lernen. So erkennt man nicht die wurzelhaften Dispositionen und Kräfte! Da wären die ältesten Lehrmethoden, eine Geschichte wieder erzählen zu lassen usw., noch immer ein besseres Prüfungsmittel auf Veranlagung der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses als alle diese gesuchten und unzweckmäßigen pseudo-elementaren Einfachheiten. Weiß denn nicht jedes Kind schon – wenn es auch der Lehrer nicht wissen sollte –, daß das normale Gedächtnis eine Funktion des Interesses, der Phantasie, der körperlichen Frische und Elastizität ist? Welche dieser und anderer Urfunktionen wird durch jenes ärmliche Zeug gemessen? Wie könnte man eine Verschlingung, ein kunstreiches Gewebe durch die Dicke eines einzelnen Fadens definieren oder charakterisieren!

*

Ebenso kindisch sind diese Kinderexperimente, wenn sie dazu benützt werden, eine Vergleichung der Geschlechter durchzuführen. Alle die übrigens ziemlich geringen, unprägnanten und schwankenden Unterschiede, die sich bezüglich der diversen Reaktionszeiten und Reaktionsarten ergeben, wür-

den gar keine Deutung finden können, wenn man nicht die Unterschiede der männlichen und weiblichen Charaktere schon vorher kennen würde. Und sie sind, soweit überhaupt erwähnenswert, schon im voraus erklärt durch die sattsam bekannten Divergenzen zwischen Knaben und Mädchen, wonach die einen motorischer sind, die anderen beschaulich, ruhiger sich verhalten.

*

Durch all das geschäftige Experimentieren hat die Pädagogik kaum eine nennenswerte Belehrung über Berücksichtigung der Ermüdung und Anspannung, über Arbeitszeit, Arbeitsverteilung, geschweige über Wahl von Unterrichtsgegenständen erhalten, die nicht schon früher jeder Lehrer und Erzieher besessen hätte, der dem deutlich zutage liegenden Gehaben, Gebaren und Treiben seiner Pflegebefohlenen und seiner eigenen Lernfähigkeit die nötige Aufmerksamkeit gewidmet hat. Wenn etwas das Erstehen eines großen Pädagogen hindern könnte, so wäre es diese stolze Kleinkrämerei. Nicht nur jene Zeit verdient scholastisch, schulfuchserisch zu heißen, die sich in ewigen Ableitungen aus wenigen allgemeinen und nicht feststehenden Sätzen gefiel, sondern auch jene, die nach einem dürftigen Schema statistisch und simpel tut und, der physiologischen Einblicke entbehrend, nicht bedenkt, daß man der Komplikationen bestenfalls nur durch komplizierte Analysen Herr werden könnte.

E. Ästhetik

Unbedingt fällt die Ästhetik zum Teil, wenn nicht zur Gänze, in die anthropologische Psychologie. Denn jene muß danach fragen, unter welchen Bedingungen, bei welchen subjektiven Verfassungen, Zuständen und Stimmungen – Wohlgefallen oder Mißfallen ausgelöst werde, und welches die Konstitution dieser Erregungen in ihrer bewußt manifesten wie in ihrer physiologischen Breite eigentlich ist.

Diese anthropologische Ästhetik wäre anderen Forschungsrichtungen verwandt, die nach den Bedingungen für das Zustandekommen diverser Lustarten, der gastronomischen, sexuellen und anderer Umschau halten.

Da es leider überhaupt Philosophie nicht gibt, so kann die Ästhetik, wenn sie etwas sein soll, auch nicht in jene fallen. Wenn es aber Philosophie gäbe, so könnte unter gewissen Umständen eine besonders geartete Ästhetik einen bedeutsamen Anschluß an sie gewinnen. Zum Beispiel könnte gedacht werden, daß Gott sich gerade in der Schönheit der Welt uns vor Augen gelegt hat, oder es könnte gedacht werden, daß der Mensch dann in die innigste Verbindung mit Gott gerät, wenn er schönheitstrunken von Entzückung ergriffen ist. Natürlich

würde man einem modernen Literaten, der mit dieser, wenn auch rationell unbegründeten, so doch schönen Idee Staat machen wollte, sofort ansehen, daß er in Enthusiasmus spekuliert und naive, in Träumerei verlorene, reine Seelen aus einer wahrhaft romantischen Zeit kopiert.

*

Eine rechte Ästhetik müßte erklärend sein. Erklärungen – was so zur Not diesen Namen führen kann – werden im psychologischen Gebiete überhaupt nur von der Physiologie zu liefern sein. Es gibt also soviel wie keine Ästhetik, wenn es keine physiologische Ästhetik gibt. Wie unendlich weit man davon entfernt ist, braucht man nicht hervorzuheben. Nicht einmal die physiologischen Vorbedingungen für das Gefallen an der einfachsten Tonfolge, einer Skala oder Melodie, könnte man ahnen. Und man muß sich vor Augen halten, daß alle psychischen Motive des Gefallens und Mißfallens, wie Gewohnheit, Assoziationen, geistige Interessen, Ordnung, Aufmerksamkeitsspiel, ebenfalls nur durch Physiologie ihre Erklärungsfundamente erhalten. Von einer physiologischen Ästhetik, auch nur der Idee nach, himmelweit entfernt, haben die Leute nun, angeregt durch einen geistreichen, aber etwas kritiklosen Mann, versucht, gewissermaßen eine elementare, deskriptive Ästhetik zu schaffen. Man ging dabei in der drolligsten Weise vor, indem man den unglücklichen Versuchspersonen einfache Figuren, Quadrate, Kreise, Ellipsen, vorhielt und statistisch aufnahm, welche dieser Gebilde sich des relativ größten Ansehens erfreuten. Auf analoge Weise wollte man so für das Gefallen – Lustunterschiedsschwellen bestimmen. Es ist vielleicht schon überflüssig, hervorzuheben, daß man mitnichten hier Elementarurteile feststellt; selbst die Neigung ganz junger Menschen für solche simple Figuren wurzelt schon in all ihren Vorerlebnissen, in allen Assoziationen, die sich an wirkliche Gegenstände anschlossen, wie an Schalen und Töpfe und Tausenderlei. Durch solche mechanische Statistik würde man nicht einmal auf den Gedanken kommen, wenn er einem nicht schon früher bekannt wäre, daß es einerseits Leute gibt, denen das gefällt, was im Rahmen ihrer gewohnten Eindrücke liegt, und andererseits Leute, denen gerade das gefällt, was Abwechslung in das Gewohnte bringt. Und wie viele Generationen würden nun – man weiß nicht mittels welcher Experimente – untersucht werden müssen, bis der Weg von diesen kindischen Figuren zu den Himmelfahrtsgemälden und Symphonien zurückgelegt wäre?

*

Im übrigen ist die Ästhetik der Tummelplatz verbohrtter Einseitigkeit. Da ertönen zum Beispiel die Schlachtrufe: hier Stoff, hier Form usw. Man kann sa-

gen, keine einzige ästhetische Theorie ist ganz falsch, aber auch keine einzige ist ganz richtig. Es ist, wie wenn einer sagen würde, unser Erdball sei weißlich-grau, indem er auf Kalkgestein blickt, der andere, er sei grün, indem er auf Wiesen, der dritte, er sei blau, indem er auf das Meer blickt. Der Charakter der Forschung auf ästhetischem und ähnlich auch auf anderem geistigen Gebiet ist dadurch gegeben, daß jeder das Moment im Natur-Schönen oder Kunst-Schönen, worauf er mit der Nase gestoßen ist, für den Inbegriff des Schönen hält, während das Schöne sich tatsächlich an die allseitige, höchste geistige Komplikation wendet. Zum Beispiel ist es nicht übel, wenn einer gegen das Moralisieren mittels der Kunst eifert; und doch ist es hinwiederum falsch, zu glauben, daß die freieste Kunst von einer Art Ethik frei sein könne. Die Kunst hat eine Beziehung zu gehaltvollem Tun, also zur Lebensführung, zur Ethik, insofern eventuell zu einer gewissen Moral. Die wunderbare Statue des „Schabers“ wäre nicht so herrlich, wenn der prachtvolle Mensch mit seiner Armreinigung nicht die Beziehung hätte zu preiswürdigem edlen Kampf; würde eine ganz ähnliche Attitüde in Beziehung gebracht sein zu unserer gewöhnlichen Morgentoilette, so wäre die Figur armselig.

Innerhalb der ästhetischen und ihr verwandten, auf Einfällen beruhenden, sensationell pointierten Schriftstellerei bedeutet: etwas sehen – gleichzeitig alles andere nicht sehen, während in Wirklichkeit die Empfindung des Schönen den ganzen Kosmos aller Welterlebnisse zur Voraussetzung hat.

Überall und allzeit liegt auf uns das Dunkel maßloser Unwissenheit, da die physiologische Ästhetik in unendlicher Ferne steht. Die elementaren, primitiven Betrachtungen sind leer, mager, fruchtlos und langweilig; der Bombast der schönggeistigen Inventionen ist lächerlich einseitig und ist der Totalität des gefühlwirkenden Motivs und der Macht der Erregung nicht gewachsen. Durch die Schichten der sogenannten Gebildeten gehen die seichten, zufälligen Urteile über Schön und Nichtschön in prinzipienloser oder prinzipienwechselnder Haltlosigkeit, und die schlecht gestützten Theorien suchen Fühlung mit dem weitverbreiteten, durch kunstfremde Motive genährten Geschmack. Für die ältesten Erfahrungen gibt es neuaufgewärmte Worte, wie Einfühlung, kleinster Kraftaufwand, Utilität, Einheit, Imitation, Reden vom ästhetischen Erlebnis, ohne es in seinem Reichtum und seiner Tiefe in der Analyse abbilden zu können. Die Ästhetik wird zum Spottgebild unter den methodischen Gegensätzen. Antinomien: öde Einfachheit, öder Schwulst. Solange nicht einmal die von uns dargelegte allgemeine Natur der Gefühle gewürdigt wird, die ebenso die Weisung zur Leibbeserregung als zu den Gedankenrelationen enthält, solange nicht die elementaren Spiele der Aufmerksamkeit in Rechnung gestellt

sind, hat man noch nicht den ersten Schritt weg vom schönrednerischen Dilettantismus gemacht. Und da keine Kunst ohne Individualität der Künstler möglich ist, so ist eine Basis der Ästhetik eine Charakterlehre, die aber durch die armseligen Experimente über sogenannte individuelle Differenzen nicht die geringste Förderung erhalten kann.

*

Die Kunstgeschichte, an und für sich von größtem Interesse, trägt nichts bei zu einer eventuellen Aufstellung allgemein geltender Schönheitsgesetze, ob jene nun die Anschauungen und Arbeitsmanieren zivilisierter Völker darstellt oder, innerhalb der Ethnographie, die der primitiven Völker. Die Beschreibung der Modifikationen der bei verschiedenen Kulturzuständen, also relativweise, Gefallen erregenden Naturdinge und Kunst Dinge beweist weder, daß ein absoluter Geschmack unmöglich wäre, noch könnte sie zu einer Regelung für den absoluten Geschmack beitragen.

Die Künstler waren lange Perioden hindurch an Voraussetzungen gebunden, die außerhalb des ästhetischen Gebietes lagen. Sie mußten sich an Phantasien über Götter und an ihren Dienst anpassen, der Ausschmückung von Kulturgebäuden den geforderten Tribut zollen, bis sie endlich freier wurden in der Stoffwahl, in ihrem Stiltrieb, bis ihre Werke sich von dem außerästhetischen Hintergrunde loslösen konnten. Andererseits müht sich eine Kunst öfter lange ab, um eine Ähnlichkeit zu einer anderen zu gewinnen, zum Beispiel die Malerei zur Skulptur. Ist man nun in der Kunst schon ganz frei davon, sich irgendeinem äußeren kunstfremden Interesse anzupassen? Über die Weiterentwicklung oder über Ziele der Kunst kann aber die Kunstgeschichte allein, wenn ihr nicht höhere psychologisch-ästhetische Prinzipien zu Hilfe kommen, gar keinen Aufschluß geben.

*

Eine aussichtslose Bestrebung wäre es, der Beurteilung der Schönheit einen absoluten Kanon zu oktroyieren. Freilich, wenn ein Werk alles Gute ohne jedes Problematische vereinigt, ist es natürlich das vollkommenste. Wenn es aber, wie fast immer, Mängel hat, welches sind diejenigen, die es um den Preis bringen? Welche Vortrefflichkeiten müßten prävalieren? Darauf läßt sich nun kaum eine Antwort geben. Man könnte zwar die Regel aufstellen wollen, über einem Werke der Kunst müsse Abgeklärtheit, Klarheit, Behaglichkeit und insofern also Heiterkeit auch im Sturme, ruhige Sicherheit in der Darbietung, im Vortrage liegen. Wenn ein Künstler sein Werk vielleicht auch mit Schwermut und Pein beginnt, wird er in der Durchführung doch Fassung und Heiterkeit gewinnen. Indessen könnte ein Werk auch trotz seiner Unruhe und Unausgeglichenheit unwiderstehlich mitreißen. Es müßte zum Beispiel von den folgen-

den, zunächst scheinbar wertvollen Kategorien keine als absolutes Postulat gelten: reichliche, üppige Sinnlichkeit oder knappe, begriffliche Klarheit; durchsichtige Offenheit oder lockende Heimlichkeit; Sonderbarkeit oder leichte Zugänglichkeit usw. Freilich, ein Werk ist abzuweisen, wenn es nur verworren, nur inkorrekt, nur unprägnant, nur unruhig ist. Aber es ist schwer einzuschätzen, sobald es irgendwelche Vorzüge und damit eine Macht über das Gemüt durch an sich unbezweifelbare Qualitäten erreicht, demgegenüber man Eigenschaften, die an sich tadelnswert sind, in den Kauf nehmen sollte. Wir sollen hier selbstverständlich nicht einem ästhetischen Subjektivismus und Relativismus das Wort reden, einer zügellosen Willkür, die zur Auflösung jeder Kunstart und zu ephemeren Zufälligkeiten treibt. Aber wo ist der absolute Kanon und die Gradation für Kunstwerke? Die guten allgemeinen Regeln sind zu dürftig, haben zu wenig beherrschende Direktionskraft und keine rechte Tragweite gegenüber individuellen, affektvollen Spezialitäten. Wenn es auch innerhalb aller fortschrittlichen Veränderungen, aller Phantastik und Romantik eine gewisse, bloß die Wirklichkeit spiegelnde, wirklichkeitstreue, künstlerische Art gibt, wird dieser eventuelle Klassizismus nicht doch auch mit der Zeit durch die freier schwärmende Ornamentik gebogen?

*

Beruhet nicht manche Regel, die den Charakter des absolut Notwendigen zu besitzen scheint, doch nur auf einer gewissen Gewohnheit – zum Beispiel die Regel der Symmetrie, des Gleichgewichtes, der gleichmäßigen Verteilung? Die Naturgegenstände, Blätter, Organismen, bieten uns natürlich tausendfach das Bild der Symmetrie – freilich schon einer nicht ganz genauen, sondern nur ziemlich frei variierten Symmetrie. Die Bildungsgesetze der Natur, aber auch diverse menschliche Techniken, wie Töpferei usw., drängen sehr leicht zu einer symmetrischen oder strahlenförmigen Gestaltung der Produkte. Ein Mensch, der sich nun vor ein Bild, vor dessen Mitte stellt, wird seiner Aufmerksamkeit gegen die eine Hälfte des Bildes bezüglich ihrer Massen nicht mehr Arbeit auflasten wollen als seiner Aufmerksamkeit gegen die andere Hälfte; er wird also eine gewisse gleichmäßige Verteilung, eine Art Symmetrie zwischen rechts und links, vielleicht auch zwischen oben und unten verlangen. Wir wollen durchaus nicht etwa die Forderung anregen, die Menschen sollen sich nicht mehr vor die Mitte eines Bildes stellen, sondern sich langsam von einer Seite desselben zur anderen schieben. Aber es ist doch immerhin fraglich, ob dieses Bedürfnis nach Symmetrie in Gewohnheiten und allverbreiteter Konvention wurzelt oder in der Tiefe physiologischer Konstitution des Menschen? Kurz, Ratlosigkeit neben Ratlosigkeit.

*

Steht es nun schon so schlecht um unser Wissen über die ästhetischen Empfindungen und die Konstitution ihrer Erreger, so wird die Situation dadurch noch trüber, daß das Schaffen der Künstler ganz im dunkeln liegt; denn unsere Begriffe vom Schönen sind ja vielleicht schließlich nur aus den Werken zwingender Künstler abgezogen. Die Formen der Natur bedeuten für die Kunst noch wenig. Statt des Akanthusblattes könnte man noch hunderterlei Blätterformen und Gestalten niederer und höherer Tiere in Kunst und Kunstgewerbe einführen. Das würde dem Künstlertum nicht aufhelfen. Denn erst die abgepaßte Verwendung solcher Formen und ihre Stilisierung macht aus ihnen Kunstmotive und solche Behandlungsweisen müssen aus der Schaffenden eigenem Geiste kommen. Alle Schönheit offenbart sich aber nur innerhalb gewisser Charakterarten, und diese Charaktere, wie Ernst, Schwere, Wucht, spielerischer Sinn, Spottlust, Tröstung, stammen nur aus dem Gemüt des Schaffenden.

Die große Individualität zeigt sich erst in der freien Erfindung; schon deshalb ist der musikalische Komponist der eigentliche Künstler. Auch in der bloßen Wiedergabe der Natur kommt zwar die Charakterindividualität des Artisten zur Geltung. Aber sie braucht nur die genehme Auswahl aus der Natur zu treffen. Eintöniges und Buntes, Rissiges, Knorriges und Glattes bietet die Natur überall; sie hat tausend Landschaften, die jedermann traurig stimmen müssen, und wieder tausend, die jedermann heiter stimmen müssen; sie hat Sorten von Dingen für alle Sorten von Charakteren, und in ihr das zu finden, was man sucht, ist leichte Arbeit. Aber die freie Erfindung, obschon sie auch in der Natur und im menschlichen Leben die Elemente und Rudimente für ihr Werk findet, muß diese erst aus eigener Initiative zusammenrücken, akzentuieren und umgestalten zu Heiligkeit, Demut und Jubel, wie man sie in der Natur nicht findet. Das ist größte Kunst.

Solche Schaffenskraft würden wir dann wirklich verstehen – über ihren Wert schwätzen, heißt aber noch nicht sie verstehen –, wenn wir ihren physiologischen Mechanismus kennen würden, von dem wir indessen keine Ahnung haben.

*

Das dürfen wir aber sagen: um große Erschütterungen des Aufmerkens, um das Talent des ewigen Staunens handelt es sich gewiß dabei. Für den Maler etwa ist jede Erscheinung etwas Magisches, in dem Sinne, daß er darüber verblüfft ist, wie sich das gleiche Wesen in fortwährenden, durchgreifenden Alterationen offenbart. Man sieht zum Beispiel, einem Hause gegenüberstehend eine Reihe Fenster des Hauses in der Front, in ihrer natürlichen Breite; sieht man dieselben Fenster fernab von ihnen stehend, so haben sie sich in eine Schar naher paralleler Linien verwandelt, unter Veränderung ihrer Licht- und Schat-

tenverhältnisse. Derartige Eindrücke ergreifen den Malersinn mit einer Stärke wie mit Zauberei. Verkürzungen, Zusammenrückungen, Farbenwechsel, gewaltige Schattenwürfe stürzen ihn von einem Wunder ins andere. So lebt seine Aufmerksamkeit von einem eigenartigen Entschlüpfen und Wiederaufleuchten der Dinge. Und vermöge dieses Aufmerksamkeitsspieles ist alles Schöne eigentlich zauberhaft schön.

Und fügt man hierzu, daß in allen Erscheinungen der Natur, im Farbenwechsel der Wolken und des Wassers, geheime Kräfte zu walten scheinen, daß es so ist, als würden dort überall Trauerfeste oder Freudenfeste gefeiert werden, so sieht man, daß kein Kunsttrieb ohne mystischen Sinn möglich ist.

Aber auch diesen mystischen Sinn sollte die Physiologie mechanisch getreu abbilden.

In der Erkenntniskritik und in der Kunst – die absolut unbekanntem Faktoren.

*

Die gewöhnliche Ästhetik ist aber so borniert wie ein Mann, der auf die Frage, warum er gerade dieses Mädchen liebe, zum Beispiel antwortet, weil sie eine kleine Nase habe. Wie können sich die Leute nur darin gefallen, von einzelnen künstlerischen Individualitäten sprechend, so ganz äußerlich deren zutage liegende Eigentümlichkeiten in langatmigen Essays zu wiederholen – da sie doch von den Elementen der Charaktere überhaupt keine Idee haben! Wer kennt die Norm für die innere, eigene Befriedigung des Künstlers?

Um den Zustand bei der Empfindung des Schönen zu beschreiben, müßte man den Zustand des ganzen Leibes bis zum Gehirn hinauf beschreiben können. Vielleicht fühlt sich jetzt jemand angeregt, mit dieser Forschung zu beginnen, indem er die Tiefe der Atemzüge dekolleierter Frauen beim Anhören von Liedern mißt. Man müßte wissen, wieso aus dem Gehirn eines Komponisten sich ein Motiv losreißt, das seiner ganzen gegenwärtigen Leibeskonstitution entspricht, förmlich die Entspannung seiner Gesamtspannung bedeutet, und sohin geeignet wird, das Gehirn anderer Menschen zu revoltieren und zu beleben. Das Genießen begreifen wir nicht, das Schaffen begreifen wir nicht – und da wagen Leute, uns mit Ausdrücken wie Intuition abzuspüren.

F. Ethik

Man kann auf die Idee kommen, um sich selbst oder andere Menschen den Verwirrungen, Schmerzen, Ängstlichkeiten und Irrungen des Tuns und Lassens zu entreißen, feste Ziele und Wege abzustecken, Richtlinien für die Lebensfüh-

rung, ethische Maximen aufzustellen. Diese eventuell ausgearbeitete Kunstanweisung der Lebenshaltung, also die Ethik, wäre gar nichts Philosophisches – obzwar man gewöhnlich und besonders im Altertum gerade jene Leute, die konsequent eine Lebensart festhalten oder viel über Moral reflektieren, Philosophen zu nennen beliebt. Eine solche Ethik, allgemein gesprochen, hat ja nicht notwendig eine Beziehung auf universelle, kosmische Angelegenheiten, sondern ist prinzipiell nur ein Reglement des Individuums oder der Verbände, also nicht Philosophie, sondern Anthropotechnik, eine sehr wichtige Angelegenheit, aber zur Gattung der Pflanzenkultur oder Viehzucht zu rechnen, wenn auch diesen an Wichtigkeit überlegen.

Nur unter besonderen Umständen, akzidentell, kann die Ethik einen Anschluß an die Philosophie gefunden haben, wenn nämlich universelle Prinzipien benützt wurden, die menschlichen Verhaltensmaßregeln zu begründen, wenn also zum Beispiel aus der Gottheit Gesetze für das menschliche Handeln erfließen, sei es aus einem von der Welt separierten Gotte oder aus einem der Welt innewohnenden und alle Menschen durchdringenden pantheistischen Prinzip.

Da durch rationale Überlegung keinerlei Erkenntnis einer Gottheit gewonnen werden kann, da weder Materie an sich noch Geist als irgendwie deutliche Momente zugelassen werden dürfen, da uns über die sinnlichen, ausgedehnten Vorkommnisse hinaus jeder wahrhafte, jeder wirksame Faktor unbekannt ist, so ist der Versuch auf universell philosophische Fundamente eine Ethik zu basieren, rational ausgeschlossen.

*

Wenn die Quelle, aus der ethische Vorschriften herfließen, eine besondere Weihe und Würdigkeit, einen absoluten Wert in Anspruch nehmen dürfte, dann wäre man gezwungen, den Regeln zu genügen, die Ethik würde ein Pflichtennormativ geworden sein. Es gibt aber keine Quelle von solchem autoritativen Charakter; folglich gibt es auch keine Pflichten, keine Tugenden, keine Sittlichkeit, denn das sind lauter Begriffe, die nur unter der Voraussetzung von Geboten, die der natürlichen Willkür oktroyiert werden, einen Sinn haben. Auch die Staaten sind, wie wir sehen werden, leider keine absoluten Werte an sich. So bleibt für jede Ethik nur die bescheidene Aufgabe, dem Menschen allein oder in Gruppen auf kürzere oder längere Zeit hinaus Ratschläge zu geben, die irgendein supponiertes Wohlbefinden fördern; sie würde nur dem menschlichen Nutzen, das Wort im allgemeinsten, unverbindlichen Sinne genommen, dienen können, also utilitarisch sein, und die relativ beste psychische Diät und Hygiene angeben.

Das meiste, was in Hinsicht ethischer Führung Propheten und Professoren, Dichter und Dilettanten gesagt und geschrieben haben, gehört zu dem Uner-

sprießlichkeiten, was menschliche Überhebung, Verblendung und Kurzsichtigkeit hervorgebracht haben. Die Ethik, als eine allgemeine Kunst genommen, kann keine alltragende, wohlfundierte Plattform gewinnen; und ethische Weisheit. Sicherheit ist nur bei ganz wenigen gewesen.

*

Es fällt uns nicht ein, zu beanspruchen, zu diesen wenigen Unentwegten gezählt zu werden, obzwar wir uns mit sorgsamem Bemühen der Leitung der Schutzbefohlenen widmen. Wir wollen nur die Leitsätze, die von einer vorurteilslosen ethischen Überlegung geschaffen werden – in denen übrigens alle ethisch-literarischen Bewegungen, gebilligt oder überwunden, eingefangen erscheinen –, in Kürze, in einem Zuge darlegen und dann einige erläuternde Bemerkungen hinzufügen.

1. Jede historische, genetische Begründung einer Ethik, die für eine Gegenwart gelten soll, ist verlorenes Spiel. Die Aktualität kann nicht durch Ideen, die in vormaligen Verhältnissen wurzeln, satzungsmäßig beherrscht werden. Gewiß fühlt sich Gegenwart von Vergangenheit abhängig, aber sie kann ihr Ich nur widerwillig tragen. Der Umstand, daß irgendeine Lebensmaxime früher gegolten hat, begründet wohl eine große konservative Macht, aber er ist kein Grund, dieser Lebensmaxime dauernden Wert beizumessen. Da alles im Flusse ist, ist auch alles zerfließend. Und wenn man einem sagt, diese Vorschreibung ist für dich bindend, denn sie ist ein historisch gewordener Imperativ, so muß er antworten, ein historischer, also relativer Imperativ trägt in sich geradezu die Herausforderung, abgeändert zu werden.

2. Die Versuche, einem Menschen sein Verhalten durch Hinweise auf exemplarische, ihm geistig überlegene Menschen vorzuzeichnen, sind, in Anbetracht der Inkommensurabilität der Individuen, töricht.

3. Jeder Mensch will sein möglichst starkes und möglichst lang andauerndes Wohlbefinden, worin immer dies bestehen mag, gemäß den Bedürfnissen seiner Natur. Jeder Mensch will also ein seiner Natur genehmes, adäquates Leben.

4. Es wird sich in der Ethik besonders darum drehen, im Hinblick auf die perennierende Konstitution eines Individuums oder eines menschlichen Beisammenseins, von einer durch einen verführerischen Moment nahegelegten Handlung abzuraten. Denn dürfte man sich einfach gehen lassen, ohne sein Verhalten, getroffen durch dessen Folgen für das Wohlbefinden schlechthin oder für die Stellung zu den begegnenden Menschen, bereuen zu müssen, so wären Überlegung, Rat und Ethik ganz überflüssig. Es wird sich also besonders darum drehen, zu raten, eine Lust aufzugeben oder zu modifizieren oder eine andere zu wählen oder den Egoismus einzuschränken oder auszuschließen. Bei

manchem Menschen drehen sich seine Wünsche durch die ganze Windrose möglicher Ziele.

5. Gut oder edel werden solche Handlungen von den Zuschauern genannt, die ihnen, den Passiven, Nutzen bringen. Es ist natürlich, daß sie solche Handlungen loben; ja sie fordern sie sogar jeweils von den Handelnden, wissen sich aber, wenn sie selbst aus kritisierenden Beobachtern zu Akteuren werden sollen, eben diesen Forderungen zu entziehen.

6. Es gibt, mangels einer ehrwürdigen, furchtbaren, pflichteisenden Gewalt, für den Rationalismus kein theoretisches Mittel, die Berechtigung des Egoismus zu widerlegen. Es gibt für den einzelnen kein Unrecht, solange sein durch das zu prüfende Verhalten herbeigeführter Gesamtseelenzustand ihn befriedigt. Alle Hinweise auf natürliche Sympathie mit den Menschen, auf Empfänglichkeit für gesellschaftliche Harmonie, Konkordanz, auf Schätzung, Aussicht auf Lob oder Tadel usw. prallen sinnlos ab an der Theorie des Renitenten vom erlaubten, schrankenlosen, sich gegenüber allen Hemmungen behauptenden Egoismus. Ob diese so absolut egoistisch Gesinnten ihre Tendenzen, bedroht, bekämpft durch die Mitwelt, durchführen können, ist eine andere Frage, eine Frage der Praktiken.

7. Jeder müßte die wahren Bedürfnisse seiner Natur kennen, ob sie auf selbstischen Genuß oder auf Freundschaft und Wohltun gehen, altruistisch sind. Das Bedürfnis, anderen wohl zu tun, also Altruismus, kann man nicht, ohne alles zu verwirren, Egoismus nennen, obgleich auch jenes Bedürfnis, wie jedes, in der individuellen Natur des Ich wurzelt. Oft erscheint ein Wert für ein Individuum durch ein Bedürfnis auf immer gesichert, geprägt zu sein, während er sich doch bald als vergänglich herausstellt, nur durch eine flüchtige abänderbare Gewohnheit geschaffen. Man könnte insofern sagen: handle so, daß du dir nie ekelhaft werdest – wenn man nur wissen könnte, ob man sich nicht später durch eine früher entsprechende Handlungsart ekelhaft werden wird.

8. Jeder bloß auf rationalem Boden Stehende ist frei, auf Grund seiner Bedürfnisse, sein Lebensprogramm im großen und kleinen zu entwerfen und durchzuführen, und keinerlei Theorie hat ein Recht, ihn zu beeinflussen.

9. Hingegen lassen sich einige Winke, die gewissermaßen schon auf analytischer Logik beruhen, jedermann geben, zum Beispiel: daß innerlich bleibender Neid wohl aufreibend, aber nutzlos ist; daß es nutzlos ist, dem Unabänderlichen nachzusinnen; und anderes hierher Gehöriges, was Spinoza in unübertrefflicher Kraft dargeboten hat.

10. Unter der Voraussetzung, daß es einem gegeben ist, unabhängig von Erziehung, zufälligen Gewohnheiten und Manieren, alle Arten von Freuden kennen zu lernen, also alle Gegensätze, für sich allein Genießen und den Genuß teilen. Beifall der Menge und Selbstgenügsamkeit, Befriedigung der Rachsucht und verzeihende Milde usw. – unter dieser kaum realisierbaren Voraus-

setzung – wird er wohl, mit Sokrates, den Altruismus, die Wahrhaftigkeit, Freundlichkeit, Bescheidenheit, Treue und Güte wählen. Aber niemandem, der nicht durch seine Natur schon dazu neigt, es zu glauben, kann man beweisen, daß es das Fröhlichste und Nützlichste ist, ehrlich und genügsam zu sein und an sich zu vergessen, und daß er sich in dieser Verfassung so frisch fühlen werde wie nach einem erquickenden Bade. Das Beste wird es wohl sein: nicht nach Glück zu verlangen.

11. Für seine Lieben zu sterben, ist nicht schwer. Wer den Mut hat, kann noch mehr denken: daß es auch das Befriedigendste, also das Fröhlichste sei, sich für fremde Wohlfahrt zu vernichten.

12. Der Egoist ist unwiderleglich, aber er ist ein Feind jedes einzelnen und aller, und er darf sich daher nicht beklagen, er muß es vielmehr gutheißen, wenn jeder, so er es vermag, ihn zu zermalmen trachtet. Leider findet selbst der krasse Egoist seine Gönner aus Egoismus. Aber im allgemeinen bleibt es klar, daß krasse Egoisten, seien es Personen oder Staaten, Feinde der Menschheit sind, hingegen wohlwollende, nicht gewaltsame, zum Ausgleich bereite Personen oder Staaten – Freunde der Menschheit.

13. Der einzelne und die zufälligen Interessenverbände treffen, soweit möglich, Schutzvorkehrungen gegen alle Arten von Übervorteilungen, Ausnützungen und Bedrängungen. Was der Verteidigung des Egoismus gegen einen fremden Egoismus dient, ohne größeren Schaden zu stiften, als dieser anrichten könnte – ist das Recht der Verteidiger. Jeder ist zugleich Angreifer und Verteidiger. Jedes Recht ist Notrecht. Um einen solchen Schutzwall aufzurichten, bedarf es wiederum der Macht.

14. Die historisch zufälligen Vorstellungen über das Maß und die Art von Schutzvorkehrungen gegen Gewalttätigkeit, Ausbeuterei und Verkürzung geben die Definitionen für die in Gesetzen, Gewohnheiten, Beurteilungen zum Ausdruck kommenden Rechte. Da nur jeweilig gewisse Interessenkreise die Macht haben, sich gegen Beeinträchtigung durch andere zu schützen, so gibt es nur Spezialrechte und noch keine allgemeine Gerechtigkeit.

15. Was man gewöhnlich als Sittlichkeit und Moral bezeichnet, ist nur ein relatives Gebot, ausgegangen von dem Schutzbedürfnis jeweilig etablierter Interessenmächte.

16. Man sucht den jeweilig verpönten Egoismus auch durch Erziehung und Vorbild zu dämpfen, so daß das ruhige Sicheinfügen in die Verbände, in die Gesellschaft zur Gewohnheit werden kann und für natürliche Selbstverständlichkeit gehalten wird.

17. Mancher Staat ist Egoist, als solcher frei und unwiderleglich, aber als solcher auch ein Feind der Menschheit und vom Standpunkt der Menschheit

ausrottungswert. Es ist aber möglich, daß auch ein einzelner Staat das Banner der Menschheit entrollt und für allgemeine Rücksichtnahme, Vereinbarungen, gleichmäßige Befriedigung der Kulturbedürfnisse aller Staaten eintritt.

18. Die Menschheit als Ganzes schützt sich bis dahin vor den seitens einzelner Staaten drohenden Bedrängungen.

19. Erst bis der Schutz aller gegen alle ausgedacht sein wird, die interhumane Interessenkompensation ausgerechnet sein wird, wird man wissen, was Gerechtigkeit ist.

20. Im allgemeinen lassen sich gewisse Tendenzen wie folgt zusammenfassen: Eine bündige Widerlegung des Egoismus aus der Argumentation der Menschenfreundlichkeit heraus gibt es nicht, aber wir wollen alle zur Liebe zwingen. Wer sind die „Wir“? Eben die, die zur Liebe zwingen wollen. Und mit welchem Recht? Ohne Recht! Nur vom Traum und Wunsch eines möglichst allgemeinen Wohlergehens zufällig erfüllt.

*

Das ist also das Aussehen der Ethik! Statt Leitung und Bestimmtheit – Unsicherheit, Unbestimmbarkeit, Ratlosigkeit, Hilflosigkeit. Nicht mit Unrecht denken so viele: laßt uns aus mit euren ethischen Reden; Sorglosigkeit, Klarheit und Frieden gibt es hier nicht, laßt uns fühlen und leiden, erleben und sterben; es ist alles unsagbar.

Einiges zur Festigung des in den Leitsätzen Zusammengedrängten. Die Geschichte der in den verschiedenen Jahrhunderten herrschenden Gewalttätigkeiten, Rücksichtslosigkeiten, Lüsten und Verstellungen, also die Sittengeschichte, geht nur die allgemeine Kulturgeschichte an. Die Reihe der sogenannten philosophischen Theorien mit ihren Kurzsichtigkeiten, ihrer selbstgefälligen Rhetorik, dem fortwährenden Danebentreffen bietet ein Bild der Langweile. Man bedenke doch: das einzige Ziel der Ethik – einer Technik! – wäre: meditieren, um zu helfen. Aber wer hat jemals geholfen? Kann der arme NIETZSCHE uns ein Führer sein? Aber auch der kategorische Imperativ KANTS ist ein verdrießliches Gefasel. Und gar der moderne, hohle, unbegründete, großartig gestikulierende Neidealismus! Jede Beschäftigung mit Ethikern ist Zeitverlust, sie verdienen nicht mehr als kurzen Spott. Man bedenke, die Menschen wollen Führung, Behebung ihrer Zweifel, Ruhe, Seelenheilung oder Heiligung – und die vernünftelnden Theorien, die ja die strikten Gebote und Verheißungen der Religion ersetzen müßten, geben kokette Prospekte, Deklamationen und Phrasen, mit denen man keinen Hund hinter dem Ofen hervorlockt. Mit Aperçus und Sprichwörtern kann man dem Menschen keine Hilfe bringen, und ein allsorgliches System, von dem man Hilfe erwarten dürfte, ist in sich, mangels autoritativer Prinzipien wie Spezialisierung, unmöglich. Das Leben nur

weniger Männer, die erhabene Lehren vortrugen, war im Einklang mit diesen. Tritt man an die alltäglichen Probleme der Millionen Menschen mit den landläufigen ethischen Theorien heran, so erregen diese durch ihre groteske Hilflosigkeit nur Gelächter, und es ist nicht die geringste Aussicht, daß sie die gewöhnlichen ethischen Institutionen entweder widerspruchlos motivieren oder reformieren könnten.

*

Die an sich hochbeglückende Liebe zum Vaterland gibt keinen evidenten Aufschluß über Recht und Unrecht. Der Staat ist keine ethisch absolute Autorität, er ist wohl eine dem einzelnen weit überlegene, aber keine durch ein Offenbarungsrecht superiore Macht; er ist kein Ding an sich, sondern nur Mittel für allseitige Wohlfahrtszwecke seiner einzelnen gegenwärtigen und künftigen Teile, seiner gegenwärtigen Glieder und ihrer Nachfahren. So wollen es auch die Staatsoberhäupter. Dabei ist unter Wohlfahrt nicht etwa allein materielles Gedeihen verstanden, sondern auch Ausbildung des Geistes und Gemütes. Das Geschütz ist des Geschosses wegen da; dennoch ist das Geschöß wenig ohne das Geschütz. Der Staat ist des Menschen wegen da; dennoch ist der Mensch nichts ohne den Staat.

Der leider argumentativ unwiderlegliche Egoist könnte sagen, er sei zu keinerlei Dankbarkeit oder Respekt gegen den Staat verpflichtet, denn das, was der ihm geleistet habe, sei von dem Staatsbürger durch Leistungen erkaufte worden; und wenn auch nicht, so fehle es doch dem Staate an einem geistigen Argument, um Dankbarkeit zu erzwingen.

Wäre der Staat ein absoluter Wert an sich, so müßte er auch von anderen Staaten für unantastbar gehalten werden; er gilt ihnen aber nichts, sondern er gilt nur den Seinigen etwas, und zwar nur dann, wenn er den gegenwärtigen und künftigen Seinigen im weitesten Sinne, materiell und ideell, nützt.

Jeder wird den Staat als einen überragenden Wert verehren; gerade darum hat eine falsche Theorie es nicht nötig, ihn als Selbstzweck auszugeben. Man bemüht sich, zu unserem Leidwesen, vergeblich, einen die Werte seiner Glieder übersteigenden absoluten Wert des Staates dadurch zu beweisen, daß man für ihn ein Gleichnis aus der organischen Welt sucht. Er solle etwa ein Individuum sein, die einzelnen Staatsangehörigen nur wie Elemente, Zellen, Blutkörperchen in ihm, der Wert wäre das Individuum selbst. Aber dieses Gleichnis genügt doch nicht, um auch wirklich zu beweisen, daß der Staat so ein Individuum sei. Zunächst ist das Gleichnis recht schief. Denn der Staat als solcher hat nicht wie das Individuum ein zusammenhängendes Bewußtsein oder Gefühl. Dann ernährt ein Individuum auch seine Elemente, Zellen, Blutkörperchen, indem es ihnen selbst Nahrung nicht nur ermöglicht, sondern verschafft und bereitet;

man wüßte aber nicht, daß der Staat als solcher so etwas für seine Elemente täte. Auch wissen wir ja gar nichts vom Wesen eines Organismus; und es scheint wohl, daß auch innerhalb eines Organismus jede Zelle zunächst nicht das für das Ganze Beste tut, sondern das für sie Beste tut, das hinterdrein dem Ganzen zugute kommen mag.

Man könnte auch andere beweis-unkräftige Gleichnisse anführen. Der Staat sei eine Einheit wie eine Architektur, ein Palast. Aber durch welche Argumente könnte man den Bürgern unwiderleglich beweisen, sie seien nur wie auswechselbare Ziegel? Die übrigens so notdürftige, gar nicht allseitig umfassende Organisation eines Staates gewährt den Gleichnissen vom Organismus kaum eine Hilfe und beweist nicht, daß sie irgendeiner anderen Wohlfahrt dienen solle als der seiner Glieder. Wenn die Staatsangehörigen auch wissen, daß sie kraft der Übermacht der Behörden und der Verteilung der Erde unter die Staaten den Staaten überhaupt nicht entfliehen können, so wird man ihnen doch nie beweisen können, daß der Staat ein sich selbst genügendes Idealgebilde mit einem idealen Überzweck sei, sondern sie werden immer glauben, daß diese Institution nur ein wechselvolles, aber einsinnig dirigiertes Kollektivum sei, das dem größtmöglichen materiellen und ideellen Nutzen seiner Mitglieder und den Folgegenerationen dienstbar sein solle. Man könnte schon sehr zufrieden sein, wenn die Staatsbürger sich wie Glieder einer Familie fühlen würden – und auch diese ist doch kein Ding und Wert an und für sich.

Wenn die Gleichnisredner etwa sagen wollten, der Staat sei für sich selbst Zweck wie ein Baum gegenüber seinen Teilen, so müßten sie, abgesehen von der sie treffenden Beweislast, doch sich deutlich machen, daß der Zweck des Baumes nur seine eigene Form wäre und daß demnach der Zweck des Staates auch nur seine Form wäre. Das ist aber ein inhaltsloses Gerede, denn was wäre die Form des Staates? Etwa sein Oberhaupt, oder seine Verwaltungsorgane, oder seine Verfassung? Gewiß nicht! Die Form des Staates bliebe eine unbestimmbare, ungreifbare Fiktion, wenn sie nicht eben klarerweise die Veranstaltungen zum Wohle der perennierenden Staatssubstanzen sein soll.

*

Unsagbar komisch, eitel, gewissenlos ist es, wenn man die ethischen Ratschläge erteilen will mittels der Rekommandation eines Vorbildes. Die vollständige Unähnlichkeit der persönlichen Konstitutionen, die Unnachahmlichkeit eines fremden und noch dazu großartigen Geistes und seines Gemütslebens sind zu einfache Dinge, als daß man sich mit einer allgemeinen Kritik dieses geckenhaften Rates aufhalten dürfte. Nur über einen Mann, den die modernen Großtuer oft als Muster hinstellen, ein paar Worte, über Goethe. Abgesehen von unklar pantheistischen Schwärmereien, hatte Goethe den rein

humanistischen Wunsch, sich zeitlebens gegen Störungen stark im Gleichgewicht zu erhalten, einen Wunsch, den er in denkbar markigster Weise bei Spinoza formuliert fand. Wollte einer so kindisch sein, zu meinen, Goethe hätte sich den seine Bedürfnisse auf ein Minimum reduzierenden Spinoza zum Exempel nehmen wollen, so müßte er zugeben, daß Goethe in seiner Imitation kläglich Schiffbruch erlitten habe. Die unerschöpfliche Lebenslust trieb vielmehr den Dichter dazu, zuvörderst resignationslos alle Gefühle, alle Erregungen durchmachen zu wollen, und so führte ihn die Lebensfülle aus einer schiefen Position in die andere, aus denen er sich nur unter großen Verlusten retten konnte. Aus dem Liebesverhältnis zur holden Friederike Brion mußte er flüchten, aus dem Hofdienste mußte er flüchten, aus seinen Beziehungen zur Frau von Stein mußte er flüchten, und in schielende Verhältnisse, wie anfangs zu Christiane Vulpius, gerät er öfter gegenüber Personen und Dingen. Seine prachtvolle, elastische Natur half ihm immer wieder auf die Beine; so wie er seine körperlichen Krankheiten bald überwand, so wurde er auch seine geistigen Leiden nach einigen Kämpfen wieder los. Er wurde vom Leben übel gemeistert und wußte sich nur hinterdrein wieder zu erholen; er konnte das Leben nur scheinbar hinterdrein in Reflexionen meistern, wenn er der Gefahr mit Not entgangen war. So ist kein Muster! Als Muster dürfte etwa einer dienen, der nach einer von Irrtümern nicht freien Jugendzeit, indes doch noch in jungen Jahren die Gefahren klar voraussieht und sie vorher umgeht, aber nicht überall selbst Lehrgeld zahlen muß.

Könnten nur diese einfachen Betrachtungen, wie die übrigen dieser Schrift, dazu dienen, die aufstrebenden Menschen von den Schwätzern abzuziehen und zu ehrlicher Selbstbesinnung zu ermuntern; „sei er kein schellenlauter Tor“. Man kann nicht mit diesem großen Mann kühn und mit jenem großen Mann vorsichtig sein wollen, mit Dem rücksichtslos und mit Jenem aufopferungsvoll usw., sondern muß frühzeitig erkennen, welches die ureigenen, tiefen Bedürfnisse sind und durch eigenes Kalkulieren sie zu jener notdürftigen Harmonie bringen, die bei der Übermacht des Weltlaufes und bei der eigenen Schwäche zu erreichen möglich ist.

Zunächst gibt sich jeder Mensch seine ethischen Regeln für sich, um sich glücklich zu machen, um sich vor Irrungen zu bewahren, um sich vor sich selbst zu schützen. Er kann sich auch eventuell der Regel unterwerfen, gegen andere nicht aggressiv zu sein, nur um sich ihrem Rückstoße nicht auszusetzen. Besteht aber irgendein Verband, und seit den ältesten Zeiten bestehen Interessengemeinschaften, der Jagdgefährten, der Familie, der Horde usw., so gibt er durch Verweise, Gebote, Rache, abfällige Urteile dem einzelnen die Direktiven, sei-

nen Egoismus zu begrenzen. Das also, was man gegenwärtig als Sozialethik ausruft, ist naturgemäß so alt wie die Welt, und alle die Volksmassen, die durch Gemeinschaft des Standes, der Wirtschaft, der Interessen vereinigt waren, wußten immer mit vollster begrifflicher Schärfe, daß sie von ihren Elementen ein Verhalten zu verlangen haben, das den Egoismus zugunsten der Partei einschränkt, und daß sie, auf dem Wege von Kompromissen, die egoistischen Tendenzen anderer gegenüberstehender Interessengemeinschaften restringieren wollen. Bestrebungen irgendeiner Korporation, ihre Mitglieder schlechthin edel, das heißt ganz selbstlos und allgemein hilfsbereit zu machen – kann es zur Zeit nicht geben. Die Ethik eines Verbandes ist, positiv genommen, sein wesentlicher Egoismus und, negativ genommen, die Beschränkung der Freiheit eines entgegenstehenden Egoismus.

*

Die ethischen Gebote, die das Individuum sich selbst, in der Hoffnung auf dauerndes Wohlbefinden, gibt, gehen auch gegen den Egoismus des Moments und in einem gewissen Sinne gegen die menschliche Natur. Die sogenannten Rätsel der menschlichen Wandlungen sind meist Wandlungen der Vorteilserwartungen.

Die Freude darüber, daß man derjenige gewesen ist, der etwas zuwege gebracht hat, der etwas Neues gesehen oder gesagt hat, ist noch ein harmloser natürlicher Egoismus, obzwar seine Wucherung den Menschen auch selbstgefällig, beschränkt machen und zum Schädling der Gesellschaft machen kann; dennoch wird schon durch diesen vorerst unschuldigen natürlichen Egoismus die Hingabe an die objektive Welt, ihre Größe und Würde, beeinträchtigt, und es wäre so von ihm abzuraten. Jeder glaubt, sich vorteilhaft von den anderen zu unterscheiden, gerade das am meisten wünschenswerte Talent zu besitzen; diese natürlichen Einbildungen sollen hier nicht betrachtet werden, vielleicht übrigens sind sie gar nicht natürlich, sondern durch die Gesellschaft gezüchtet – nur das soll hervorgehoben werden, daß die Ethik, indem sie dauernd glücklich machen will, gegen allverbreitete psychische Konstitutionen ankämpfen muß.

So ist es zum Beispiel natürlich, die Unterschiede zwischen Gelingen und Mißlingen, zwischen Lust und Unlust, zwischen den Graden von Lust sehr wichtig zu nehmen – die Ethik der Vorsicht aber wird raten müssen: schätze die Unterschiede nicht hoch, denke daran, daß durch die Gewohnheit die Freude abgestumpft und der Mangel unmerklich gemacht wird. Es ist psychisch natürlich, daß der Schmerz über Schädigungen uns tagelang beherrscht. Die Ethik aber wird raten müssen: setze dich sofort über jede Kränkung hinweg. So steht also die Ethik gewissermaßen gegen das psychisch Natürliche in uns. Deshalb können ihre Regeln erst im reiferen Alter besser befolgt werden, wenn die

stärkeren physischen Impulse sich zersetzt haben. Es ist aber nun zweierlei fraglich, erstens, ob der Ethik die Überwindung der Normalität beim Gros der Menschen gelingen kann, und zweitens, ob durch solche Ethik nicht etwa eine gewisse Ruhe, ein Indifferentismus erzeugt würde, der, anstatt zu einer Erstarkung, zu einer Erstarrung des Individuums und einer dumpfen Fortschrittlosigkeit der Gesellschaft führen könnte?

*

Ergib dich in den Weltlauf, grolle nicht über Geschehenes, Unabänderliches – das sind so die spinozistischen Regeln, die indessen nur gut sind für den Rückzug aus einer mißlungenen Unternehmung, die aber nicht in sich die Kraft haben, bei der Wahl irgendeiner Lebensweise als Direktiven zu dienen.

*

Auch über körperliche Schmerzen könnte die Ethik zur Not durch simple psychologische Klugheit hinüberheben, mittels Empfehlung von Geduld, Unterdrückung der in die Zukunft glotzenden Gedanken und Empfehlung einer das dumpfe Brüten überwindenden Arbeit. Freilich ein Mittel, sich über ewige Höllenschmerzen hinwegzusetzen, ist noch nicht erfunden.

Durch einfache Logik, durch Klugheit scheint Gemütsfreiheit gefordert zu sein. Auch der Neid, der eigentlich natürlich ist, indem dadurch, daß einer steigt, der Stehenbleibende tiefer zu stehen kommt, kann mit Aufgebot einfach kluger Überlegung bekämpft werden. Man muß bedenken, daß es nur ein dummer Zufall ist, daß man sich gerade mit einem speziellen Menschen in der Neidphantasie zusammenrückt, vergleicht, eine Belästigung durch eine törichte Laune, der man sich durch andere Phantasien entziehen könnte. Auch ist quälende Reue ganz nutzlos, daher verwerflich; nutzbringend wäre nur der Vorsatz, sich zu bessern oder den Schaden gutzumachen. Alle Erwägungen solcher Art wehren eigentlich nur die vollkommene Sinnlosigkeit ab. Töricht ist es auch, in sich zu leiden durch Mitgefühl für fremdes Leid; man müßte helfen, ohne zu leiden. Nun ist aber zu fürchten, daß einer, der nicht durch die Schule des Mitleids gegangen ist, nicht so leicht helfen wird. Es ist eine selten erreichbare Virtuosität erforderlich, um in sich unentwegt, ungebrochen heiter und doch teilnahmsvoll und gut gegen andere zu sein. Schier unlösbare Probleme, unbehebbare Schwierigkeiten.

Alle diese und ähnliche Vernunftträsonnements gehen nur auf den Menschen in sich, nicht auf die Möglichkeit seiner Konflikte mit anderen.

*

Den Ratschlägen, nicht das Ich überwiegend zu betonen, sich unsubjektiv den Dingen hinzugeben, keine hervorragende Rolle spielen zu wollen, nicht durch nutzlose Gefühle sich erschüttern zu lassen, und anderen Regeln steht unsere gewöhnliche Pädagogik entgegen, denn ihre Mittel sind meist Erweckung des Ehrgeizes und der Zerknirschung. Es hat also die auf Gemütsfreiheit abzielende Ethik, selbst wenn sie noch nicht das Gesamtverhalten regeln will, gegen die Natürlichkeit des Menschen, gegen die Erziehung, gegen die überall wirksamen Gewohnheiten der Umwelt zu kämpfen.

*

Welchen Schwierigkeiten werden nun erst die Ratschläge mancher Männer, à la Sokrates, begegnen, die da meinen, bei ganz gewohnheitsloser, vorurteilsloser, reiflicher Überlegung und Kenntnis aller möglichen psychischen Verfassung, wie Mißgunst und Wohlwollen – denn diese Voraussetzungen müßte man den absoluten Ethiken unterschieben –, Expansionsgier und Ergebung usw., stellte es sich als das beglückendste, beruhigendste Verhalten heraus: gegen sich gleichgültig, nur ein selbstloser Diener fremder Interessen zu sein. Dabei ist angenommen, daß diese fremden Interessen nicht den Interessen anderer Schädigung bringen – ein schwer zu beurteilender Kasus. Doch abgesehen davon; gerade gegenüber diesem psychologisch-ethischen Bilanzversuche wird der Egoismus, die Tyrannei, die Habsucht sich zum Kampfe stellen, wird sich gegen diese Kalkulation aufbäumen und klar und deutlich werden. Er ruft: Um meiner Freuden, meiner Ziele willen, nehme ich jede psychische Pein auf mich; die Lüge tut wehe, ich weiß es, doch will ich sie um des Sieges willen tragen; die Verstellung, Ruhelosigkeit, Feigheit, Furcht, sie tun weh, doch ich will sie, um des späteren Triumphes willen, ertragen; anderen Menschen Feind zu sein, vor Nachstellungen zu zittern – ja, es ist alles wie ein unerträglicher Gestank um uns, dennoch will ich alles ertragen und beim Siege vergessen. Wer so denkt, und die Millionen, die nach ihrem Vorteile schleichen und heucheln, denken so, ohne sich zu verraten, ist unwiderleglich, und die Anpreisungen der entgegengesetzten Gemütslage, der Selbstlosigkeit, sind ihm unverständlich.

Alle Schätze kann der Egoist erlangen, nur nicht das Ehrgefühl; denn Ehre ist nicht der Anspruch auf Anerkennung einer Kräftigkeit, sondern Ehre ist nur gerechter Anspruch auf Anerkennung selbstloser Treue.

*

Wer rät aber jetzt demjenigen, der gut sein will? Soll er die schädlichen Egoisten, wenn er kann, entlarven, bekämpfen, verfolgen, oder soll er sie ihrer eigenen Qual überlassen und ihnen das Feld für ihre Machterweiterung und Unterjochung der anderen freigeben? Wer weiß da den klugen Rat?

*

Und eine noch größere Schwierigkeit! Den Passiven ist alles, was ihnen nützt – das Gute; und nichts ist für diese Wackeren gut genug. Läßt einer sich für sie in Stücke hauen, wie könnten sie anders als ihm applaudieren? Wie weit nun geht der aktive Ratgeber des Guten mit seinem Rate, daß es am klügsten wäre, an sich zu vergessen, oder wie ein ähnlicher Rat lauten mag? Geht der Ratgeber des Altruismus bis zur Planke? Wir meinen nämlich die Planke im Meere, nach einem Schiffbruche, an die sich zwei klammern, die aber nur einen tragen und retten kann, und von der sich einer ins Wassergrab wirft, um sie dem anderen freizugeben. Ist der Moment vor dem Opfertode glücklicher, heiterer, gewissermaßen seelisch gesünder und daher ratsamer, als nach dem Tode des anderen, ein langes Leben? Ach, das ist für die rationale Ethik von der inneren Fröhlichkeit eine schwere Frage! Und kann sie diese nicht sicher beantworten, dann entsteht die Frage, wo ist die Opfergrenze, bei der ein Hingeben eigener Güter für fremde Menschen noch sicher befreiend und beglückend wirkt?

*

Doch wenn vielleicht auch diese hygienische Ethik des Eudämonismus, des Behagens, der Heiterkeit und Güte gegenüber der Selbstsicherheit des Egoismus im argen läge, jedenfalls hat sich die Gesellschaft, jeder große oder kleine Menschenzirkel seine Schutzmaßregeln, Gebote, Verbote, Strafen, gegen den Egoismus geschaffen. Wer als tatsächlicher Schädling erkannt ist, muß unschädlich gemacht werden – so denkt voll Entschiedenheit die Gesellschaft. Ja, es scheint sogar, vom Standpunkte der sich schützenden Gesellschaft müßte schon derjenige, der bloß die Tendenz zeigt, sich zum Schädling zu entwickeln, unschädlich gemacht werden. Das System aller von einem solchen Verbands erlassenen Gebote und Verbote bildet aber natürlich keine wahre Ethik, sondern nur sein Interessenregulativ. Es hätte zum Beispiel den Schein, als würde manche egoistische Tat von der Gesellschaft absolut zu perhorreszieren sein, zum Beispiel die Lüge. Dem ist aber nicht so; denn es kann die Lüge vom Standpunkte irgendeines Interessenverbandes einem feindlichen Interessenverbande gegenüber sogar geboten sein.

Wir waren bezüglich der Relativität aller Gemeinschaftsatsungen schon früher deutlich genug. Nur in einem Moment eines konfusen Schwindels, in der kurzwährenden Periode des Idealismus, konnte es scheinen, als wäre das Recht, wie die Sonne, eine Herrlichkeit in sich, und wäre, wie ein organischer Keim, etwas so Klares in sich, daß man seiner autogenen, zielbewußten Developpierung nur zuzusehen hätte. Bald mußte man aber das aussprechen, woran jeder Nichtphilosoph auch nicht eine Sekunde gezweifelt hat, daß das von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit verschiedene Recht nur einen speziellen Zweck

hat, und zwar den, gewisse, ganz konkret orientierte Gesellschaften und die konkreten Zustände in ihnen, die Machtfaktoren, die Wirtschaftsverhältnisse in ihnen und das damit Zusammenhängende zu verteidigen. Noch ist keine Harmonie der Interessen aller gefunden, und folglich gibt es noch keine Gerechtigkeit. Es gibt vorläufig nur die Fiktion einer die Menschheit umfassenden Gesellschaft, und manche Träumer stellen jetzt, da Rechte und Pflichten nur auf der Basis gewisser in ein vorübergehendes, labiles Gleichgewicht gebrachter Sonderinteressen ihren Sinn haben, Forderungen auf, deren Realisierung erst die Zeit eines universellen Menschheitsverbandes bringen kann. Eine Etappe auf dem Wege dorthin ist dadurch gekennzeichnet, daß nunmehr alle sich über die egoistischen Triebfedern aller klar sind, und daß der Egoismus sich nicht mehr mit dem Deckmantel hoher Ideale drapieren kann. Man weiß zum Beispiel, was das herrliche Wort Freiheit bedeutet: hier Schutz vor Ausbeutung, dort Möglichkeit der Ausbeutung. Und die Staaten vergewaltigen die Schwächeren durch ihre Konventionen, ihre finanziellen Abhängigkeiten usw., und es herrscht zwischen ihnen das durch diplomatische Formen verhüllte Faustrecht. Welcher Staat will einem anderen, welcher Stand will einem anderen Kultur bringen, nur um des Gedeihens des Fremden willen?

*

Wir wollen an einem Beispiel zeigen, wie die Vorstellungen über Sittlichkeit nicht absolut sind, sondern nur von Interesseninstitutionen abhängig sind, somit nur zur Begründung einer schwankenden relativen Verbindlichkeit ausreichen. Als Beispiel seien die Anschauungen über Schamhaftigkeit gewählt. Unsere Erwägungen würden von Haus aus, zu unserer größten Genugtuung, deplaciert sein, wenn die Frauen erklären würden, daß die voreheliche Enthaltbarkeit und die eheliche Treue dem weiblichen Gemüt etwas so Wesentliches, unverrückbar Naturgemäßes seien wie etwa der Wunsch nach Gesundheit, und daß die Sexualität von ganz untergeordneter Bedeutung sei, etwa nur eine animalische, entbehrliche Ergänzung der geistigen Liebe und Hingabe des Gemüts. Diese Erklärung dürfte aber, wenn die Heuchelei nicht besonders kühn auftritt, nicht so leicht erfolgen, und man kann im Gegenteil aus dem Benehmen der Frauen, wenn sie auch zu klug sind, um ihre Prinzipien zu verraten, entnehmen, daß ihnen jene genannten, vermeintlich sittlichen Forderungen gar nicht selbstverständlich erscheinen, daß sie unter Umständen sie als Gebote peinlicher Entbehrung empfinden, denen ihre Ideen von dem Sichausleben entgegenstehen. Sie scheinen die Sexualität doch höher, denn als bloßes, entbehrliches Komplement der Geistigkeit zu bewerten.

Wundernehmen könnte das nicht; machen in unserer materialistischen Zeit doch auch die Männer von der sexuellen Erotik viel Aufhebens. Sogenannte Theoretiker, die sich als Menschenkenner geben, wollen den Leuten einreden, daß alle Anstrengungen in der Wissenschaft, Kunst, im Lebenskampfe immer nur verkappte sexuelle Energie sei. Tatsächlich ist es umgekehrt: der allgemeine, physiologische Grundcharakter, der sich unabhängig von Erotik in allen Betätigungen erweist, zeigt sich auch, entsprechend seiner Individualität, sekundär in der Erotik, und diese ist nicht die Substanz seines Wirkens, sondern sie gesellt sich nur akzidentell zu vielen seiner Leistungen wie ein passender Schnörkel zum Grundzug.

Der sexuelle Genuß ist auch – selbst für den Don Juan – gar nicht wesentlich Wollust, sondern darüber hinaus ein flüchtiges Symbol für Freude an Schönheit überhaupt, an Glanz, an Besitz, an Vereinigung. Freilich manchem Unverständigen kam die Idee, als wenn jeder Genuß, die Freude an Natur, an Musik, erst in einer Liebesgemeinschaft seine Vollendung finden würde; solche Leute sind gewiß keine Naturenthusiasten und keine Künstlernaturen. Derjenige, der ein Musikwerk zum Beispiel würdigen will, muß außer dem spezifisch musikalischen Verständnis eine Fülle von Zweifeln, Kämpfen und Entwicklungen durchgemacht haben, und wenn er nun die kolossale Macht der Tonwelt empfinden hat und die Übermacht des schaffenden Meisters verehrt hat, müßte er sich als ganz armseliger Tropf vorkommen, wenn er glauben würde, Kuß und Umarmung seien eigentlich erst die Erfüllung der künstlerischen Verheißung.

Doch, um zurückzulenken: da solcher, flüchtigst stigmatisierte, triviale Unsinn grassiert, wäre es den Frauen nicht zu verübeln, wenn sie die Sexualität für einen absoluten Wert halten würden. Und die Entwicklung bei der Frau ist oft die umgekehrte des Mannes; während er nämlich ausgelassen beginnt und dann treue Liebe hochhält, beginnt die Frau mit Solidität und endet in Ausgelassenheit.

*

Eine Verabsolutierung des geschlechtlichen Genusses, die also zu vorehelichen und innerehelichen Freiheiten, schließlich zur Aufhebung der Schamhaftigkeit führen würde, wäre nun wohl denkbar und vielleicht nicht ohne Vorteile, aber sie wird von der öffentlichen Meinung sicher und streng zurückgewiesen, und zwar aus dem lediglich egoistischen Grunde, das Institut der Ehe ungefährdet zu erhalten. Dieses bringt unzweifelhaft dem Verheirateten außerordentlich viele Vorteile, und seine Erhaltung empfiehlt sich aus den triftigsten Gründen. Die Kinder könnten vielleicht außerhalb der Familie besser und zu gemeinnützigen Zwecken erzogen werden, aber die Mutterliebe, obschon sie nicht durch die Ehe geschaffen wird, entfaltet sich doch gewöhnlich

zu ihrer märchenhaften Pracht nur in der Ehe; von anderen Vorteilen der Ehe zu schweigen. Dieses Institut würde nun durch jene sexuelle weibliche Freiheit sicher gefährdet, denn, wenn auch an manchen Orten unter Grobfühligem und in Ausnahmefällen eine laxere Übung eintreten kann, so ist es klar, daß ein Mann keinen Anlaß hat, sich mit einem Weibe, das prinzipiell allen gehört und gehören mag, in einem opfervollen, dauernden Bunde zu vereinigen.

Es ist eine andere Frage, ob die Reinheit vor der Ehe nicht auch von den Männern verlangt werden soll. Es ist, nebenbei gesagt, notorisch, daß ihre Gemütsreinheit von jenen Freiheiten weniger alteriert wird als die der Mädchen. Doch wir lassen uns hier natürlich auf die Frage nicht ein, aus dem einfachen Grunde, weil, wenn die männliche Freiheit ein Unrecht wäre, nie der Satz gelten dürfte: gleiches Unrecht für alle.

Also nicht nur der Staat, sondern auch die inoffizielle, ideelle Gemeinschaft der Menschen hat ein Interesse daran, die Ehe und was aus ihr folgt zu erhalten, und verlangt aus diesem Grunde jene weibliche Reinheit. Ja, schon Begehrlichkeit müßte als Gefahr einer Institutionschädigung angesehen werden. Wenn aber nun das freidenkerische Weib durch diese Anschauungen über die Ehe nicht von ihrem Egoismus, von ihrem Spezialinteresse abzubringen ist, dann kann sie, im Hinblick auf die Respektierung und Despektierung der Institution, durch Geringschätzung bestraft, auch von der Ehe zurückgestoßen werden, aber keines wahrhaften Unrechtes überführt werden. Das alles ist eben typisch für den Zustand der Interessenethik. Keuschheit und Scham und desgleichen Habitus und Gesinnung auf anderen Gebieten können durch keine absolute Idee oder Autorität befohlen werden, sondern sind nur, gemäß einer willkürlichen Interesseninstitution, relative Imperative.

*

Da also in der Ethik überall nur Relativität herrscht, so ist leider der Auflehnung, des Widerspruches und des Wirrtales kein Ende.

Wenn einer aber, auf Grund bloßer Verstandesmeditation, sich eine höhere Welt schaffen will, wenn er in seinem Leben nicht der Phantasie, der Hoffnung, des Aufschwunges, der Feierlichkeit entraten will, dann möge er die egoistischen Bestien, auf die er stößt, niederhalten und es mit der Liebe und den Taten für die Menschheit versuchen. Kein Mensch kann alles Elend der Menschen, ihre Schmerzen, ihre Angst vor Unglück in sich nachfühlen; gerade derjenige wird das tiefste Gefühl für menschliches Leid empfunden haben, der die klare Vernunft in Bewegung setzt. Maßregeln für einen möglichst allgemeinen, ungetrübten, geisterhebenden Wohlstand auszudenken.

„Kein die Konturen verwischendes Dämmerlicht soll hier herrschen, sondern scharfe, weiße Beleuchtung, wie nachts in Operationsälen.“

(Entstehung der Charaktere, S. 4)

Charakterlehre¹⁾

Unsere Aufgabe

Wer nicht das wahre, reine psychologische Bedürfnis nach Erfassung der Grundnaturen der Menschen hat, wird unsere Mühe nicht begreifen. Die Leute fühlen sich wohl im Althergebrachten, oder es dreht sich ihnen um Auffindung schöner Worte, oder um die Schwierigkeit, hinter einen Charakter zu kommen, über Vertrauenswürdigkeit ins reine zu kommen, weil man den Menschen ansehen möchte, ob sie redlich sind oder nicht. Das ist hier unsere Aufgabe natürlich nicht. Von jenen Kreisen, wo man den gewissen gefälligen Jargon spricht – in denen man, beispielsweise, die Liebe definiert als Hinüberwanderung des Ich in ein gegenüberstehendes Du – wollen wir nicht einmal verstanden werden. Wir setzen uns eine Aufgabe, deren Schwierigkeit erschauern macht: geistiges Wesen in seiner tiefen Urstruktur zu fassen. Etwas durch und durch verstehen – heißt: falls man nur die nötigen Mittel zu seiner Erzeugung hätte, es zu erzeugen wissen. Man müßte prinzipiell, wenn man die physiologischen Momente, das Gehirn, technisch beherrschen könnte, eines Menschen Denk- und Tätigkeitsart aufbauen können. Das hieße, in die Tiefe des Charakters dringen; das ist unser Ideal.

Mit was für Bagatellen von Geschwätz hingegen sind Publikum und Literaten gewöhnlich schon zufrieden. Anführung von bunten Lebensschicksalen, zufällige Lebensstellungen und ihre manchmal zwingenden, aber dem Individuum nicht charakteristischen Folgen, pikante Anekdoten, Liebesverhältnisse, zwölf auf ein Dutzend, Causerie – das ist's, was man als Charakterdarstellung nimmt. Und vermeintliche Charakterforscher kommen nicht viel hinaus über grobe Einteilungen der Charaktere, ähnlich den konventionellen Rollentypen auf dem Theater, Held, Liebhaber, Naturbursche, Intrigant, Naive. Oder sie glauben den Charakter eines Dichters zu geben, wenn sie die Schönheiten in seinen Gedichten aufzählen.

*

¹⁾ Aus: Entstehung der Charaktere; Drei Masken Verlag. München. 1928; S. 195 bis 388.

Auf diesem Gebiete, auf welchem jeder dreinreden zu dürfen meint, gibt es vielerlei Jammer. Da ist der Jammer der vorgeblichen Selbstbeobachtung unwissenschaftlich denkender Menschen. Statt sich gelassen zu schildern wie ein fremdes Objekt, bringen sie sich gleich auf kursierende pathetische Kategorien, finden sich interessant, sind stolz darauf, Problem zu sein; ein bißchen Psychopath sein, steht gut. Selbstgefällige, sogenannte Psychologen entdecken den ältesten psychischen Kleinkram wie, daß man sich künstlich ansportet, selbst belügt, oder sich, um etwas zu tun oder zu lassen, Ausreden vormacht, etwas unternimmt, dessen Mißlingen man „eigentlich“ wünscht, daß man noch zu hoffen meint, wo man nicht mehr hofft, und daß man hofft, wo man meint, die Hoffnung verloren zu haben, daß man sich an sich selbst rächt. Natürlich gibt es solche Falsifikate nur in leichten Selbstgesprächen, aber man weiß genau, was Illusion, vorgemachte Komödie und was Ernst ist. Es ist kindisch, solche Geringfügigkeiten für stützende Konstituenten des Geisteslebens anzusehen. Sie lassen sich einreden, daß geheime Tiefen in ihnen sind; freilich sind alle wahren Ursachen im Dunkel; freilich ist jeder Mensch dem anderen ein Geheimnis, aber sich selbst kennt die Bestie recht genau. Die Selbstbeobachtung müßte bis auf die schlichten letzten Vorkommnisse hingeführt werden, aber nicht in alberner Tagebuchschwärmerei und Koketterie stecken bleiben.

Von Menschen auf dem Wege zum Irrsinn haben wir hier natürlich nicht zu handeln.

*

Wir werden wohl die volle Persönlichkeit an ihren Wurzeln zu packen suchen. Aber ein ganz nebensächliches, akzidentelles Zufallsprodukt ist das, was die literarischen Leute Persönlichkeit nennen, wofür sie, ohne festes Einteilungsfundament, oberflächliche, verwaschene Typen aufstellen – die man beliebig durch andere ersetzen könnte – wie Weltanschauungstypen, Neigungen zu Naturalismus, Egoismus, Idealismus. Ebensovienig fundamental, vielmehr nur letzte Zweigspitzlein am Charakterbaume sind die zufälligen Zielsetzungen, wie Streben nach materiellen Gütern oder nach politischer Macht oder nach Wissen, Kunstübung. Die reine Wursteliade ist die Aufstellung von Typen à la nihilistischer Typus, dämonischer Typus. Aber, wie gesagt, mit solchem Geflunker, das sich in der seichten Besprechung der Taten von Individuen auf gut Glück verwenden läßt, sind die Leute schon zufrieden. Sand in die Augen!

*

Wie weit her es ist mit der offiziellen Kunst und Wissenschaft des Charakterisierens, kann man auch daraus ersehen, daß angeborener moralischer Defekt, moral insanity, angenommen wird. Wir werden sehen, was für ein indirekt abgeleitetes Produkt jede moralische Stellung eines Individuums ist.

Oder sie leben von dem flachen Gemeinplatze, daß gewisse Eigenschaften spezifisch männlich seien, andere spezifisch weiblich, z. B. Mut – männlich, Lügenhaftigkeit – weiblich usw.

Oder sie treiben sensationellen Unfug mit der Sexualität. Als wenn sexuelles Verhalten, wie verwirrend es auch für das Leben sein mag, zu den Grundfesten eines Charakters gehören würde. Das Richtige darüber später.

*

Ein anderer Jammer. Dieses sich mit den Bezeichnungen des oberflächlich gesehenen Verhaltens zu begnügen! Natürlich wird man unterscheiden dürfen: Energische und Lässige; das stimmt aber auch nur à peu près, denn es können Menschen nicht durch ihre Anlage, sondern durch ihre Lage zur Energie getrieben werden, und für den Unkundigen hiemit den Habitus des Energischen zu besitzen scheinen, während jene in Wahrheit ihrer Natur nach vom größten Ruhebedürfnis besessen sind. Immer aber fehlt bei dem vermeintlichen Charakterisieren das Aufsuchen der letzten Ursache, eben der Ursachen von Energie oder Schläffheit.

Komisch sind die Aufstellungen hochkomplizierter Typen; wie wenn sie sagen: das ist ein geborener Kunstsammler, ein geborener Detektiv.

Bei diesen ungenügenden Kategorien – die beiläufig so viel wert sind, wie „arm“, „reich“, „Infanterist“, „Kavallerist“ – dominiert meist die äußere Erscheinung, das äußere Gehaben wie das des Lehrers, Schauspielers, Künstlers, Aristokraten. Es gibt an jeder Person auffallende Eigenschaften, die hervorblitzen, und die doch nicht ihr Wesen bilden. Stimmen nun Personen in solch einer Eigenschaft überein, so benützt man sie kindischer Weise zur Kreierung eines Habitus oder Typus, der aber gerade nur noch für Romane und Possen ausreicht. Es ist, wie wenn man aus „schöne Menschen, starke Menschen, Schwimmer, Fechter“ Charaktertypen machen wollte. Die Leute unterscheiden nicht zwischen häufiger Stellungnahme des fertigen, sozial gebundenen Menschen und den ewigen, wenigen Ureigenschaften.

Weil diese, so improvisiert hingeworfenen, Typen sich dann natürlich nicht bewähren, nimmt man possierlicherweise Zwischenformen und Übergangsformen an. Das heißt aber doch die zuerst angegebenen Formen desavouieren. Es ist das ein gewöhnliches Verfahren einer nichtsnutzigen Methode, aus subjektiver Unwissenheit objektive Klassen machen zu wollen.

Die Einordnung großer geschichtlicher Personen, die man ja, als ihnen fern und fremd und von ihnen nie ins Vertrauen gezogen, gar nicht kennt, in einen simplen Typus – ist geradezu eine wissenschaftliche Unverschämtheit.

Die Menschen, innerlich nicht äußerlich erschaut, sind keine Typen. Typensuchen, ist triviales, hohles Beginnen. Man kann nur Ursachen von einzelnen Grundeigenschaften aufsuchen, die, in den verschiedensten Quantitäten und Graden, in Summen, einen Bund bilden.

*

Schon gerügt haben wir das grobe Versehen, durch psychopathische Figuren, durch Zerfallsprodukte und Ruinen zur Einsicht in die normalen Charaktere kommen zu wollen. Zyklopathie, Zyklomyie, der Stimmungswechsel in länger dauernden Perioden, ist von kurzen gelegentlichen Stimmungsschwankungen so schrecklich entfernt, zeigt nur für den Dilettanten Ähnlichkeit, so daß erstere Abnormitäten zum Verständnis der leichten Unregelmäßigkeit nicht herangezogen werden können. Wie dürfte man etwa Alexander den Großen zum Verständnis eines rührig-strebenden Vereinsmeiers heranziehen wollen? Jener kleine Stimmungswechsel könnte in wechselnden trophischen Verhältnissen, Ernährungszuständen der Gewebe, in Verdauungsmomenten, im Wechsel der Genitalzustände seine gewissermaßen kleinlichen Ursachen haben; wo aber sind die mächtigen Ursachen jener großen Anomalien? Jene Gleichnisrederei ist besonders deshalb so lächerlich, weil die somatischen, körperlichen Ursachen der großen Anomalien durch die gegenwärtige Pathologie nicht präzisiert und nicht erkannt sind. Unsere Annahmen über Gehirnfelderarbeit dürften in deduktivem Gebrauch auf bedeutende Stimmungsschwankungen Licht werfen; durch vages Gerede über oberflächliche Ähnlichkeiten, ohne psychologisch-physiologische Grundanschauung, können irreguläre Formen nicht beleuchtet werden.

*

Wenn die Leute eine sogenannte Charakterdarstellung geben, so fehlt ihnen dabei jede Idee von den wahren genetischen, ursächlichen Faktoren, die dem Menschen so wesentlich sind, wie die Zahl der Staubgefäße oder die chemische Konstitution einer Pflanze; sie beschreiben einen Menschen so, wie sie die Auslage eines Galanteriewarengeschäftes beschreiben. Mit der Aufzählung solcher Eigenschaften wie Sachlichkeit, Pflichtgefühl kann man schöne Leichenreden halten, aber keinen Charakter bloßlegen. Wenn einer sein Entzücken über die Werke eines Poeten oder die Taten eines Staatsmannes begründet, muß er noch nichts vom Charakter seiner Helden wissen. Die Leute schildern nur das Verhalten der Menschen im gesellschaftlichen oder politischen Leben; aber aus dem Verhalten kann man nicht einmal den Charakter erkennen, viel weniger, daß man von da in den Besitz seiner letzten Verursachungen käme. Es kann einer standhalten und dadurch die Eigenschaft der Tapferkeit zu verraten schei-

nen, während nur feige Rücksichten ihn zum Standhalten gezwungen haben; und es kann einer sich der für ihn unfehlbar verderblichen Situation entziehen, dadurch den Schein der Feigheit zeigen, mit Löwenmut im Herzen. Die Leute konstatieren nur die auffallende Pose im Lebensspiel, und machen daraus fälschlich eine dominierende Charaktereigenschaft. Zufällige Umstände können die wahren Charaktereigenschaften verdecken. Ein der Natur eines Menschen fremdes Benehmen kann durch Schicksale habituell geworden sein; so können harmlos frohe Personen durch widrige Umstände die Manieren des Menschenscheuen angenommen haben; aus ihrer Betrachtung könnte man nicht ihren Charakter erraten, viel weniger kann man durch solche Betrachtungen die Charakterentstehung ahnen, noch erkennen, wie sich aus wenigen Grundelementen die Charaktergebilde aufbauen. Man kann hunderte sogenannter guter Redner gehört haben und doch keine Idee davon haben, welche Grundeigenschaften einen Redner erwachsen lassen. Vielleicht hauptsächlich die Freude, sich selbst reden zu hören.

*

Wie könnte die traditionelle Psychologie die kausalen Charakterfaktoren erkennen, da sie doch von ihren alten trivialen Kategorien sich den Aufbau der psychischen Produkte überschütten läßt.

Es ist gemeinplätzig und lächerlich, der Umgebung der Kinder die Kraft der Erzeugung von Charaktereigenschaften anzudichten; Kindererlebnisse können natürlich einen gewissen Stoff für das Leben abgeben, aber nicht den Charakter schaffen. Die große Liebe der Mutter zu einem Kinde kann dieses verhätscheln, weichlich, genußsüchtig machen, oder umgekehrt, sie kann den Wunsch des Kindes wecken, der Mutter zu helfen und tüchtig zu werden; aber gerade welche Art von Wirkung durch die Liebe der Mutter entsteht, hängt schon von vorgängigen Charaktereigenschaften ab, die in dem Gehirn des Kindes begründet sind.

*

Auf Schritt und Tritt kann man beobachten, wie die Charakteressayisten keine Spur von den Grundfakultäten und ihrem Wechselspiel haben. Wie sie sich immer wundern über das Bestehen von – vermeintlichen – Gegensätzen in Einer Person! Dieses Staunen beweist, daß in dem Schönschreiber selbst alles schal und flach ist, und nichts lebt und vorgeht, womit er andere Menschen messen könnte, und daß er nur, wie Puppen mit Häcksel, mit herkömmlichen literarischen Phrasen gefüllt ist. Kraft, Energie einer Person und dabei – aus äußeren Gründen – Nervenkrise halten sie für einen Beweis, daß entgegengesetzte Naturen in jener existieren, daß ein „Zwiespalt“ durch

ihr Wesen geht. Mit besonderer Vorliebe und, wie sie annehmen, mit unwiderstehlichem Effekt, heben sie bei einer Schilderung hervor, daß viele Seelen in der Brust der „prominenten“ Person wohnen, als wenn es einen Menschen gebe, auf den dieses nur Äußerlichkeiten treffende Gerede nicht passen würde. Der im Luxus lebt, sehnt sich auch manchmal danach, die Freuden der einfachen Lebensweise zu kosten, dem Philister fehlt nicht eine Neigung zur Poesie. In dem Sinne, daß alle alles Mögliche, das in gutem Rufe steht, besitzen möchten, und daß sie, wenn sie einem Ziele nachjagen, anderen Zielen nur für kurze Zeit den Rücken wenden wollen – sind alle Menschen problematische Naturen. Nichtsdestoweniger ist jeder in seinem Grundwesen ganz eindeutig wie eine Tierart. Mit lauter Nichtigkeiten sind die Bände der Biographien gefüllt. Es ist keine Spur von psychologischer Charakterkenntnis, sondern es sind Aufzählungen von schlecht gesehenen Eigenschaften, so wie man sie für einen Polizeipaß niederschreibt.

*

Was kann man schließlich von Populärschriftstellern verlangen? Aber ärger wird die Misere, wenn die Anthropologie, insofern sie als Ethnologie letzte Rassenmerkmale festlegen will, auch nur ein Kunterbunt entwirft, in dem zufällig historisch entstandene Eigenschaften gelegentlich gemischt sind mit wahrhaft elementaren Charakterzügen. So, wenn man sagt, eine Rasse habe die Eigenschaft der Verlässlichkeit, wo doch nicht einmal Wahrheitsliebe, Gutmütigkeit letzte fundamentale Eigenschaften sind. Nur ein paar Worte, um anzudeuten, wohin wir zielen. Voraussicht in ökonomischen Dingen, Sparsamkeit ist keine Grundeigenschaft; sie kann durch klimatische Verhältnisse aufgezogen werden, und sie bleibt Rassen in einem glücklichen, gesegneten Milieu erspart. Treue ist keine elementare Eigenschaft.

Man muß bei der Zusprechung von Rasseigenschaften vorsichtig sein, und nachsehen, ob gewisse Eigenschaften nicht durch geschichtliche Entwicklung, Bedrücktwerden oder Siegersglück geschaffen wurden. Man dürfte nicht Kategorien hinwerfen, die nur auf hochzusammengesetzte, unklare Mischungen hinweisen, wie etwa Selbstverleugnung, sondern man müßte mit peinlicher Psychologie verfahren. Gerade die Rassenlehre müßte sich bewußt sein, daß sie eigentlich dazu bestimmt ist, eine Art von Anatomie und Physiologie zu betreiben. Und müßte so einfache Grundcharaktereigenschaften hinstellen, daß man sie leicht Grundbeschaffenheiten der Rassenhirne zuweisen könnte.

Auch die fleißige Familienforschung schwebt in der Luft, wenn sie nicht in einer auf Gehirnbau ruhenden Charakterlehre ihre Stütze findet.

*

Es ist ein komisches Unglück, daß man bei Charakterschilderungen auch hin und wieder ein zutreffendes Wort verwendet, das eine wirkliche Grundbeschaffenheit oder eine Annäherung an solche hochhebt, wie etwa Willensstärke, Mann der Gedanken, Mann der Tat – obzwar selbst diese mit einem Begriff belegte Erscheinung durch die verschiedenartigsten, tatsächlich einfachen Grundeigenschaften erst geschaffen sein können. Dadurch nun, daß man manchmal etwas ausspricht, was zur Not sicheren Halt hat, gewinnt man den Mut, alles, was nur Zufälligkeiten an den Personen bezeichnet, als Charaktermerkmal hinzustellen und so Ursprüngliches und Abgeleitetes ahnungslos durcheinanderzuwerfen.

Und andererseits: wenn die richtige Psychologie Worte für Elementareigenschaften gebraucht, wie Willensstärke, Phantasiestärke, würde man mit Recht sagen, das sei wohl nichts Neues, das wisse man auch ohne besondere Zergliederung. Indes werden wir uns auch solcher Ausdrücke erst später als Abkürzungen bedienen, um rasch eine Verständigung zu vermitteln, nachdem wir aber vorher ehrlich und gründlich die eigentlichen Grundpotenzen bloßgelegt haben.

Wie unbestimmt ist etwa der Ausdruck Leidenschaftlichkeit, wie nichtssagend, da in ganz verschiedenen Grundfunktionen, die erst solide abgegrenzt werden müssen, Heftigkeit herrschen kann.

*

Es ist freilich sehr leicht, einen Menschen dadurch zu beschreiben, daß man seine Werke und Taten sammelt, dazu die Eindrücke, die diverse Leute von ihm hatten, und das alles, mit Bemerkungen versehen, ausbreitet. Aber schwierig ist unsere Aufgabe, die letzten physiologischen Kräfte eines Charakters bloßzulegen. Wir können auch nur in zweiter Linie durch Beispiele das Verständnis unserer Methode forcieren, denn die als Belege dienenden Personen, Dichter, Künstler sind sowohl der Allgemeinheit als auch dem einzelnen Leser zu wenig gut bekannt. Man kann mit solchen Beispielen mehr illustrativ Zutrauen zur Richtigkeit der durch allgemeine Erwägungen gewonnenen Prinzipien und ihrer strengen Darstellung erwecken.

Der Erfolg unserer Arbeit sollte der sein, daß jeder sich selbst über sich die letzte Rechenschaft geben kann, sich als Beispiel für unsere Lehren erkennt, und daß die Biographen der Seelen großer Männer von ihrem Geschwätz ablassen und die Zurückführung auf unsere elementaren Kategorien erstreben und all die feinen Seelenmodifikationen als die von uns aufgestellten Funktionskombinationen erkennen.

*

Wir führen die Charakteranlagen auf physiologische Realitäten zurück. Wir erhoffen durch unsere von der allein richtigen Psychologie geleiteten physiologischen Anschauungen ein bescheidenes Mittel zum Aufschwunge der Gehirnphysiologie zu bieten.

Selbst Fachleute, um so mehr Laien stehen unter dem Eindrucke der Unterscheidung zwischen organischen Nervenerkrankungen, die anatomisch-pathologische Veränderungen aufweisen, und funktionellen Erkrankungen wie Hysterie oder sogenannte Nervosität, bei denen solche Körperveränderungen nicht konstatiert wurden. Diese Unterscheidung darf wohl nur höchst provisorisch genommen werden. Wenn der Muskel schlecht funktioniert, schlaff, keiner starken Kontraktion fähig ist, und ebenso, wenn Nerven schlecht funktionieren, indem sie etwa irgendwie von anderen Systemen, vom Verhalten der Gefäße, Drüsen, von der Ernährungsweise ungünstig beeinflusst sind, so sind sicher auch dabei immer im Nerven greifbare, wenn auch noch nicht ergriffene somatische, materielle Veränderungen vorauszusetzen. Es wären, auch ohne daß man solche Nerven von Schwachnervigen etwa exstirpiert und mikroskopisch untersucht, Vergleichsmethoden denkbar, um die innere physiologische Konstitution sogenannter schwacher Nerven zu ergründen. Physikalisch-chemische therapeutische Mittel könnten dann ausgiebigere Hilfe bringen. Es gibt nichts Rein-Psychisches.

Wir wollen sagen – nicht so sehr das Herz von Hoffnungen geschwellt, als – um über unsere Denkweise keinen Zweifel zu lassen: es müßte auch möglich sein, daß zielsicher dirigierte elektrische Ströme oder Drogen, Spezifika, wie man sie für verschiedene Krankheitserreger anwendet, durch Angriffe auf Gehirnfelder die Charaktergrundkräfte beeinflussen können.

Die psychischen Konstellationen als Früchte der Hirnfunktionen

A

1. Durch physikalisch-chemische Bewegungen der sensorischen Felder werden die primären – die von außen kommenden Qualitäten, Farben, Töne, und direkte Bewegungsempfindungen gestaltet. Durch Folgen solcher Bewegungen – wir sprechen in demselben Sinne von Wellungen – werden additiv die aus einzelnen Qualitäten bestehenden Dinge, Gegenstände gegeben. Dieselbe Bewegung des sensorischen Feldes – an derselben Stelle! – die jeweils den primären Eindruck ausmachte, gibt abgeschwächt, auf dem Wege der Sollizitationen, besonders wieder durch manifeste primäre Erregungen in Gang gesetzt, ein sekundäres Bild, ein schwächeres, die blasse Miniatur; diese Repristinationen, Reproduktionen sind die Erinnerungen und ebenso die nicht

auf ihre Herkunft angesehenen Erinnerungen, will sagen, die sogenannten Erfindungen, Phantasien. Und all' das in langgezogenen Ketten von Bewegungen.

Die motorischen Impulse, die mit dem primären Eindruck verbunden waren, begleiten in Ansätzen und Resten auch die sekundären Bilder. War einmal ein aktuelles Ziel, also ein primäres Bild, durch Bewegungen angegangen worden, und erscheint dann sekundär wieder dieses Bild, so recken sich schon die Innervationen der früheren Bewegungen mit ihren Folgeempfindungen auf.

Der motorische Anstoß, der von motorischen Feldern ausgeht, ist natürlich, um effektiert zu werden, auch auf die Tüchtigkeit der peripheren Organe angewiesen; die Muskeln müssen willfährig sein. Es könnte sein, daß der Stärkegrad der peripheren Organe auch nach rückwärts für die Stärke der Aktion der zentralen motorischen Felder von Einfluß ist. Es ist das aber nicht wahrscheinlich. Die Reste und Ansätze von motorischen Innervationen im Gehirnfelde dürften in ihrem Werdeprozesse von der Verfassung der peripheren Muskeln unabhängig sein, wenn auch von dort Sollizitierungen ausgehen können. Mutiges inneres Sichaufrecken erfolgt auch trotz schwachem Leibe.

2. Das von einem Eindruck okkupierte Gehirn befindet sich in einer bestimmten spezifischen Einstellung. Jeder neue Eindruck, der diese Einstellung trifft, bewirkt zunächst eine Art Lähmung, einen Chok, einen kurzen Bewegungsstillstand. Der Zustand projiziert sich im Herabfallen des Unterkiefers, offenem Munde, Sprachlosigkeit, Ausdruckslosigkeit der Mienen. Unterbrechen einer Tätigkeit – das ist es, was man Überraschung nennt. Hinter ihr steckt zunächst nichts anderes als dieser Stillstand; wenn dann beim erwachsenen Menschen ein Eindruck auftritt, dem Staunen folgt, und der dann durch Vergleiche als einer gilt, der das Normale übersteigt. Bewunderung verdient, so bleibt die Einleitung von all' dem noch immer jene universelle primitive Lähmung.

*

3. Sobald aber dieser Chok vorbei ist, erregt jede Empfindung, die in die sensorischen Felder gekommen ist, die umfangreichsten Gehirnreflexe durch Mitreißen der motorischen Felder. Die Gebiete, die die Glieder, Kehlkopf, Brustmuskulatur, Gesichtsmuskulatur innervieren und auch die Gebiete, die inneren Organen, gewissen Sekretionen, gewisser Drüsentätigkeit, direkt oder indirekt vorstehen, geraten in ihre spezifische Tätigkeit, in die Innervationstätigkeit. Das Kind zappelt, schreit, weint, später lacht es. Diese motorische Erregung flutet mit den Jahren ab, aber sie besteht doch immer weiter, in schwächeren Vibrationen der Felder, in Resten und Ansätzen von Innervation.

Dieses motorische Säuseln erfolgt, wie bei jeder primären Empfindung, so auch ausgelöst von Erinnerungen und Phantasien.

Selbstverständlich ist die Motorik nach ihrer Einwirkung auf die Peripherie und deren Reaktionen immer begleitet von Empfindungen vom Leibe her. Dieser Zustand von reaktiver Motorik, ihren Ansätzen, plus den durch sie geweckten Leibesempfindungen – bildet die Sensitivität und das Wesen der Gefühle. Nichts anderes ist beim Erwachsenen das Gefühl als jener Innervation-Leibesempfindungssturm plus den gleichzeitigen sensorischen Gehirnbelegungen der Vorstellungen über die sachliche Situation, über ihre Bedeutung für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Es sei hier ein für allemal gesagt: die Gegenstände und Vorstellungen, deren Verschiedenheit, ob Brillant oder Zündhölzchen, den Leuten imponiert, sind bei den obwaltenden Reaktionen und Aktionen nicht wesentlich; es kommt nur auf den zentralen Grundprozeß an, dessen Art durch seine Intensität oder Dauer nicht geändert wird.

*

4. Diese reaktive Motorik, an sich ziellos, eine Folge des Aufprallens von Eindrücken auf die Gehirneinstellung hat beim jungen wie beim alten Menschen deutlich zwei Arten. Eine ist wie eine Störung des Gehirnbefindens, eine physikalisch-chemische Läsion, die andere ist wie die Wirkung eines Gehirnauffrischungsmittels. Auf gewisse Qualitäten hin – kein Mensch wüßte bis nun zu sagen, auf welche, und wieso – erfolgt eine reflexive Festhaltungsmotorik, und auf andere Qualitäten eine Abstoß-, Abstreifmotorik. Auch das Weinen ist ein Teil einer durch Gehirnzustandsverletzung hervorgerufenen Abstreifreaktion. Die Qualitäten, die Festhaltungsmotorik ergeben, plus ihren einleitenden Vorstellungen, bilden das „Angenommene“, das Angenehme, das, worin man bleibt, worin man sich einhegt, das Behagende, die Lust. Der polarische Gegensatz, das Abstoßen ist das „Unangenommene“, das Unangenehme, Unbehagen, Unlust. Freude und Leid, und wieviel poetische und pathetische Worte man da aufmarschieren lassen will – es gibt in Wahrheit nichts als diese beiden Arten reaktiver Motorik.

So, wie eine Speise physikalisch-chemisch zentrale Erfassungs-, Umsfassungsbewegungen, oder ihnen entgegengesetzt gerichtete Zuckungen plus den zugehörigen Empfindungen auslöst, so tut das auch, nachdem eine allgemeine Einstellung und eine Bewegungsserie im Gehirn etabliert ist, jedwede Impression, je nachdem sie einer Einstellung adäquat ist, zu ihr physiologisch paßt, oder inadäquat ist, zu ihr physiologisch nicht paßt. Dieser Mechanismus, durch den das Adäquate motorisch zuerst im großen, dann in Innervationsresten festgehalten wird, andererseits das Inadäquate abgewiesen wird, ist leider

nicht bloßgelegt; und er ist doch so sicher vorhanden, wie die Umklammerung eines adäquaten Reizes oder das Abstreifen eines inadäquaten Reizes durch das in einem niederen Lebewesen organisierte Protoplasma.

*

In den meisten Fällen, nicht in allen, erfolgt beim Kinde auf Süß hin eine Festhaltungsmotorik, auf Sauer eine Abstoßmotorik. Wir hätten Lust, die beiden polaren, umfangreichen reaktiven Gehirnnervationen plus ihren Empfindungen zu unterscheiden als Süß-Sensivität und Sauer-Sensivität; eventuell auch als Lachen- und Weinen-Sensivität. Um aber Aufsehen zu vermeiden, wollen wir sie nur mit an sich bedeutungslosen, aber mathematischer Konvention entsprechenden Zeichen + Reaktion und - Reaktion benennen. Wir wollen weiter, immer oder doch häufig, abkürzen + R und - R. Und man möge sich also gütigst merken, daß mit + R die akzeptierende, mit - R die perhorreszierende Sensivität gemeint ist, einerseits der physiologisch gesunde, andererseits der physiologisch kränkelnde Reaktionszustand, die beiden Arten reaktiver Motorik.

*

Die reaktive Gehirnnervation, also die Sensivität, ergreift Organe, die der - bald zu betrachtenden - Aktionsmotorik gewöhnlich nicht erreichbar sind. Tränendrüsen, Herz, Eingeweide, direkt, oder indirekt durch Delegation des Nervus sympathicus und peripherer Nerven.

Das + R ist gefolgt von allgemeinen Bewegungsantrieben, also Motionsbereitschaft, d. h. Frische; das - R ist gefolgt von Bewegungslosigkeit, Erschlaffung, Ermattung.

*

5. Es bildet sich nun im Gehirne durch häufige Übung ein Zustand heraus - im Detail bisher unschilderbar, höchst wünschenswert zu ergründen, notwendig zu postulieren - ein Kettenzustand, der bewirkt, daß über die einfachen Qualitäten hinaus auch für große Verbindungen von Qualitäten jeweils eine Ergreifungs- oder Abstoßmotorik ausgelöst wird, natürlich, was wir aber nicht immer wiederholen wollen, mit ihren peripher ausgelösten und zentral angelegten Empfindungen. Das Kind greift dann nicht nur in Süß-Reaktion nach dem Milchfläschchen, sondern auch nach der Bringerin desselben, etwa nach der sich nähernden Muttererscheinung. Es entsteht so die Freude an der Mutter.

6. Wenn häufig etablierte + Reaktionen, die natürlich in Verbindung sind mit ihren Anlässen, den sensorischen Vorstellungsbewegungen, im Ablauf aufgehalten, gestört werden, so erregt dieser gewaltsame Abbruch einer gewohnheitsmäßig geordneten Ausschwingung einen - Sensivitätssturm. Der ältere Mensch, aber frühzeitig auch das Kind, kann wissen, was ihm in seiner gewohnten Reihe fehlt, aber nur das Fehlen selbst bildet für das Gehirn die Katastrophe; die Verhinderung der gewohnten Wellenzüge erzeugt das - R, etwas wie einen Gehirnkrampf. Wenn eine intendierte Bewegung, also eine etablierte Hirnnervation aufgehalten wird, wenn etwa das begonnene Strecken des Armes gehemmt, gebremst wird, so entsteht - R, Unlust. Das Zusammenbiegen einer größeren oder kleineren Hirnbewegungs-Anlage erregt das - R. Wenn man einem, während das Sprechen eines Satzes im Zuge ist, das Wort abschneidet, entsteht der Minus-Chok.

Fehlt einem Kinde, nachdem häufig geglückte Multiplikationen ein + R begründet hatten, bei einer neuen Multiplikation das Resultat, so entsteht Unruhe, etwa wie halbes Strampeln, halbes Weinen - genau so, wie wenn es beim Genuß einer Süßigkeit gestört worden wäre. Und wenn einem Großen eine Rechnung nicht stimmt, so bestehen dieselben Innervationsreste von Abwehr, dann ein deutlicher Erschlaffungszustand, nur begleitet von einem Wirrwarr der Vorstellungen. Und ob nun ein Kind über den Verlust eines gewohnten Besitzes Unbehagen hat, - R, oder ob ein Mann über den Verlust seiner Gattin Trauer fühlt - es ist prinzipiell zwischen beiden Vorkommnissen kein Unterschied. Die bei dem Manne akzessorisch mitgehenden Vorstellungen der Vergangenheit, der Folgen, sind nicht das Wesen der Sache. Dort und hier Tränen, und nach dem - R ein Erschlaffen der Leibeskraft, oder doch Ansätze zur Tränendrüseninnervation und etwas wie ein Hinwelken der Leibeskraft, das zunächst als identisch mit Schwinden der Lebenskraft gedeutet wird. Fehlt dem Gatten einmal der Ansatz zum Weinen und fehlt die Erschöpfung, dann hat er über den Tod leere Gedanken, aber kein Trauergefühl mehr.

Erlebt man eine völlige Zerstörung seines Reihenverbandes, so geht die verzweifelte Abwehrreaktion in Ohnmacht über, Stockung, Erschlaffung jeder Innervation. Solche durch Reihenverwirrung entstandene Innervationsstörung kann, auf die zentrifugale Leitung übergreifend, periphere Lähmungen bewirken. Günstigenfalls kann sie auch wieder durch Vorstellungsinervationen gebessert werden.

*

7. Wenn das Kind ein weit entferntes Licht sieht, wenn ein Ton seine Ohren trifft, ein Geruch es affiziert, so entstehen aus der Natur der Reaktionsmotorik heraus Greifbewegungen - fruchtlose. Wenn aber ein erfaßbarer Gegenstand in den Bereich des Kindes kommt, so entstehen aus der Natur der Reak-

tionsmotorik innervierte Greifbewegungen mit eventuellem Erfolge, oder zunächst Annäherung erstrebende Beinbewegungen. Darin liegt das, was wir Aktionsmotorik nennen. In dieser primären Form ist sie für uns weiter nicht besonders interessant.

Nur muß man sich darüber klar sein, daß alle spätere Motorik, wie Schlagen, Reißen, Fechten, Fassen, Schreiben, Laufen, in dieselbe Gattung wie die primitive gehört.

Aber die sensorischen Gehirnfelder sind ja befähigt, durch Sollizitierungen frühere Bewegungszustände in geschwächter Form, gewissermaßen in kleinerer Amplitude anzunehmen – die reproduzierten Bewegungen, Erinnerungen. Ein Kind hat primär, wie eben angedeutet wurde, nach einem Trank gegriffen; es hat sich dann eine fixe Reihe etabliert, in welcher Durst und Trank und Trankergreifen stehen. Stellt sich Durst ein, so nimmt das sensorische Feld, in Durchführung seiner angewöhnten Reihe, die schwache Feldbewegung des Trank-Erinnerungsbildes an, weiter das schwache Bild des Greifens, und im motorischen Felde folgen Ansätze zum Greifen. Ist der Trank nicht vorhanden oder nicht gegeben, so bleibt es bei Greifversuchen, das ist das „Suchen“. Nach etwas Fehlendem langen, d. h. den Arm lang machen, ist das primitive Verlangen. Diese Motorik nun, die sich auf Erinnerungsbilder, auf sekundäre Vorkommnisse hin in Bewegung setzt, ist die für das Leben unendlich wichtige Aktionsmotorik. Wir wollen sie sekundäre Aktionsmotorik nennen, oder im prägnanten Sinne schlechtweg Aktionsmotorik. Sie wird aufgerüttelt durch ein sekundäres Vorkommnis aus einer etablierten Reihe, d. h. durch ein gedachtes Ziel. Zu ihr gehören selbstverständlich ihre Innervationen und deren Ansätze und Reste. Das Verlangen des Reifens wird also gebildet durch Mangel, dann auf typische Ausfüllung bezügliche Vorstellungen, weiter durch – R und empfindungsbegleitete Innervationsaufflackern der Aktionsmotorik.

Es ist freilich überflüssig zu sagen, daß ein Verlangen aus Mangel entsteht, es ist aber nicht überflüssig zu sagen, daß die Bedingungen des Verlangens gegeben sind durch eine zufällig sollizitierte Reproduktionsbewegung innerhalb einer gewohnheitsmäßig fixierten Reihe, die doch so stark sein muß, daß sie die Innervationsfelder entweder zum vollen Ausschlag oder zu Bewegungsansätzen bringen kann. Wesentlich hierbei ist die physiologische Unruhe, die negative Sensitivität, die – nicht symbolisch gesprochen – wie eine Krankheit ist. Und das Auffüllen der Lücke in der mechanischen Reihe ist die Befreiung von einer physiologischen Gehirnstörung, eine physiologische Hirnfeldergesundung.

Dieses mit dem sekundären Bilde verbundene, eventuell komplizierte Greifbild und die Regsamkeit der Innervationen ist, wie schon gesagt, das Suchen

oder der Wunsch, das Mißlingen der so geordneten Greifbewegungen ist die Enttäuschung. Natürlich gesellen sich dazu beim Großen die Bilder der Lebensgeschichte, die Bilder der Zusammenhänge und Möglichkeiten. Keinem noch so müden Menschen fehlen bei seinem Verlangen die materiellen Gehirnunruhen der inkompletten Reihe, das – R und die Greifinnervationen mit ihren Leibesempfindungen; fehlen diese, dann hat der Mensch kein Verlangen, sondern nur ein Bild eines abwesenden Dinges.

Und nennt es Sehnsucht oder Aufmerksamkeit, es ist immer nur jener physiologische Suchprozeß.

Beiläufig zur Abwechslung hier eine Kleinigkeit, die hieher paßt, aber auch zum Urteilen: eine Bemerkung über die Mechanik des Witzes.

Es bilden sich, auch gewohnheitsmäßig, rein intellektuelle Reihentypen, wie Typen von Gesprächsführungen, von Erzählungen, dramatischen Ausgängen. Hat man nun im Beginn der Entwicklung der Rede, die zum Witze führen wird, in einer solchen habituellen Reihe eine Lücke, so muß man mit physiologischer Unruhe ihre Ausfüllung erwarten. Können solche Ausfüllungen nun bis zu einem gewissen Grade variieren, so kann man nur unbestimmte Erwartungen hegen, da verschiedene Einsätze in die Reihen möglich sind und genügen würden. Durch einen Witz erfolgt nun eine taugliche Reihenausfüllung, an die man kaum gedacht hat, oder eine Ausfüllung mittels einer auf das Richtige hinweisenden Umkehrung des Richtigen. Z. B.: „Mich hat nur Einer verstanden, und der hat mich falsch verstanden“. Aber diese nicht vorausbedachte Reihenausfüllung befreit von dem Mangel, der die Erwartung bedingte, und von der leichten unruhigen Anspannung, und somit erfolgt ein + R, freudiges Lachen oder Lächeln. Dazu gehört nun eine weitere Bedingung, die Ausfüllung der Reihe durch den Witz darf nicht etwas Selbstverständliches oder Unangenehmes bringen, sonst wäre ja die Fröhlichkeit der mit Lachen quittierten Entspannung verdorben; der Witz muß also auch noch etwas an sich Angenehmes bieten. Der Stoff ist gleichgültig. Aber da es sich um rein Intellektuelles dreht, kann das Angenehme nur in einer Vorstellungsbereicherung liegen, sei es durch Hinweis auf eine interessante Ähnlichkeit, sei es durch eine bisher nicht bedachte Wortbeziehung, sei es durch die geistige Bestrafung eines mißliebigen Benehmens usw.

Dazu kommt endlich ad personam die Freude an der Überlegenheit des Menschen, der den Witz bot, der aber, damit Vergnügen entstehen kann, uns nicht verhaßt sein darf.

Die Aktionsmotorik erstreckt sich nicht auf gewisse periphere Organe. Solche, wie die Tränendrüsen und andere Drüsen, das Herz, sind der Aktionsmotorik, dank rein physiologischer Verhältnisse von Nervenzentren, verschlossen. Nur selten können Menschen – und dann auf Grund von Empfindungen – etwa den Herzgang mittels einer besonderen Art des Atemholens beeinflussen.

*

8. Besonders wichtig ist innerhalb der Aktionsmotorik, des Muskelspieles, und der Innervationen, also beim Ausgreifen, – wie wir sagen dürfen – die Motorik des Schauens, Spähens. Und bei allem inneren Denken spielen die Innervationsansätze des Umherschauens, Umherspähens eine Hauptrolle.

Man beobachte nur, vorläufig, wie total anders das Schauen wird, wenn man bei sich denkt, man werde nun bummeln, zu einer Vergnügung gehen, oder wenn man bei sich denkt, man werde sich einer Arbeit befleißigen. Bei dem bloßen Denken daran wird das Gesicht sofort ernst. Die Züge werden zusammengenommen und die Augen fixiert. Ein Ernst, dürfte man sagen, geht über den ganzen Körper. Viele Innervationen verflattern, aber mit der Fixation der Augen geht ein Strammen des Körpers zusammen, wie vor einem Sprung ins Wasser.

Wir bezeichnen die Motorik mit M und einem eventuellen Zusatze, jene so wichtige Spähmotorik mit Mi.

*

9. Tritt nach den oben aufgezählten Gliedern der Reihe des Verlangens das Erlangen ein, ist demnach ein inkompletter, gehirneigener Bewegungszustand wieder habituell komplett geworden, so ergibt diese Restitution einer Ordnung, nach einem ungewohnten Zustand, dieselbe gesunde reaktive Motorik, dasselbe + R, das nach einer dem Gehirnwesen adäquaten Impression erfließt – genannt Behagen, Freude. Auch diesem Eintritt bleibt allerdings der jedem rechten Beobachter immer bemerkbare Stillstandschok nicht erspart. In jedem + R, in jeder Freudereaktion ist auch ein Ansatz, ein Rest vom Lachen.

10. „Etwas erstreben, etwas wollen“ sind – wie gesagt – Namen für den Gang der primären und sekundären Leibes- und Spähmotorik im Dienste der Ausfüllung einer beunruhigenden lückenhaften Reihe. Diese Motorik kann natürlich durch alle Entwicklungsstadien des Ergänzungsunternehmens hindurch sehr mannigfach und weitgedehnt sein.

Jedes Streben hat also als Einleitung ein – R. Aus einem + R, aus einer reaktiven Festhaltung, einer gesättigten Sensitivität an sich, kann kein Kompletierungsstreben herauswachsen.

*

11. Über das Kommen und Gehen von Vorstellungen, über Frage und Zweifel haben wir schon genügend gehandelt. Das alles ist gegeben durch Suchen, d. h. durch beunruhigenden Mangel, durch Wechselsollizitierungen, durch Oszillationen der Gehirnfelder, Greif- und Spähinnervationen bis zu irgendeiner Stabilisierung eines Gehirnzustandes, genannt Entscheidung.

Der Unruhezustand hat neben sich entweder oszillierende Vorstellungen über die den Mangel behebbenden Dinge oder über die anzuwendenden Mittel. Die Bewegung der Entscheidung dankt, während die anderen Bewegungen versickern, ihre Stabilisierung nicht der Vernünftigkeit, sondern der dynamischen Überlegenheit ihrer Sollizitanden.

Wenn sich eine Meinung nicht mehr von anderen gekreuzt findet oder die Annahme eines intellektuellen Standpunktes ruhig steht – wie könnte einer da nicht bemerken, daß sich sein Körper gestrafft hat, dank der Freude, d. h. dank der Reaktionsmotorik und der bloß innervierten Aktionsmotorik; man geht aus seiner gebückten, weichen Haltung in die aufrechte über, es ist wie eine Erhärtung, Festigung des Körpers – alles Reste der Aktionsmotorik eines Zugriffes.

*

12. Wir bewegen uns jetzt schon einige Zeit in einem Gebiete, wo zu sein man sich vielleicht nicht träumen läßt – nämlich im Gebiete des Urteils. Das Urteil ist ja nur ein Spezialfall des Erlangens. Da ist die inkomplette Reihe, das – R, die motorische Suchaktion, der Erfolg, der in die Bewegung passende Einsatz, die kurze Zeit des Staunens-Stillstands, die Freude, das + R. Nur dreht es sich nicht um äußeres Besitzgut, sondern lediglich um ein in der Reihe fehlendes Vorstellungsgut. Das Einsetzen wird besorgt durch verschiedene Sollizitierungen, bis gerade ein Einsatz, ein dem individuellen Gehirn, aber vielleicht nicht der allgemeinen Vernunft, genügender Einsatz stabil bleibt. Das Suchen, das ja auch durch Bücherlesen und Herumgreifen gefördert werden kann, ist immer begleitet von der inneren Augenspähinnervation, dem Mi. Und im Mechanismus ändert sich nichts, ob ein Kind, um genommen zu werden, die Arme ausstreckt, dann aufgenommen wird unter Behagen, oder ob der Gelehrte mit gleicher Aufregung und Innervationsansätzen nach einem Analogon greift. In der Reihe Mensch-Name etwa fehlt der Name; in der gewohnten

Leuten nicht verbieten, solche auf dem gemeinen Gesprächsmarkt gangbare Ausdrücke in Umlauf zu halten. Wohl müßte man das aber jenen Personen verbieten, welche Wissenschaft zu betreiben oder eine Praxis auf Wissenschaft zu begründen vorgeben.

Uns liegt hier die Frage fern, wie es mit dem sogenannten Instinkt der Tiere stehe. Bei Menschengehirnen dürfte man unter Instinkt nichts anderes verstehen, als eine in den Nervenzentren durch biologischen Erbgang etablierte Kombination von primitiven Reflexen – wie etwa das auf leichten Reiz hin auftretende Saugen des Neugeborenen. Aber auch hier ist keine Spur von einem Instinkte zur Ernährung. Für das geistige Leben ist der Ausdruck unsinnig.

Wenn man von verschiedenen Ichs spricht, niederem Ich, höherem Ich, moralischem Ich, usw., usf., so ist das ein Gerede ohne Berechtigung, insofern – vom Unsinn einer unbewußten Icharbeit zu schweigen – man darunter ein irgendwie für sich existierendes, in sich geschlossenes, kernhaft Subsistierendes verstehen möchte. Diese Ichs, die man beliebig vermehren kann, sind wissenschaftlich unbrauchbare, nur konventionelle Ausdrücke, Etiketten für große, durch Erfahrungen aufgebrachte Kollekte, sukzessiv zusammengelötete Sammlungen vieler einzelner Vorgänge. Bei jeder Betrachtung aber, welche die Ehre haben soll, im Zusammenhang mit Wissenschaft zu bleiben, müßten die dunklen Namen ausgeschlossen sein, die den Schein erwecken, als würde ein unabhängiges, konzentriertes, einfaches Sein hinter ihnen stehen. Man darf bei einer ernsten theoretischen und theoretisch-praktischen Reflexion nur auf die wahren Elemente des Seienden, wie wir sie darstellten, rekurrieren, unter denen sich aber jene von schöngeistiger Gedankenlosigkeit ins Treffen geführte Phantasmen nicht finden.

Und der Trieb! Wo ist unter den Gehirnfeldern und den Gehirnfelderfunktionen ein Platz, eine Möglichkeit für „Triebe“, solange man ihnen zumutet, in einer ursprünglichen Geschlossenheit, als direkt auf ein spezielles Ziel gerichtete separate Kraft zu bestehen. Man kann es sich leicht machen und irgend eine Operation, die sich aus einer Kombination wahrer, einfacher Grundfunktionen aufbaut, Trieb nennen, wenn man etwa eine gebildete Mama ist oder ein Couplettdichter. Aber wenn man Psychologie zu treiben unternimmt, darf man nicht solches Bausch- und Bogen-Gerede sich zu eigen machen. Höchstens dürfte man solche Worte gelegentlich, unter Entschuldigung, aus Not zu einem vorläufigen, an sich leeren populären Hinweis benutzen. Wenn man ehrlich und exakt einen Trieb konstatieren wollte, so müßte er so zirkumskript nachgewiesen sein, wie eine Muskelzuckung, eine Nervenreaktion oder ein Urteil. Sonst wäre das Wort lediglich eine saloppe Abkürzung – wofür wüßte man eigentlich nicht. Die Leute meinen aber in ihrer Seichtheit tatsächlich – ähnlich, wie der alte, auf richtiger Fährte suchende, aber noch zu oberflächlich denkende GALL meinte, es existieren im Gehirne geschiedene Territorien für den Bausinn und

Diebsinn, u. a. – es gebe angeborene, eventuell vererbare, in sich absolut fundierte, reell in sich konzentrierte, zielende Triebe. Sie reden so von Lebenstrieb, Geltungstrieb, auch von Todestrieb, Gemeinschaftstrieb. Es gibt natürlich auf diverse Zwecke abzielende, kontinuierliche Veranstaltungen, z. B. der Lebenserhaltung, Verteidigung, des Positionsschutzes, aber solche Reaktionen und Aktionen erfolgen nicht aus einer einzigen, geschlossen existierenden Grundkraft, wie aus einem Geschosse heraus – etwa ähnlich, wie es eine Magensaftabsonderung gibt. Es gibt gehirnphysiologisch: Weinen, Abstoßen, wenn ein Eindruck gewisse Qualitäten hat, Festhalten, wenn er andere hat, und so setzt sich das Lebensgetriebe mit den einzelnen historisch erwachsenen Maßnahmen zusammen, aber kein Mensch fühlt solo, etwa wie ein Brennen, einen Lebenstrieb, der als solcher ja in keiner Weise physiologisch angelegt sein könnte. Solche Namen sind Abstrakta für große Summen von Geschehnissen, so wie, wenn man sagen würde, es besteht Ordnung in der Gemeindeverwaltung, „Ordnung“ doch nicht ein separates Ding wäre, sondern ein System kontrollierter Exekutive. Will man das dumme Wort „Trieb“ als Abkürzung für mannigfaltige, zweckdienliche Vorgänge benutzen, so muß man, wenn man hochnasig vom Lebenstrieb und anderen erhabenen Größen redet, auch einen distinkt wurzelnden Automobifahrtrieb gelten lassen, Kinobesuchtrieb, Geldeinnegungstrieb, Staatsanstellungsverlangungstrieb. Wir Armen haben leider den Unsinnabstoßtrieb.

*

Die Vererbung erworbener Eigenschaften ist überhaupt noch fraglich. Aber sicher ist es, daß nicht einzelne spezielle Ideen, oder schwermütige Lebensauffassung, Haß, Rache, vererbt werden können. Es könnte nur, vermöge der von den Eltern, gleich einer anderen Leibesform, geerbten Gehirngestaltung, auch eine Art der Felderfunktion geerbt worden sein, die, ohne eine innewohnende Vorstellung, dann im Lebenslauf eventuell bei Gelegenheiten, wie sie sich vormals den Eltern boten, wiederum Reaktionen, die den damaligen ähnlich sind, erzeugen.

*

Es müßte ein Mensch sein, der nicht zu lesen versteht, wenn er meinen wollte, wir halten die Leute und uns selbst zum besten und gebrauchen statt der gewöhnlichen Ausdrücke Gefühl, Energie u. a., ein paar Buchstaben. Zwischen jenem pseudowissenschaftlichen und unserem Verfahren ist ein Unterschied wie zwischen Wasser und Königswasser, Salpetersäure mit Salzsäure. Wir haben vielmehr die herkömmlichen verkehrspraktischen, wissenschaftlich nichtsagenden Worte ausgeschaltet und durch genetische Reihen und physiologisch

sicher umrissene Funktionen ersetzt, ursächliche Funktionen, die all' das zustandebringen, was man mit Beredsamkeit und poetischen Blüten anders benennt, als es sein Wesen verlangt.

Und nun zur Bestimmung der Charaktere. Wir haben nichts zur Verfügung als Varietäten jener wenigen Gehirnfunktionen, und so ein schneidiger Kritiker möge uns nur scharf auf die Finger schauen. Wir liefern die Konstruktion aller Charaktere auf eins, zwei, drei, durch reaktive Motorik, R, aktive Motorik M, Mi, und Mobilität der sensorischen Felder.

Die Charakter-Grundeigenschaften

Nun sind wir endlich bei – den Charakteren, wird der freundliche Leser oder werden die vielen freundlichen Leserinnen und Leser sagen. Nein. Nun sind wir bei den Charaktereigenschaften. Denn es gibt nicht übersehbar wenige Charaktertypen; es gibt nur viele Kombinationen von Grundeigenschaften. Die fremde Person stellt sich freilich dem kurzsichtigen Blicke des Betrachters, auf Grund irgend Einer hervorstechenden Eigenschaft, vermeintlich als bestimmt charakterisierbarer Charakter dar, der nun leicht in eine Kolonne des Charakterregisters eingereiht werden kann. Rasch ist dem Betrachter der eine der Ungestüme, der andere der Redliche, der ein Träumer, der ein Lügner, ein Schüchtern. Wieviele besondere, bedeutsame Eigenschaften, und wieviele gemeinsame haben aber alle diese.

Auch von der Gesamtfigur werden wir natürlich zu handeln haben. Aber in erster Linie müssen wir sehen, wieviele oder wie wenige Modifikationen der Grundfunktionen, also welche Charaktereigenschaften es geben kann.

Der Charakter ist lediglich durch rationale Prinzipien konstruierbar; nichts Irrationales ist in ihm. Irrationales ist bloß im Gerede der Literaten.

Die zahlreichen persönlichen Mischungen, die im geselligen Leben auftreten, rühren zwar teilweise von den möglichen Kombinationen der Grundfunktionen her, aber weiter von den ungeheuer variablen äußeren Verhältnissen, von dem materiellen Inhalt des persönlichen Schicksals, vom Berufe, vom Stande, vom Angelernten, von der Lebensgeschichte. Zu diesen äußerlichen Momenten muß man fast auch die Maximen der Personen rechnen, die ja vielfach nur abstrakte Rekapitulationen ihrer Erlebnisse sind. Indes, über die in unseren Grundfunktionsmodifikationen wesentlich gelegene Charakteristik kommt kein Individuum hinaus, mit wieviel Ereignissen, Erfahrungen, Kenntnissen und Werken es auch verbrämt sein mag. Der Charakter eines armen, ungeschickten Flickschusters kann auf ein Haar derselbe sein wie der eines „prominenten“ Staatslenkers; jede der beiden Figuren zu erkennen, müßte dem Psychologen gleicherweise interessant sein. Aber von dem Charakter des armen

Teufels weiß man nichts, und von dem Charakter des Staatsmannes wissen seine Biographen – eigentlich auch nichts; sie tragen nur seine Lebensdaten, Jugendkarambolagen, seine Reden und Aussprüche und das diverse von ihm angerichtete Unglück zusammen – was sie dann ein Seelengemälde heißen.

Mit der Seele, von der wir absolut nichts wissen, kann man nicht operieren. Für uns rührt alles Psychische – ohne Erkenntnis der wahren Wesenheiten, nur phänomenal – ausschließlich von physiologischen, ad hominem ursächlichen Faktoren der Hirnfelder her. Hat einer ein sonniges Gemüt – was aber nicht bedeuten darf, daß er sich am Sonnenschein erfreut, denn daran erfreut sich oft auch der Mürrische; ein sonniges Gemüt freut sich auch am Regen – hat also einer ein sonniges Gemüt, so kann man durchsehen, von welcher Hirnfunktion das geschaffen wird.

Die möglichen, im Inneren eines Menschen pulsierenden Grundmomente lassen sich, so oft auch fremde, normale Menschen uns sogenannte tiefe Einblicke in ihr Gefühlsleben gewährt haben, durch solche Daten nicht feststellen. Es sind aber in allen Menschen unbedeutende, nicht ausschlaggebende Spuren von allen möglichen Eigenschaften. Daran könnte sich etwa der Psychologe orientieren wollen, indem er mittels dessen, was in kleinem Format in ihm besteht, die großen Bewegungen anderer zu errahnen versucht. Doch wir haben eine völlig andere Methode, die Funktionsmodifikationen zu erkennen; wir brauchen nur die Modalitäten der disponiblen physiologischen Zentralfelderbewegungen und Leitungen zu überdenken und damit hätten wir die möglichen Charaktereigenschaften. Nichts ohne empirische Verifikation.

Und nochmals sei auf den für uns prinzipiell wichtigen Ausblick hingewiesen. Man kennt chemische Stoffe, die eine spezielle Affinität, Angriffsfähigkeit in bezug auf gewisse Zellen haben. Würde man diese spezifischen Reagentien für die einzelnen Felder wissen, so könnte man die Charaktere steuern, gründen, umändern. Die Funktionsmodalitäten sind die einzigen Baumaterialien der Charaktere. Die Kombinationen jener sind die Urformen und Dauerformen eines Charakters. Alles Übrige in einer Figur ist nur Aufscheinen zufälliger, spezieller Erlebnisse, ist gegenüber der Charakterbemessung nur ein Akzidens, ein vernachlässigter Rest. Geht es nicht mit unseren Feldern, dann mag das Geschwätz über die Charaktere ewig weitergehen. Nun ohne weitere Umstände an die Arbeit.

A. Motorische Reaktion

1. Zunächst darf man annehmen, daß die in den sensorischen Feldern, also Feldern des Auges, Ohres, durch die primären Eindrücke geweckten Vorkommnisse, Farben, Töne, bei allen Menschen gleich sind. Wir wissen natürlich, daß wir nicht wissen können, ob die verschiedenen normalen Menschen

mit einem Namen, z. B. rot, auch die gleiche erschaute Qualität bezeichnen. Es gibt gewisse Erscheinungen – auf die wir hier nicht eingehen, obzwar sie für Skeptiker vielleicht lehrreich wären –, aus denen man auch auf die Gleichheit der Qualitäten schließen könnte. Es soll nur gesagt sein, daß die primäre Qualität als solche, Wärme, Kälte, süß, sauer, Hautempfindungen rein als solche, ihre Folgen ungerechnet, in den Menschen keine Unterschiede von Charaktereigenschaften begründen. Wir bezeichnen die sensorischen Felder im primären Erregungszustand der wirklichen Impressionen mit dem Buchstaben J.

*

Von den sekundären Bewegungen, den partiellen Wiederholungsbewegungen der sensorischen Felder, von Erinnerung und Phantasie – später. Man hat ja nicht vergessen, daß alle Reproduktionen, Erinnerungen und die kombinierten Produktionen, Phantasien, gleichfalls in den sensorischen Territorien vor sich gehen, die eben die sekundäre Wiederholungsbewegung, getrieben von Sollizitanden, annehmen. Wir heißen das, in starker Abkürzung, J2. Dieser Buchstabe hat nebenbei eine Beziehung zu Ideenassoziationen oder Intelligenz.

*

2. Sind die direkten Empfindungen als solche charakterologisch gleichgültig, so ändert sich sofort das Bild, wenn wir zur Reaktion des Gehirns auf die primären Eindrücke kommen. Es erfolgt, wie in unserer eben vorgeführten allgemeinen Psycho-Physiologie ausgeführt wurde, entweder + R oder – R, die reaktive Motorik des Festhaltens oder Abstoßens plus eigenartigen weitgehenden Empfindungen in den Leibesempfindungsfeldern.

Und auch + R und – R auf sekundäre Vorstellungen: Leibesempfindungen, plus reaktiven, motorischen Ansätzen, Resten ist uns längst geläufig.

Es ist sofort an eine besondere Möglichkeit zu denken. Es könnte auch keine Reaktion erfolgen, dann hätte man volle Stumpfheit, Sensitivitätslosigkeit vor sich.

Die Reaktionsweisen, + oder – R, hängen lediglich ab von den verschiedenen Gehirnkstitutionen verschiedener Menschen, bilden also eine wahre Urcharaktereigenschaft. Diese chemisch, physiologisch verschiedenen Zustände der Felder bedingen Charakterunterschiede. Ihre Wirkungen bei verschiedenen Anlässen sind klar. Die Schar von Worten, die dabei zur Schilderung herangezogen werden können, hier der Belchrung halber herangezogen werden müssen, verdecken dem zum Forschen Ungelaunten das einfache Spiel der Ursachen. Die \pm Reaktion darf nicht mit „Gefühlen“ verwechselt werden.

Es erzeugen allerdings Impressionen, die manchmal + R erregen, manchmal auch – R. Das hängt ab, allgemein gesprochen, von vorübergehenden physiologischen Zuständen jener die Sensitivität ausmachenden Reaktionsfelder. Nun können aber auch solche Zustandsarten habituell sein, und es kann eine Konstitution geben, die vorzugsweise + R und eine andere, die – R aufweist. Diese beiden Konstitutionsarten würden entgegengesetzte wahre Charaktereigenschaften bilden. Und die Menschen würden, bloß in dieser Beziehung, in zwei Klassen zerfallen, eine mit vorwiegendem Annahmehauschlag und eine mit vorwiegendem Abwehrausschlag.

*

Bei dem Genuß von Zucker etwa werden zunächst wohl alle Kinder – die für unsere Empirie so lehrreich sind, sie und auch die Tiere, Hunde – das + R zeigen; selbst dabei aber wird es vorkommen, daß ein wiederholtes Darreichen von Zucker bei einem Kinde immer wieder + R. bei einem anderen bereits – R, Abwehrtumult auslöst.

Ein wichtiges Analogon wird über unsere Vorstellung keinen Zweifel lassen. An manchen Tagen, am Morgen schon fühlt man sich „nervös“, d. h. man hat all' das Peinliche, was man an gesunden Tagen nicht hat. An der Aufzählung des Guten wollen wir uns ergötzen: keine leeren Gedanken über Zukunft oder Vergangenheit, keine Rekrimationen, keine Befürchtungen, keine Sorgen, keine Ängstlichkeit, kein Aufbegehren, nichts fällt schwer, nichts macht bange, nichts macht einen heißen Kopf, nichts wächst über den Kopf. Der – R-Zustand vergeht aber bei halbwegs Gesunden bald. Nun denke man aber, diese ungünstige Konstitution des Gehirnes, die man am – R-Tage vorübergehend hatte, sei in einem Wesen habituell, lebenslänglich dauernd – so hat man den Begriff der – R-Charaktereigenschaft.

*

Man berücksichtige immer, daß diese J2 Vorkommnisse, Erinnerung und Phantasie, als Wiederholungen von J auch dessen Reaktionsweise hervorrufen, wenn auch gedämpfter, und daß also ein – R-Charakter alle Reproduktionsvorstellungen ähnlich unfreundlich empfangen wird, wie die ersten Impressionen.

*

Alles – R ist ja wie eine Negation des Lebens, dürfen wir sagen, also etwas Lebensfeindliches, Ungesundes. Beim – R ist gewissermaßen eine lebenslängliche chemisch-physikalische Krankheit der Reaktions-Innervationsfelder vorhanden.

Wir können nicht wissen, ob die Nervenwurzelungen des - R an sich direkt irgendwie physiopathisch sind, oder ob sie erst jeweilig durch das Auffallen der Wellen vom sensorischen System her physiopathisch werden, sozusagen falsch reizbar werden.

Wir wollen übrigens Eltern nicht ohne Trost lassen. Es kann sich ja, wie z. B. die Schnelligkeit des Wachstums des Kindes, auch eine - R-Gehirnverfassung in früheren Jahren bessern.

*

Einem - R-Menschen ist also physiologisch notwendig fast alles lästig, es wird fast alles abgelehnt, auch ohne peripheres Leiden wird ihm fast alles zum Leid. So ist das immer weinende Kind, das immer grantige Kind, und diese Konstitution ist dann eben dem allzeit Mißmutigen geblieben, dem immer Verdrießlichen, immer Mürrischen.

Nur halte man sich vor Augen, daß wir nicht von einer kompletten Charakterfigur in Bausch und Bogen reden, sondern nur von Einer Eigenschaft derselben. Durch „Ablehnen“ ist ein Mensch noch lange nicht ein geschlossener Charakter; diesem einen Zuge können sich eventuell andere Eigenschaften in kompensierender Wirkung gesellen.

Man darf wohl annehmen, das Wesen des - R sei eine habituelle Müdigkeit, Mattigkeit, Ruhebedürftigkeit der Reaktionsinnervationsfelder. Und es besteht somit dadurch auch für solche R-Felder eine Ähnlichkeit mit einem altersschwachen Hirnteil.

Dieser Widerstand gegen äußere Einflüsse, dieses Abwehren der Aufstörung aus der Ruhe ergibt pathologisch vergrößert den Negativismus.

*

Im konträren Gegensatz zum -R gibt es das konstitutionsmäßige +R, ein Gehirn, dem jeder primäre oder sekundäre Impuls eine anziehende, festhaltende Sensitivität auslöst, dem alles willkommen ist. So ist das immer heitere, immer lachende Kind. Wenn ein - R-Hirn durch jeden Wechsel, jedes Neueintreten erschüttert wird, so fühlt sich ein +R-Hirn auch bei jedem Wechsel wohl. Es sind die spezifischen Felder gesund. Ein richtiges Bad, gute Luft, gute Verdauung bewirken, auf kurze Zeit wenigstens, daß alles im heiteren Lichte erscheint. Jene Momente mußten also die Reaktionsfelder in die + R-Verfassung gebracht haben; aber auch ohne solche Momente befindet sich ein +R-Hirn zeitlebens in dieser frischen gesunden Verfassung.

*

Es wäre läppisch, nicht zu bemerken, daß auch das +R-Hirn sich an Schmerzzufügungen nicht erfreuen kann; es wird aufgelegte Entbehrungen auch mit -R beantworten; aber selbst das wird gemildert sein durch häufige Reaktionen, die von verschiedenen Seiten und Bildern seiner heiteren Empfänglichkeit zugeführt werden. Und ebenso wird ein -R-Hirn sich über einen klaren Glücksfall nicht anders als freuen können. Aber auch diese Freude wird geschwächt durch vielerlei - Reaktionen, die durch bedenkliche Vorstellungen angeregt werden. Selbst das Gute, Annehmbare wird bei ihm zunächst auf Widerstand stoßen, weil das Gehirn in seiner Mattigkeit, Bewegungsscheu auf jeden Wechsel überhaupt mit -R reagiert. Und einem Erwachsenen mit -R kann man Schönheiten, Meer, Gebirge bieten, so wird sein ruhebedürftiges Gehirn dieses Aufrütteln nicht als fraglos und klaglos angenehm empfinden. Es wird natürlich eine +-Sensitivität auch einmal einer Depression unterliegen, und ein -R seine Freude haben, etwa Schadenfreude, aber es dreht sich um einen dominierenden Lebenshabitus, der nur in der Gehirnreaktion wurzelt.

Die -R sind die Verdammten, die +R sind die Gesegneten.

3. Bei habituellem -R könnte sich auch eine habituelle universelle Angst einstellen, indem die Person - ohne zu wissen, daß sie selbst durch ihre Anlage an der Widerwärtigkeit der Erlebnisse Schuld trägt - in der Erinnerung, daß ihr fast immer nur Unangenehmes widerfährt, Angst gewissermaßen vor dem ganzen Leben akquiriert. Es besteht aber durchaus keine Notwendigkeit, daß solche umfassende Scheu vor dem Leben sich auf Grund des -R einnistet. Freilich kann dieses Unglück nur ausbleiben, wenn einer der wenigen physiologischen Grundfaktoren, die wir alle bald kennen werden, zufällig entgegenwirkt.

*

An dieser Stelle, zu der wir jetzt beim Gang der Betrachtung über R gelangt sind, ist es vielleicht Zeit, ein paar methodische Punkte, die für unseren Systementwurf programmatisch sind, bloßzulegen. Für die vulgären, jämmerlich schlechten Schilderungen von Personen stehen hunderte Worte im Gebrauch, die man nicht so sehr schamlos als gedankenlos in einem und demselben Satze sich kreuzen läßt. Solche Wortsammlungen sind so wenig unsere Sache als die durch Pflanzenbetrachtungen geweckten Ausrufe, wie herrlich, reizend, welcher Duft, wie schlank, die wissenschaftliche Behelfe für den Botaniker sein können. Wir stellen die Grundkräfte fest in ihren verschiedenen Modalitäten und stellen ihre Kombinationen fest. Und da muß man hauptsächlich sich darüber klar sein, daß die gleiche physiologische Verhaltensweise in verschiedenen Situationen zu verschiedenen Auswirkungen kommen muß, während sie dabei in sich dennoch genau dieselbe bleibt. Um jenen oben angedeuteten Fall als Beispiel auszunutzen: es wird der Mensch, bei dem durch

–R eine umfassende Ängstlichkeit habituell geworden wäre, einmal etwa der Schüchterne heißen, einmal etwa der unscharf, zerstreut Auffassende, der Schüchterne in der Gesellschaft, der Zerstreute vor dem Lehrer. Aber es ist bei den diversen Gelegenheiten die gleiche Funktion, in ihrer gleichen Ableitung aus dem –R, durch die verschiedene Situation nur scheinbar verschiedenartig, ins Spiel gekommen.

Ein anderer Punkt, dem die Aufmerksamkeit zugewendet bleiben muß: im Laufe des Lebens müssen die Funktionen ihre rein logisch-psychischen Konsequenzen haben, die aber an sich nicht mit gehirnständigen Charaktereigenschaften zu verwechseln sind. Die Scheu vor allen Eindrücken, von der wir oben sprachen, wäre nur ein bloßes Resümee der gewohnten Erlebnisse, ausgedrückt in einer Stellungnahme oder Maxime, also eine logisch-psychische Konsequenz, aber durchaus nicht eine urheimische Anlage.

Nach der Aufstellung dieser wichtigen methodischen Grundsätze fahren wir in der Skizzierung der R-Reaktionen fort.

*

4. Alle die Reproduktionen der ersten Eindrücke, der Vorstellungen, des J, nämlich Erinnerung, Vorstellungskombinationen, die wir mit J2 bezeichnen werden, müssen, wie schon gesagt, entsprechend ihrer erstmaligen Begründung und an sich, auch + R oder – R auslösen; solche sekundär ausgelöste Reaktionsmotorik ist jedoch schwächer als die primär entbundene. Auch die aktiven motorischen Akte, wie das Sichstraffen, alle Zweck-Innervationen, die Ansätze zu Innervationen, Augenmuskelspannungen, Fixieren, müssen die Sensitivität herausfordern. Also Künftiges vorwegnehmend: da die verschiedenen Anspannungsinervationen beim Handeln, beim Urteilen, die Unvollständigkeit der Reihen, das Spähen immer Sensitivität in Gang setzen, so werden – R-Hirne im allgemeinen auch am Denken und Schaffen keine Freude haben. Jede Fragestellung, jedes Drängen zu einer Urteilsfällung wird zur Last. Der + R hat auch an jedem Rätsel, jeder Schwierigkeit seine gesunde Sensitivitätsregung.

5. Es kann, wie schon hervorgehoben, vorkommen, daß mit der jugendlichen Entwicklung eine totale Konstitutionsveränderung im Gehirn eintritt, aus dem wehleidigen, ungesunden Hirn kann ein erlebensbereites, gesundes Hirn werden, und leider auch umgekehrt. Immer aber ist es der endliche, schon in jungen Jahren stabilisierte Sensitivitätszustand, der die entsprechenden Charaktereigenschaften begründet. Es ist einer der vielen langweiligen, romantischen Dilettantismen, den Charakter in zufälligen Jugendeindrücken gegründet anzusehen. Die Charaktereigenschaften sind nur durch die innere Gehirnkongstitution gegeben. Die Umgebungserlebnisse sind nur Material für die Gehirn-

autonome Behandlung. Die Auswahl des Favorisierten unter all dem Möglichen, was sich darbietet, erfolgt nur gedrängt durch innere individuelle Eigenschaften.

6. Wir haben die Eigenschaft der Sensitivitätslosigkeit berührt, des dauernd ausgesprochenen – R, und des dauernd ausgesprochenen + R. Wie aber aus histologisch-chemischen Ursachen bei manchen Menschen die Verdauung anhaltend gut, bei manchen anhaltend schlecht, bei anderen die Kraft der Verdauung, der Drüsentätigkeit rasch wechselt, zwischen entsprechend und nicht entsprechend pendelt – abgesehen natürlich von krankhaften Störungen – ebenso können die Innervationsfelder einer Art von Individuen in ihrer Gesundheit normalerweise rasch schwanken. Es gibt also neben jenen charakterisierten, eindeutig herrschenden Innervationsarten Wechselhirne mit ihren, wohl vom schwankenden Ernährungszustand abhängigen, raschen Metamorphosen. Wir denken hierbei nicht an Zyklithymie, wo es sich ja um länger dauernde, verschiedene Stimmungs- und Gebarungsperioden handelt. Wir sprechen hier nur von raschem Wechsel, von Ebbe und Flut, von rascher Fluktuation zwischen Gesundheit und Hinfälligkeit in den Hirnfeldern. Es zeigt sich rasch hintereinander einmal der Habitus von abwehrendem Ausschlag, einmal von annehmendem Ausschlag. Gibt es also dauernd ablehnende und dauernd angliedernde Menschen, so gibt es andererseits auch Hirne eines rasch wechselnden R. Dieses ist die physiologische Basis für die ihrer selbst unsicheren und, in Konsequenz davon, unzuverlässigen, schwer zu behandelnden Personen.

7. Eine weitere wichtige Unterscheidung kommt in das + und – R durch zwei Momente, die sich wie aus der Erfahrung, so auch durch allgemeine biologische Analogie aus der Physiologie der Innervationen ergeben müssen. Wir meinen Intensität und Dauer einer Nerventätigkeit. Es kann jede prägnant ausgebildete – Reaktion oder + Reaktion stark oder schwach sein und sie kann lange dauern oder bald verklingen.

Selbstverständlich ergeben sich – ohne daß man hierbei an fertige Menschentypen denken darf – Kombinationen der Modalitäten der sensitiven Eigenschaften. Jeweils + R-, – R- und Wechsel-R-Hirne können ihre Reaktionen stark-langdauernd, schwach-langdauernd, stark-kurzdauernd, schwach-kurzdauernd ausführen.

Die verdrießliche Sensitivität etwa kann physiologisch elementar, bei verschieden langer Schwingung, tiefgehend oder seicht sein. Es ist nichtssagend, wenn der Deklamator von einem Menschen sagt, „er sei tief“ oder „er sei seicht“, solange er nicht sagt, in welchen Beziehungen. Denn es kann ein Mensch – davon wird noch manches zu sprechen sein – in seiner Stimmung tief und in seinem Denken seicht sein. Die verdrossene Sensitivität kann für jeden Anlaß nachhaltig sein oder rasch verlaufen. Gleiches gilt natürlich für + R: es

kann hoch oder flach sein. Es kann ein an sich freudiger Mensch mächtig oder unbedeutend in seiner Reaktion sein; sie kann bezüglich eines Ereignisses langhin fluten oder bald versickern.

Es gibt freilich manche – es sind große Menschen –, die auf Gut und Böses stark reagieren, andere, die auf Gut und Böses schwach reagieren, aber immer wird + R oder – R nach Intensität und Dauer weitaus überwiegen.

Um nur ein wenig zu exemplifizieren. Im starken + R, ebenso auch im starken – R, werden die verschiedenartigen echten Dichter wurzeln, vorausgesetzt, daß ihnen von gewissen anderen Feldern her Hilfe kommt. Starkes und anhaltendes – R begründet die Menschen, die sich die Dinge zu Herzen nehmen, so zum Urunglück bestimmt. Schwaches – R begründet die Menschen, die unfroh sind, jedoch stumpf. Das starke und anhaltende + R macht den urfröhlichen Gesellen, den wir so selten finden, am ehesten noch unter Künstlern.

Solche Aufstellungen sind verhältnismäßig klar gegenüber völlig unbestimmten Ausdrücken, wie „leidenschaftlich“. Man könnte schon kurze, starke Reaktionsart als Leidenschaftlichkeit bezeichnen wollen, oder erst langdauernde, starke mit dem Ehrennamen belegen, oder erst diejenigen Menschen leidenschaftlich nennen wollen, die noch einen Gedankenfonds dazu haben oder ausgreifend in Unternehmungen sind. Solche vage, vieldeutige Ausdrücke sind eben keinen Kreuzer wert.

Das, was man „tiefe Empfindung“, oder mit dem so schmächtig abgegriffenen Ausdruck „tiefes Gefühl“ nennt, wird zum wenigsten durch starke Reaktionen repräsentiert, vielmehr durch andere bei J2 zu würdige Umstände.

8. Wir gedachten bisher aber nirgends jener allgemein einsetzenden Ermattung, die das Gehirn eines jeden nach langer Betätigung trifft, wie eben der Lebendigste auch schläfrig wird. Und es spielt auch keine Rolle jene vorübergehende Ermattung, der jede physiologische Anspannung ausgesetzt ist. Selbst nach einem Erfolge, nach einem Aufschwunge stellt sich rein physiologisch eine Stille ein, die den Essayisten und Romanschreibern interessant und rätselhaft ist, die aber sonnenklar, unvermeidlich und nicht besonders interessant ist. Auch nach vielem Denken folgt eine Erschöpfungsstille.

9. Wahre, eigentliche Charaktereigenschaften und Anlagen kann man, wenn man Gelegenheit hat, vielleicht einmal an Hühnchen leichter studieren als an Menschenlein. Man streut den Hühnern Brosamen; manchen ist die Wurfbewegung schon fatal; manche haben sogar schon ausgebildete Angst; manche nehmen, wenn ihnen ein anderer Schnabel zuvorgekommen ist, die Enttäuschung leicht hin; manche ärgern sich darob im Ur- – R-Hirn; manche verfolgen sofort den glücklichen Erhascher – was aber bereits zur motorischen Aktion gehört.

Man beachte die Kinder, die kleinsten Püppchen: manche, wenn man sie anlächelt oder ein komisches Gesicht macht, stutzen; manche werden auf das Lachen hin betroffen; später ängstigen sich sogar manche darüber; manche rufen schon ihr abwehrendes Nein; manche, verhältnismäßig wenige, akzeptieren die fremde Erscheinung, lächelnd.

*

10. Wir wollen noch ein Beispiel für rein logisch-psychisches Verhalten bieten, das an sich keine Charaktereigenschaft darstellt, sondern nur notwendig aus einem wahren Charakteristikon folgt. Hat eine – R-Person endlich doch eine Impression, ein Objekt oder eine innere Vorstellungskombination gefunden, die ein Minimum von – R bietet, ja sogar ein stärkeres + R, so wird es den Verlust dieser so seltenen Sache oder Idee umso schmerzlicher empfinden, mit dem stärksten – R beantworten und kaum ertragen können. So kann diese Person, trotz ihrer allgemeinen Ruhebedürftigkeit, in einem solchen Momente irrtümlich als „leidenschaftlich“ bezeichnet werden.

Oder eine + R-Person wird durch einen Verlust stark erschüttert; sie findet aber ihrer Natur gemäß bald wieder Anlaß zu einer freudigen Reaktion. So wird diese jeweilig vielleicht auch Schmerz tief empfindende Person als flach erscheinen.

*

11. Die abweisende wehleidige Reaktionsart, das – R, das also in einer organischen, leicht verletzbaren Ruhestellung liegen muß, in irgend einer Trägheit, die von einer Bewegung gestört, nach Abwehr wieder in Ruhe zurücksinkt – ermöglicht noch keinen Schluß auf die Beschaffenheit anderer Felder. Wie der Magen gut, das Pankreas schlecht funktionieren kann.

Man lasse nicht außer acht, daß wir bisher nur von der Sensitivität, von der reaktiven Motorik sprachen, aber noch nicht von dem in die Außenwelt, in langen Zügen, direkt oder indirekt eingreifenden Abwehren der Ursachen der Verdrießlichkeit und dem Anstreben und Festhalten der Ursachen der Freudigkeit – das liegt bei der aktiv arbeitenden Motorik.

B. Motorische Aktion

a) Ihr Wesen

Die von den sensorischen Impressionen unmittelbar reflexiv erregte Ergreif- und Abstoßtätigkeit, die reaktive Motorik, mit Innervationen und Folgeempfindungen, erstreckt sich in der frühesten Jugend fast über alle Organe. Aber

sie tritt sehr bald einen bedeutenden Rückzug an und bleibt auf bestimmte Gebiete eingeschränkt. Ihr gegenüberstellen darf man unbedingt eine rein aktive Motorik. Eine freudige Zuckung des Armes, ein Aufschrei gehört zur reaktiven Motorik; das langsame Ausstrecken des Armes nach einem Gegenstande, das Aussprechen von Worten, alles hundertfältige Treiben in der Außenwelt gehört zur aktiven Motorik. Erlauben wir uns die Antithese: dort Rührung, hier Sichrühren. Diese Abgrenzung ist aber noch zu erhärten.

Gegen sie könnte Folgendes zu sprechen scheinen. Wir haben – siehe die letzten Beispiele – die Tatsache nicht verborgen, daß die Innervationsfelder der reaktiven und der aktiven Motorik teilweise wenigstens die gleichen sein müssen. Nur teilweise! Denn es gibt ja reaktive Motorik auf Eindrücke hin, wie Tränenerguß, Herzalteration, Drüsenfunktion, Gefäßerweiterung und -verengung, mit ihren Folgeempfindungen, die der aktiven Motorik ganz entzogen ist. Andererseits haben beide Arten von Motorik, deren Innervationen an sich nie empfunden sind, doch in gleicher Weise die Gesellschaft der durch zentripetal zurückströmende Erregungen gegebenen Folgeempfindungen. Ferner gibt es sowohl in der reaktiven als in der aktiven Motorik die wichtigen Innervationsansätze und Reste. Dort bei einer freudigen Aufwallung, hier etwa bei der nicht ausgeführten, aber angesetzten Bewegung, jemanden niederzuhauen. Ein Teil, aber nur ein Teil, von reaktiver Motorik mag in denselben Gehirnfeldern sitzen wie die aktive Motorik; indes nichtsdestoweniger ist uns um die Unterscheidung und Abgrenzung beider nicht bange.

*

Wir setzen also die Betrachtung dieser Scheidungsangelegenheit fort. Es mag sich ein Unterschied aufdrängen, den man auszunützen versuchen könnte, um für die bloß scheinbare Verschiedenheit von Reaktion und Motion lediglich Vorstellungsfelder verantwortlich zu machen – wie folgt. Die reaktive Motorik erfolgt schon auf eine primäre Vorstellung hin, die aktive Motorik erfolgt meist, nachdem sich sekundäre Vorstellungen und Reihen ausgebildet haben; die Armzuckung des Kindes gegen ein Objekt hin wird erst zum starken aktiven Armstrecken, wenn sich eine Bedürfnis- und Erfüllungs-Vorstellungsreihe ausgebildet hat. Und wenn sich beim Großen angesichts eines äußeren primären Objektes ein Handeln unmittelbar einstellt, so geschieht das doch nicht ohne Kenntnis der Bedeutung des Objektes, also nicht ohne sekundäre Vorstellung. Man könnte daraufhin glauben – während man freundlich die unserer reaktiven Motorik sicher reservierten Tätigkeiten zugeben wollte – der Unterschied der von uns, vorgeworfenermaßen ohne Berechtigung, aufgestellten Motorik-Arten liege nicht in den Bewegungsursprüngen, sondern in den Bewegungsanreizen: die von uns sogenannte aktive Motorik sei dieselbe wie

die reaktive, der Unterschied liege nur in Anstiftung der ersteren durch die sekundären Feld-Bewegungen, durch Zukunftsvorstellungen und Pläne. Und wenn wir einwenden würden, es gebe doch verschiedene Modalitäten der aktiven Motorik, kräftige Bewegungen der Arme und Sprachorgane und andererseits laxe, schlaffe Bewegungen, so würde man behaupten wollen: gerade dieser Unterschied rühre eben nur von der Stärke des Anreizes aus den Gedankenfeldern her.

*

Eben hier, würden wir frohlockend entgegen, liegt der Umschwung zu unseren Gunsten, zu Gunsten der tiefen inneren Scheidung von Reaktions- und Aktionsmotorik. Denn jene Behauptung von dem maßgebenden Einflusse der Anreizstärke von den Vorstellungen her – ist so falsch, daß gerade durch den Hinblick auf jene Verhältnisse unsere Berechtigung der Statuierung einer besonderen Motionsmotorik erwiesen ist. Hat es doch jeder oft erfahren, an sich und anderen, daß die größte Kraft in den Vorstellungsfeldern, also der hellste, deutlichste Gedanke und Plan nicht imstande ist, die Leibesaktionsorgane in Bewegung oder in rechten Schwung zu setzen. Wir dürfen also beruhigt eine separate aktive Motorik annehmen. Die Aufstellung einer solchen ist unumgänglich und wird sich fruchtbar erweisen.

*

An der Tatsache, daß die reaktive Motorik ihren besonderen, der aktiven Motorik entzogenen Wirkungsbereich hat, ist nicht zu rütteln. Wenn aber weiter die reaktive Motorik teilweise auch auf denselben Feldern sitzt, wie die aktive Motorik, so könnte ihr großer Unterschied etwa auf folgenden Verhältnissen basieren. Es könnten stärkere Impulse als die für die vibrierende Reaktion genügenden nötig sein, um die mächtigen, große Gliedmaßen anhaltend bewegenden Innervationen zu erzielen. Es wäre also das Maß des Antriebes für reaktive Motorik überhaupt und durchaus geringer und unansehnlicher als das Maß für den Antrieb der aktiven Motorik, wo starke Impulse nötig sind, um die durch Verbindungen zusammengekoppelten, koordinierten Rumpfgliedmaßen-Kehlkopfmuskeln in ihren langwährenden, breiten Gang zu bringen oder in ihm zu erhalten. Auf dieses Maß physiologischer Energie hätten wir schon das Recht, auch ohne daß man leider die speziellen Veranstaltungen dafür kennt, eine besondere aktive Motorik der reaktiven entgegenzusetzen. Durch die aus mannigfachen Sollizitierungen entstehenden sekundären Feldbewegungen könnte mehr Innervationskraft innen im Zentrum in Umlauf gesetzt werden als durch den einfacheren Stoß des primär von der Peripherie her bewegten sensorischen Feldes.

Allein schon der Unterschied zwischen den mehr zuckungsweise und stoßweise erfolgenden reaktiven Bewegungen und den langdauernden, nachdruckvollen, aktiven Bewegungen rechtfertigt den Dualismus der Kategorien.

Es kann die motorische Energie nicht in der ausgebildeten sensorischen Feldbewegung, nicht in der Vorstellungsdeutlichkeit begründet liegen. Es kommt für den Bewegungs-Elan nicht auf die Deutlichkeit und Helligkeit der Zielvorstellung an. Um sich an einem ganz ähnlichen Verhältnis zu orientieren: wenn jemand in körperlicher oder geistiger Not meint, er könnte sich zum Fenster hinabstürzen, so ist die Stärke und Klarheit der Vorstellung dieses schönen Unternehmens nicht um ein Haar geringer, als wenn er sich wirklich hinabstürzt. Der Gehirntumult fehlt nur, die vulkanische Motorik fehlt. Sie rührt klarerweise von wo anders her als von den Bildern und Ideen.

Wir dürfen also neben dem J2 und der reaktiven Motorik eine aktive Motorik annehmen; und dieser Ansatz wird sich bewähren.

*

Wenn wir die aktive Motorik als Zielmotorik definieren würden, so wäre sicher damit nicht gesagt, daß in der Motorik eine Zielstrebigkeit liege. Diese Innervation der bewegten Leibesorgane, der Sprachwerkzeuge, der Augen, die sich besonders auf Erinnerungen, Bedürfnisse und Vorsätze hin an die Arbeit macht, erhält ihr Ziel gesetzt von den sekundären Vorstellungen. Sie ist deren Exekutive, sie ist aber gleichzeitig die einzige Kraft all' dieser Zukunftsvorstellungen. Diese aktive Innervationsmotorik in ihrer autochthonen Selbstherrlichkeit gibt eine Grundcharaktereigenschaft.

*

Wir wollen hier nicht von der Wechselwirkung zwischen R, M und J2 sprechen. Nur einen Satz, um den Unterschied zwischen R und M zu zeichnen. Schwach R ist wohl verbunden mit schwach M. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es die Kombination einer sehr schwachen Reaktion mit einer starken Aktion gibt. Es scheint, wenn die an sich leichter zu bewerkstelligende Reaktionsmotorik nicht kräftig geleistet würde, dann könnte die stärkerer zentraler Mittel bedürftige Aktionsmotorik verhältnismäßig nur noch schlechter zustandekommen. Doch wollen wir damit nicht rechnen. Aber jedenfalls kann vorkommen: ein starkes R, dabei starkes J2, reiche, deutliche Vorstellungen, und doch Mangel an M, an aktiver Motorik, was man also Passivität nennen kann. So separat sind die beiden Arten von Motorik zu fassen.

*

Alle verwickelten Unternehmungen gehen schließlich, so sonderbar das dem „großzügigen“ denkenden Laien vorkommen mag, immer zurück auf Reihen von Leibesbewegungen. Man muß, wenn man sich einer Sache annimmt, hantieren, anpacken, gehen, laufen, manipulieren, schreiben, reden, streiten, sich mühen – das alles hängt von der aktiven Innervation, von der Bewegungsbereitschaft ab. Wer das starke M hat, ist heiß hinter einer Sache her. Freilich muß nicht jede größere, eifrige Unternehmung aus der Kraft der aktiven Motorik kommen, solche Taten können auch von einer anderen Seite kommen, aus intellektuellen Quellen fließen; aber es ist ein klarer Unterschied zwischen der von anhaltenden Vorstellungen im Gang gehaltenen Tätigkeit und der eigentlichen betriebsamen Rührigkeit der ursprünglichen Motilität. Man kann einen eisernen „Willen“, wie man sagt, bei schwacher physiologischer Motorik haben; aber die gewöhnliche Wurzel der Tatkraft der meisten Menschen ist die physiologische Aktionsmobilität. Siehe das bald Folgende.

*

Es wird also nicht mißverständlich bleiben, was wir unter M verstehen: die nach Vorstellungen und Bedürfnissen von den motorischen Feldern auf Arme, Beine, Rumpf, Sprachorgane, Augenmuskeln ausgehenden Innervationen, Impulse mit ihren Muskeleffekten. Wir machen einen großen Unterschied zwischen zwei Arten von M: das M, das sich nach außen im Greifen, Laufen, Raufen, Überwinden äußerer Widerstände und auf die Sprachwerkzeuge richtet, und ein anderes M, das sich auf das Augenfixieren, auf Beherrschung der Gesichtsmuskeln richtet. Letzteres bezeichnen wir mit Mi. Es ist für uns hier aber nicht wichtig das Fixieren äußerer, vorstehender Objekte, sondern die Fixation, die sich einstellt, wenn Erinnerungen und Phantasien im Bewußtsein stehen. Dieses Spähen ist eine Bedingung der Intelligenzkraft. Die außerordentliche Tragweite des Mi wird man nicht leicht ahnen. Wir werden sie an geeigneter Stelle explizieren. Durch diese tief zentral wurzelnde Spähfixation werden die Vorstellungen dazu gebracht, Revue zu passieren und sich dem Verglichenwerden auszusetzen.

b) Modalitäten der motorischen Aktion und Mi

Die äußere Motorik zeigt Modalitäten auf, die unsere verschiedenen Charaktereigenschaften nach einer Richtung hin faktisch ausmachen. Es gibt starke und schwache Motorik. Man kann hierbei nicht von plus und minus M sprechen, denn es dreht sich hier nicht, wie beim R um reflektorische Entgegensetzungen, wie Festhalten oder Abstoßen, sondern immer um Lenkung der Organe. Die relative Stärke des M könnte dadurch bedingt sein, daß

die Innervationsimpulse in ihrer Impetuosität variieren; oder dadurch, daß der Übergang der Impulse auf die peripherwärts leitenden, zentrifugalen Bahnen leicht oder schwer ist, daß die Feldmotorik bei der Ausgangsstation der Nerven auf ungehorsame Trägheit stößt; oder es könnten auch in der Konstitution der Muskeln und Sehnen verschiedengradige Widerstände liegen. Aber über den Unterschied starker, leicht ansprechender, vehementer, aktiver Motorik und schwacher, langsamer, matter, aktiver Motorik wird man nicht herkommen.

Es wäre natürlich ein Irrtum, wenn man unsere leichte oder schwierige zentrale Motionsdisposition mit Muskelschwäche und Muskelstärke verwechseln würde. Es gibt Athleten mit Ruhebedürfnis, Riesen mit Feigheit.

Weitere Unterschiede in den M-Modalitäten. Es kann sowohl das starke als das schwache M, vermöge zentraler Konstitution oder Ernährungsart, raschere oder langsame Erschöpfbarkeit aufweisen. Die Innervationen können in anhaltender Kontinuität vor sich gehen oder längerer Pausen bedürfen, dauernd sein oder mehr zuckend, gewissermaßen krampfhaft. Die Motorik kann wechsellustig sein; die aufgeregte Motorik sinkt rasch wieder in den Ruhezustand zurück.

Solche, die sich in unsere angestrebte, strenge und harte Systematik nicht hineinfinden können, werden glauben, mit unserem Gerede von M sei einfach starker oder schwacher „Wille“ gemeint. Das wäre ein großer Irrtum. Zum Willen gehört ein ganz anderes Felderspiel als der bloße motorische Elan. Hier handelt es sich nur um die reine Innervations- und Stoßkraft, und diese ist tatsächlich die natürliche Urbedingung für Tatendrang und Geschäftigkeit. Wir sagen „natürlich“ zum Unterschied von dem durch die Anforderungen des Lebens geschaffenen Zwang zu Handlungen. Wird man indes durch Vorstellung geistiger Bedürfnisse zu Aktionen gedrängt, d. i. durch den Willen, ohne daß starkes, leichtfallendes M ihre Operationsbasis bildet, so muß ein – R, d. h. Ablehnung, Schwererträglichkeit des motorischen Aufwandes entstehen. Die Bewegungsleichtigkeit und Bewegungsstärke macht die Anlage der Mehrzahl der in die Außenwelt rüstig eingreifenden Menschen aus. Es kann ein Mensch ohne starkes M durch seine Ideen und Pläne zum Kampfe mit der Außenwelt gebracht werden – aber er muß sich dazu zwingen. Der motorisch Starke tut das leicht, mit drängenden Impulsen. Man muß bedenken, daß alles, was in der Welt praktisch gemacht wird, und was an sich unbedeutend, lästig, langweilig, ist, meistens und hauptsächlich mit Motorik, die nicht erlahmt, unternommen wird. Alle Agitation besteht in Anstrengungen, im Leu-

teaufsuchen, Herumlaufen, Schreiben, Reden halten, Wagen. Für solche Dinge ist derjenige von Natur aus tauglich, der die starke Motorik hat; einer mit schwacher Motorik, wenn auch gutem Willen, muß sich dazu zwingen und würde alles das lieber unterlassen.

Auch die Nachahmungslust ist weniger die Wirkung von Vorstellungen als die Wirkung leichtflüssiger Motorik.

Bei den meisten Menschen hat der linke Arm und die linke Hand weniger Kraft, Koordinationsfähigkeit, Geschicklichkeit und also weniger Bewegungslust als rechter Arm und rechte Hand. Dieser Unterschied kann als Symbol dienen für den Unterschied zwischen allgemeiner starker und schwacher Motorik. Ein Bild natürlicher schwacher Motorik ist gegeben durch die Frauen. Welcher Unterschied im M zwischen Burschen und jungen Mädchen! Man komme uns hier nur nicht mit den seltenen Ausnahmen wilder Mädchen! Die Mädchen haben kein angestammtes Bedürfnis zu laufen, zu steigen, zu klettern, zu ringen, herumzustoßen, Dinge kräftig an sich zu reißen, sie sprechen auch nicht mit der kräftigen Intonation der Burschen; sie sind nur schwatzhafter. Der Tanz bedarf bloß minimaler Motorik; zu sportlichem Treiben reizt sie nicht so sehr der Arbeitsimpuls, als, sagen wir, Freude an Geselligkeit. Man kann sie natürlich zu allem dressieren; aber es fehlt ihren motorischen Feldern der Urdrang zur gewaltigen Motio.

In jenen hervorgehobenen Unterschieden innerhalb des M haben wir Verschiedenheiten von Charakterfakultäten – die dann natürlich in Verbindung mit anderen ihre Urrolle spielen. Es gibt, dem früheren zufolge, als aktivmotorische Charaktereigenschaften – in Abkürzung gesprochen – Starkgriffigkeit und Schwachgriffigkeit, zähe und erlahmende Griffigkeit, stetige und aufflackernde Griffigkeit; und sie können in der Tätigkeitsart eines Individuums auch zeitweise, aber nur in geringem Grade wechseln.

Eine der wichtigsten Funktionen des M liegt in der zentralen Sprachgewalt. Die peripheren Sprachwerkzeuge an sich sind durch ihre vorgeschobenen Ganglien oder durch ihre Muskelbeschaffenheit leicht oder schwer beweglich: die periphere Artikulation kann leicht oder schwer fallen. Aber noch wichtiger wird es sein, daß die sprachmotorischen Hirnfelder – natürlich nachdem akustische Vorstellungen vorhanden sind – von stärkerer oder schwächerer

Impulsivität sein können. Um dies zu verdeutlichen, wollen wir den Fehler be-
gehen, eine Kombination, von der der Systematik nach später zu handeln wäre,
sie vorwegnehmend, hier anzuführen. Damit man stark und rasch spreche,
müssen die Benennungen der Dinge und der Abstrakta rasch zufließen, und um
sie auszusprechen, muß der Weg zu den Sprachwerkzeugen leicht gangbar sein,
und die zentralen Sprachinnervationen müssen vehement sein. Diese – wenn
man will – glückliche Union eignet dem sogenannten guten Redner. Doch ist er
damit noch nicht in seiner Gänze gemacht.

Frauen, von denen wir schon behauptet haben, daß sie nur schwache Motorik
besäßen, haben auch keine Force in der Sprachmotorik; ihre Zungengeläufig-
keit hat andere Gründe; ihre Hirn-Motorik bleibt auch in sprachlicher Bezie-
hung schwach und flach.

Die Sprachlangsamerkeit, Sprechfaulheit, die so vielen Menschen anhaftet,
kann natürlich durch Verhältnisse der Intelligenz begünstigt werden: aber sie
ist an sich, wie ihr Gegenteil, eine Ureigenschaft der Menschen.

Es ist für unsere Zwecke nicht nötig, das allgemeine M im Hinblick auf
Sprachmotorik noch durch einen Index zu differenzieren. Aber es kann hervor-
gehoben werden, daß man in der Motorik im allgemeinen starkgriffig sein
kann, bezüglich der Felder für die Sprachorgane aber schwachgriffig. Das lang-
same, stockende Reden kann auch davon kommen, daß man Gedanken ordnet,
oder daß es einem eigentlich langweilig ist, mit den Angeredeten etwas zu tun
zu haben. Es müßte eben immer eruiert werden, welches die maßgebenden Ur-
sachen der speziellen Motorik seien.

*

Wollen wir wieder an unsere Püppchen vom R denken, denen man ein Ge-
sicht macht oder die man anlacht: stark motorische machen ein Gesicht zurück.
Ebenso; zwei Kindlein sitzen auf dem Schoß der Mutter, mit Zweiglein in den
Händen, beide lachen; eines sitzt ruhig, aber eines greift um sich, will alles grei-
fen, schlägt mit seinem Zweiglein – dieses Kind ist stark motorisch; und beider
Charakter, wenn nicht ein völliger Umschwung vielleicht durch Krankheit
noch zur Kinderzeit in ihre Konstitutionen eintritt, ist für alle Zeit kenntlich
geworden, wie immer ihr Schicksal sein möge; mag das stark motorische Kind
vielleicht Notenabschreiber werden müssen und mag das schwach motorische
vielleicht zum Parteiführer vorgeschoben werden.

*

Wir wissen schon, daß Einsätze in Reihen teils durch wirkliches Eingreifen,
teils durch Ähnlichkeitsmarkierung in Funktion der J-Felder selbst erfolgen.

Werfen wir nun einen Blick auf die von uns so genannte innere Motorik,
Mi, Blick-Motorik, Spähmotorik, deren Erfassung wir jetzt nahezulegen
haben. Es gibt keine eigenartige geistige Aufmerksamkeit, keine eig-
entümliche sogenannte Apperzeption. Es gibt keinen inneren Geister-
blick, den man auf bestehende Vorstellungen richten könnte, mit dem man sie
einfangen könnte, wodurch sie ja dann doppelt da wären, erhöht, unsagbar er-
leuchtet, wie lackiert. Es gibt statt alledem nur - nach einem dem Reihenbedürf-
nis dienenden primären Spähen – die Ansätze und Reste des Spähens wie des
Greifens. Die Augenmuskeln sind bei dem, das Reihenausfüllungs-Bedürfnis
begleitenden, Fixieren und Abtasten des äußeren Objektes tätig, die Gesichts-
muskeln sind dabei gespannt, der Körper gestrafft, wie bei einem lauern den
Hund, also ein Fall der Motorik. Man hat bei dem betreffenden Muskelspiel
deutlich die durch den Muskeltonus, die Spannung, erzeugte Empfindung, die
das Spähen begleitet. Wenn man nun schwankend nachdenkt, d. h. wenn sek-
undäres Vorstellungstreiben im Horizont, wie Schneetreiben, herrscht, und
man befindet sich in dem gleichen Späh-Fixierungs-Spannungszustand, so tre-
ten die Stabilisierungen ein! Diese Ansätze geben sogar dem auf Äußeres ge-
richteten Lauern an Intensität nichts nach.

Wer empfindet das alles nicht? Aber wer gibt so leicht zu, daß er außer die-
sem von sogenannter geistiger Aufmerksamkeit, Apperzeption nichts spürt?
Eher wird jeder gefällig und selbstgefällig zugeben, daß er das Weben des Ge-
nius und die Intuition in sich verspürt. Das Geistertum erleben wir nicht; alle
jene vermeintlich eigentümlichen Kategorien sind Imaginationen, lediglich der
Automatismus und das Mi hat Existenz.

*

Wir haben das jetzt Folgende schon früher gestreift und werden noch öfters
diesen Mi-Feststellungsvorgang erklären müssen. Man denke sich, heute abend
werde ich mich gut unterhalten, mit einer Tändelei abgeben; und zum Unter-
schied denke man, heute abend werde ich intensiv diese oder jene dringende,
schwierige Arbeit erledigen. Im ersten Falle: ein herumflackerndes Blicken, ein
Gesichtsmuskeltonus etwa wie beim Lächeln. Im zweiten Falle: zwingend fi-
xierte Augen, ein zusammengefaßtes, fast düsteres Gesicht. Und dieses Blicken
und die Körperanspannung, beides empfunden, ist auch alles, was neben dem
Vorstellungsgang zum Denken gehört. Das Mi hat die großen Folgen, denen
wir beim J2 wieder begegnen werden. Man bedenke doch staunend, daß man,
auch ohne durch Gesehenes zerstreut zu sein, auch im Dunkel, wenn man die
Augen schweifen und kreisen läßt, keinen Gedanken fassen kann.

*

Wenn man von charakteristischen Blicken spricht, so darf man nicht glauben, daß solches durch die Iris oder Pupille geboten wird. Es gibt also den leer schweifenden Blick und Gesichtsmuskeltonus, der zu der Zeit besteht, wann unter gleitenden Ideen gewisse zum Bleiben kommen; bei mühsamen Denken gibt es einen Blick, der mehr dem finsternen gleicht.

Wer würde nicht am Antlitz des Betrachteten erkennen, ob er von den beiden oben erwähnten Eventualitäten jene oder diese im Sinn hat? Welcher Maler oder Bildhauer wäre im Zweifel darüber, daß er jeden der beiden Zustände vollkommen deutlich und überzeugend in seinem Material ausdrücken könne. Blick und Spannung ist aber nicht Denkbegleitung, sondern ein Faktor für das Denkwesen. Darüber sei nun ernster gesprochen.

Man möge sich zunächst erinnern, daß das Schreiben dem Denken nachhilft und aufhilft und festere Formulierungen eingibt. Das kommt daher, daß jene beim Schreiben auftretende Straffung des Blickes die Vorstellungsunruhe bannt. Etwas genauer gedacht. Das Spähen und Fixieren, Mi ist eine Greifmotorik; es ist nun, wie wenn durch diese starke, bestimmte Innervation vom Augenmuskelfeld her nach rückwärts in die wogende Felder-Vorstellungsflut ein festeres Tempo gebracht würde. Es ist immer zu beachten, daß die sekundären Vorstellungen im Horizonte stehen! Unter dem Einflusse der Spähmotorik wandern die Vorstellungszüge langsamer vorüber, so daß sie sich dem Verglichenwerden besser stellen, d. h. daß ihre Ähnlichkeit und Unähnlichkeiten sich abheben, herausheben und markant Platz halten. Durch das Fixieren, das wie ein Bremsen in sensorischen Feldschwingungen hinein wirken muß, kommt Stabilität in die Vorstellungen. Das Mi bewirkt Halt! für die flimmernden Vorstellungen. Wir kommen darauf noch zurück.

*

Und diese Arbeit des Mi kann wieder ihre Modalitäten haben, sie kann häufig oder selten, stark oder schwach, anhaltend oder verflatternd sein. So wie das M überhaupt träge sein kann oder, wenn im allgemeinen rüstig, doch bald ermatten oder zähe verharren kann, so ist es auch um das Mi bestellt. Aber – deshalb haben wir diese beiden M getrennt – die allgemeine schwingvolle Leibesrührigkeit kann vorhanden sein, aber die Fixationsmechanik kann schwach sein. Und umgekehrt, M kann schwach, aber Mi kann stark sein.

*

Katzen haben im allgemeinen weniger Motorik als Hunde, die ja oft närrisch herumtun; beide haben starkes Mi. Frauen haben wenig Mi. Hat man unter den tausenden schönen und anmutigen Frauenbildnissen, die Mona Lisa nicht

ausgenommen, eines gesehen, das jene konzentrierte Miene, den gesammelten, wie ins Innere zurückgewendeten Blick zeigt, den viele Bildnisse großer Männer aufweisen? Es will nichts sagen, daß Frauen, falls bei ihnen ein solcher Blick angeschafft würde, ihn auch schauspielern könnten.

Es sei nochmals hervorgehoben, was den Einfluß der Vorstellungen auf das Gehaben ausmacht, rührt nicht von ihnen her, sondern von dem M, das in einem Menschen wohnt. Auf Grund dieser Erkenntnis sind die extremen Fälle zu beurteilen, wo sich eine gewaltig gesteigerte motorische Kraft in einem erkrankten Gehirn für Vorstellungen zur Disposition findet. Zum Beispiel beim Sadismus und Masochismus, dem erotisch Knechtenwollen oder Geknechtseinwollen. Die einfache Idee eines Mannes, diese widerstrebende Frau werde ich schon beugen, oder die Idee einer völligen Hingebung kann man ja nur in logischer und psychologischer Schlamperei Sadismus oder Masochismus nennen. Den großen, furchtbaren Fällen des Sadismus, des Masochismus, dem Prügeln, Stechen, Würgen, andererseits der Hörigkeit bis zum Kotessen, liegen jene genannten häufigen Ideen auch zugrunde; die Exzesse werden auch beherrscht durch Gewohnheiten, durch zufällige Eindrücke und Assoziationen. Aber das alles genügt nicht zur Erklärung. Die furchtbare Kraft beziehen die Vorstellungen, abgesehen davon, daß sie in dem Zustande der Eingesponnenheit solcher Menschen fast als einzige domizilieren, nur von dem gewaltigen motorischen Toben. Dort in der Motorik steckt der Wahnsinn.

C. Modalität der sensorischen Felder

Wir kommen nun zu den verschiedenen Möglichkeiten der Betätigung der sensorischen Felder, insofern sie den sekundären Vorstellungen, also den Reproduktionen, Erinnerungen und Phantasien gewidmet ist. Es ist sicher, daß die mehr oder weniger große Reproduktionstüchtigkeit – unter motorischer Mithilfe – den – Intelligenzcharakter ausmacht. Die Intelligenzeigenschaft trägt natürlich nicht nur das reflektierende, etwa literarische Leben, sondern das gesamte Leben.

Wir glauben gezeigt zu haben: dieselben Bewegungen, welche den ersten Eindruck, das primäre Vorkommnis repräsentieren, bilden auch an derselben Stelle, in einem Wettstreit mit eben herrschenden anderen Sinneseindrücken, in Abschwächung, in partialer Unvollständigkeit, auch die sekundär reproduzierten Vorstellungen, die Miniaturen. Wir schreiben diese Funktion, abkürzend: J2. Wodurch diese partiellen Wiederauffrischungen von Vorstellungen in beschränkter Erinnerungsform oder in mannigfach verschränkten Kombina-

nen, in Phantasien, Erfindungen, phänomenal angeregt werden, solliziert werden, haben wir schon auseinandergesetzt. Und die Modalitäten auf diesem Gebiete bilden die individuell verschiedene, sogenannte Geisteskraft. In welcher Weise R, die Sensitivität, und M, besonders aber Mi, auf J2 bestimmend wirken, und welche Wechselwirkungen stattfinden, werden wir baldigst darstellen. Jetzt müssen wir physiologisch, empirisch, deduktiv überlegen, welche Arten von sekundärem Vorstellungsleben überhaupt möglich sind.

Wir erinnern uns, daß die sekundären Vorstellungen, diese Nachwellen der primären sensorischen Wellen, auf verschiedene Anregungen hin solliziert werden. Ein wichtiges Sollizitierungsmittel sind primäre sinnliche Eindrücke selbst. Sie sind aber nur ein primitives Sollizitierungsmittel. Wir meinen das so: wenn einer etwa an denselben Ort kommt, wo er früher einmal eine Person gesehen hatte, so wird eventuell ein Quasi-Nachbild, die Miniatur jener Position solliziert, gestaltet; wenn er aber nicht an eben diesem Orte sich wirklich befindet, so fällt ihm jene Person nicht ein. Es ist also seine Reproduktionskraft in dieser Beziehung gewiß schwächer als die eines anderen Menschen, dem eine solche bekannte Person auch schon durch irgendeinen Ort solliziert wird, der jenem Ausgangsorte nur ähnlich ist. Und sie ist auch gewiß schwächer als die eines anderen Menschen, dem die bekannte Person schon bloß durch sekundäre Bilder, also bloß durch andere Erinnerungen oder Kompositionen von Bildern einfällt.

Es ist nun für den, der nicht nachforscht, schier unglaublich, wie schwach bei den meisten Menschen nicht nur die Phantasie ist, sondern auch die Erinnerungskraft; sie müssen in fast genau derselben Situation sein, wie das erstemal, damit von ihnen ein damals vorhandener, jetzt fehlender Gegenstand reproduziert werde.

Nun dürfen wir uns kurz fassen: die Reproduktionskraft der sensorischen Felder ist umso größer, je geringer die primäre, sinnlich eintretende Teilbewegung zu sein braucht, um die ehemalige Totalität der Feldbewegung wach zu rufen! Wenn also, schematisch gesprochen, sinnlich a, b, c, d, vorhanden sein muß, um das früher gesellte e zu erzeugen, so ist die Reproduktionskraft und Intelligenzkraft viel geringer, als wenn schon der sinnliche Teil a genügt, um die Kopierungsreproduktion von b, c, d, e in die Wege zu leiten.

Was von der Reproduktionskraft im allgemeinen gilt, gilt natürlich insbesondere von der sogenannten Phantasie, der Kombinationskraft. Sie ist umso größer, je mehr ehemals untereinander lose verbundene Vorstellungen oder Teile

von Horizonten oder Ähnlichkeiten in rascher Bewegungsfolge reproduziert werden! Sie ist umso stärker, je mehr sie Fortsetzungen von überall zu überall, Verschweißungen minimaler Ähnlichkeiten, zu Wege bringt! Für die starke kann alles zu Sollizitanden werden.

Es dreht sich also bei dem J2 um die Modalität der Schwer- oder Leichtbeweglichkeit der sensorischen Felder.

Es kann, wie es prinzipiell eine R-Stumpfheit und einen motorischen Nullpunkt geben kann, so auch eine habituelle Reproduktionslethargie geben. Eine Reproduktionsschwäche, die sich jener Reproduktionsträgheit nähert, ist die Eigenschaft der großen Masse der Menschen.

*

Wir verstehen, wie man weiß, unter Charakter eines Menschen alle seine Uranlagen. Demnach gehört die Intelligenz auch zum Charakter. Und sie dürfte auch schon deshalb dazu gerechnet werden, weil sie für die individuelle Erscheinung und Lebensgestaltung von durchgreifender Bedeutung ist. So ist auch das Gedächtnis – hoffentlich nicht zur Verblüffung des Lesers – zur Uranlage, zum Charakter, in unserem Sinne, zu stellen.

Die Fähigkeit zur Reproduktion ist relativ stärker, wenn sie auch in größerem zeitlichem Abstand von den primären Eindrücken erfolgen kann. Sie ist stärker, wenn sich die Reproduktionen durch lange Zeit hindurch halten. Diese Ausdauer stammt aber nur dann von einer gesunden Reproduktionskraft, wenn sie sich auf mannigfaltige Vorstellungsgebiete erstreckt und sich nicht nur einseitig bei wenigen Vorstellungen geltend macht. Eine Reproduktionsart, die eilig über wenig ähnliche Vorstellungen hinüberläuft, also phantastisch ist, kann in ihrer Gedächtnisfunktion demnach sinnlos, ohne Mi verworren sein.

*

Die Langsamkeit der J2-Bewegung macht den an Vorstellungen klebenden Geist aus. Die Raschheit der Übergänge der J2-Bewegungen bildet, unter verschiedenen Kombinationen mit den anderen Potenzen, eine Urbedingung des Dichters, des Einfallsreichen; gewiß aber nicht die Bedingung des Denkers, des Erfinders, der seine Mittel in einer verhältnismäßig engeren Nachbarschaft sucht.

Es gibt einen Konstitutionshabitus, vermöge dessen gewisse Vorstellungsbebewegungen dermaßen bevorzugt werden, daß das Feld immer in sie zurückfällt. Es entsteht eine stereotype Wiederkehr von Ideen, die immerhin auch die Züge einer gewissen Beschränktheit annimmt, unter Umständen „höheren“ Beschränktheit. Es reißt das Herumkreisen immer in dieselben wenigen Vor-

stellungen ein, die nach ihrem Abgang bald wieder auftauchen. Diese Eigentümlichkeit, eine gewisse Schwäche, ein Mangel an Freibeweglichkeit der Felder ist für den Charakter von außerordentlicher Wichtigkeit.

*

Obzwar wir den Einfluß der Hirnfakultäten aufeinander, des Mi auf J2, später besonders betrachten wollen, müssen wir doch, um das Verständnis für J2 nicht zu hemmen, die schon hervorgehobene Einwirkung des Mi auf jenes hier noch einmal in Rechnung stellen. In den J2-Bewegungen waltet entweder Lockerheit oder Festigkeit. Letztere kommt in sie hinein kraft des Mi. Die Vorstellungsreproduktionen haben die Tendenz vorüberzuhuschen, durch die Späh-Fixierungsinervation werden sie zum Stillstand gebracht, und beim Vorüberziehen der Vorstellungen stellt sich dann eine Deckung des Ähnlichen, Anschluß des nach älterer Erfahrung Zusammengehörigen, eine Ausscheidung des Unähnlichen automatisch ein. Die Mi-Innervations-Spannung ist die reelle Gegebenheit, die man sonst geistige Sammlung und Exaktheit nennt.

*

Man denke an irgendein Urteil: dieses Metall hat zu seinen übrigen Eigenschaften auch noch diese und diese Eigenschaft; dieser Mann hat neben seiner Erscheinung noch die Eigenschaft, einen Mord geplant zu haben. Das Urteil enthält also in die im Zweifel eine Zeitlang offengestandene Lücke einer Eigenschaftsreihe hinein eine Einsetzung, entweder durch äußeres Suchen, oder bei Kursieren von zur gewohnten Reihe passenden Vorstellungen, dank der inneren Fixationsstellung.

Nicht anders der Schluß! Ein Schluß wird nicht etwa hergestellt durch eine besondere, eigentümliche Schlußfunktion á la angeblich eigentümliche Urteilsfunktion, sondern ein Schluß ist nichts als die Einsetzung von Vorstellungen, die zu den Teilen eines bereits bestehenden Urteils Ähnlichkeit haben.

*

In den individuellen Denkart zeigen sich große Unterschiede je nach der geringeren oder mächtigeren, dauernden oder abreißen Arbeit des Mi. Daß in einem Denken Widersprechendes parallel laufen kann, daß Entschiedenheit, Bindung, Zusammenhang, Systematik der Vorstellungen mangelt, rührt von der Schläffheit oder Seltenheit der Fixationsspannung her.

Es gibt große Geister voller Einfälle und Ideen, die es nicht zu einer Einigung in ihrer Ideenfülle bringen. Ihr Bewußtsein beherbergt in naheliegenden Zeiten unverträgliche Ideen, deren Unverträglichkeit sie nicht bemerken. Sie können

große Fragenkomplexe nicht zum Schluß bringen. Das scharf Logische, in diesem Sinne das Denkmächtige fehlt ihnen. Von großer Angst besessen, wagen wir es doch zu sagen, daß GOETHE nicht der ehern zusammenfassende, zusammenhaltende Kopf war. KANT hatte, obzwar – bis auf seine Vorsicht bezüglich des Ursprungs der Vorstellungen – alle seine psychologischen, erkenntniskritischen, ethischen Ansätze absolut falsch sind, doch die Kraft der inneren Aufeinander-Bezogenheit seiner Ideen. GOETHE fehlte es an Energie, den KANT zu fassen, NEWTON zu fassen; und auch SPINOZA hat er nicht in seiner Totalität bewältigt. JEAN PAUL war, trotz seiner übersprudelnden Einfalls- und Gleichniskraft, auch – man denke an seine Widerlegung FICHTES – der eherne, logisch-philosophische, der echt und edel dialektische Kopf.

*

Die literarische Kritik, Ästhetik, Charakteristik der Dichter wird kindisch, unzulänglich, wesenlos bleiben, wenn sie mit ihren Worten genial, genialisch und den landläufigen Redensarten herumwirft und nicht streng auf die Sollizitierungsarten und die Herrschaft des festigenden Mi achtet. Die gewaltige, packende, umfangende Kraft SHAKESPEARES oder DICKENS' rührt von der Universalität ihrer Reproduktionen bei stetigem Mi her: die Reihen aller menschlichen Figuren durchschossen von der Reproduktion aller ethischen Vorstellungen und durchschossen von dem Spiel aller Gleichnisähnlichkeiten aus allen Gebieten der Welt! GOETHE, der den Leuten besonders objektiv und klar erscheint, hat, bei seinem Ideenwechsel, den Mangel der vollständigen Verkettung seiner Ideen, der dauernden Fixierung durch rastloses Mi. Seine Aufstellungen sind sehr oft unscharf. Wir dürfen hier nicht so nebenbei den „Faust“ daraufhin kritisieren, indes der Zusammenhang in dieser Konzeption und Komposition ist philosophisch ungebührlich locker. Aber ein Mann, den man schlechtweg zu den Phantasten oder gar zu den im Rausche Dichtenden stellt, E. T. A. HOFFMANN, trotz seines Webens im Reiche der freien, märchenhaften Erfindung, besitzt die strammste Konzeption, und etwa seine labyrinthisch verflochtenen, wildglühenden „Elixiere des Teufels“ sind ausgerechnet wie eine Losanleihe.

*

Auf der Basis der Gehirnfrische oder Gehirnermattung zeigt sich J2. gleich dem R und M, unterschieden nach anhaltender oder schwankender Kraft, nach Stetigkeit der Beweglichkeit, nach Pausieren der Beweglichkeit, nach der Raschheit des Wechsels zwischen voller Felderleistung und reduzierter Form und nach der losen Bröcklichkeit oder der Mi-Konsistenz.

*

Hiemit haben wir die Grundpotenzen der Charaktere, die Gewebefäden, R, M, Mi, J 2, in ihrer Variabilität bloßgelegt. Aber gewissermaßen erst noch in abstracto. Denn im Gehirn wirken natürlich die Felder aufeinander. Dieser Kooperation wenden wir uns nun zu; und mit ihr ist die Fülle der Charaktereigenschaften erschöpft. Dann bleiben aber noch die rein funktionellen Auswirkungen dieser Eigenschaften bei dem schon in frühester Jugend gegebenen Stand unter den Mitmenschen. Solche Auswirkungen sind aber nicht neue Eigenschaftsprossen. Durch die Konsequenzen im Zusammentreffen mit äußeren Faktoren entsteht der unberechtigte Schein, als gebe es da neue Charaktergebilde. Es sind aber immer nur in verschiedener Anwendung dieselben wenigen Grundeigenschaften in derselben inneren Form.

Kurzes Exempel der kausalen Betrachtung von Charakteren

Eine bescheidene Draufgabe, Skizzierung der Charakteristik eines großen Mannes durch RMJ2. Wir geben sie nur, um die bisherigen Lehren in einer raschen Übersicht zu konzentrieren und um anzudeuten, wie physiologisch-kausale Erklärungen aussehen müßten. Erklärung? Es ist gewiß keine, aber sie ähnelt immerhin den biologischen Analysen, die ja auch sehr weit von der Erfassung der letzten Ursachen entfernt sind, Es soll eine bündige, erschöpfende, wahrheitsgemäße Hirn-Charakterformel gegeben werden. Diese Explikation ist übrigens vorschnell, weil ja die Verhältnisse, deren Bearbeitung wir eben als notwendig angekündigt haben, noch unerörtert sind.

BISMARCK. Mit einer lebendigen, ausführlichen Schilderung seiner Erscheinung, seiner Unternehmungen und Erlebnisse durch Berichte, Gespräche, Briefe, Anekdoten kommt diese Formulierung nicht in Vergleich. Aber den vermeintlich charakterisierenden dekorativen Floskeln möchte sie sich wohl entgegenstellen. Die Erfolge der Taten sind der Charakterologie gleichgültig. Glücken oder Mißglücken der Pläne hängt von tausend äußeren Umständen ab. Alles Unwesentliche, Zufällige ist wie nicht vorhanden. Es muß nur zumute sein, als hätte man in nuce den ganzen Mann in seiner Urkeimform in der Hand.

Heftiges, nachhaltiges – R. Seit jeher und immer abweisend, trotzig. Man wird nicht so ungeschickt sein und etwa Lachen, wie es beim Witzmachen sich ergibt, für + R halten. Das Wesentliche ist hiebei das Abschießen mehr oder weniger vergifteter Pfeile, und wenn das auch eine gewisse Heiterkeit mitbringen muß, ist es doch nur ein Ausbruch des – R. Es wird auch unter allen über ihn gefallen Worten kaum das Eine sich finden; das ist ein lieber, freundlicher Herr. In seiner Jugend ist er nicht der übermütige, frohe, fröhliche Bursche, eher ein unwirscher Geselle; er reizt die Leute wohl, um, voll seiner ab-

wehrenden Art – natürlich durch andere Eigenschaft mächtig – sie zu verhaßen. Wir werden noch zu zeigen haben, wie die Liebe entsteht; durch – R wahrlich nicht. Und er hatte der Liebe nicht. Die Ergebenheit, Treue gegen Frau und Kind ist natürlich das einfache Verhalten eines jeden soliden, vernünftigen Gatten und Vaters und für die Charakteristik irrelevant. Aber sonst immer undußsam, nie gefügig, unverträglich.

Das kam nicht von seinen Nerven, das war schon immer, auch als seine Nerven noch jugendfrisch waren. Nerven haben überhaupt nichts mit Charakter zu tun. Bei – R und + R, bei schwach M und stark M gibt es sowohl gute als schlechte Nerven. Auch seine Körperstärke hat mit seinem Mut und seinem M nichts zu tun.

Aber welche motorische Innervation! Welche Macht des M! Aus diesem Urbewegungsdrang – wir lieben nicht das Wort Tatendrang – erwächst sein Wirken. Arbeiten muß er wollen, handeln, und wie jeder Weise für an sich wertbeständige Ziele. Alles unternimmt er, um handeln zu können. Eine solche Aktionsimpulsivität kann in gewissen Weltlagen nur durch Schaffen handeln. Und freies Schaffen ist nur möglich, wenn man herrschen kann. Er hat aber eine solche animalische Urmotorität, daß er zu TAMERLAN zu stellen ist und zu DSCHINGIS-KHAN. Mit FRIEDRICH dem Großen hat er keine Spur von Ähnlichkeit, denn dieser tat nichts aus der Innervation, sondern aus der Raison heraus.

Und ebenso hart und unablässig das Mi, und mit dem vollendeten Mi das vollendete J2 – die Fülle aller Reproduktionen und aller Ideen in Schlachtordnung. Schöne Worte, wie „der wahre Deutsche“, „der Heros“, haben wir nicht. Wir reden nicht billigerweise von Genialität. Das dunkle Wort bleibt besser für Dichter und Komponisten aufbewahrt und für Seher im Abstrakten, wie Mathematiker. Die politischen Kombinationen sind ja mit ihren wenigen Elementen simpel. Er war also vollendet klug in der Politik. Denn er hatte den Weltumkreis aller Vorstellungs-Reproduktionen in sich; daher war kein Platz für Dummheiten in ihm, wie sie die anderen mit sich schleppen. Keine selbsttäuschenden Berechnungen; keine Irrtümer über Mittel. Für sich Hochschätzung und für andere Geringschätzung – das entsteht durch Mangel an Vorstellungen über die Totalität der Weltsituation; das ist einfach Dummheit. An ihm ist es so unendlich sympathisch, daß er die meisten für Esel hielt, ohne über sich irgend eine Meinung zu haben. Diese Weisen, Klugen, Großen nehmen so wenig Interesse an sich; sie haben nicht genug Zeit und Windigkeit zu Meinungen über sich. Seiner Kraft leben, aber ohne Ehrgeiz. Auch der reife NAPOLEON der Große war ohne Ehrgeiz. Bei Allseitigkeit des Denkens ist kein Platz für Ruhmbegierde oder Ehrgeiz. Meinen das Volk und die Skribenten wirklich, daß es einem Großen mit universellen Durchdenken der Welt darum zu tun sein kann, bei ihnen Beifall, Ehre oder Ruhm einzuheimsen? Durch seine Fülle

der Sensorik ist er geistreich. Sein wunderbarer Stil zeigt – ähnlich seinem Antlitz – sein gewaltiges M und Mi, die wilde Wucht bei der strengsten Zusammenfassung aller Relationen.

Kombinationen der Grundeigenschaften

Es gibt beispielsweise Menschen mit gesunder Sensitivität, schwacher allgemeiner Motorität, starker Fixationsspannung und schwacher Vorstellungserzeugung. So gibt es also alle Kombinationen zu Vierergruppen von + R, – R, stark M, schwach M, stark Mi, schwach Mi, stark J2, schwach J2. Wir wollen zunächst die spezielleren Arten der Modalität nicht in Rechnung stellen, ebenso auch nicht den Fluktuationswechsel und Nuancenwechsel. Wir könnten, ähnlich dem ersten Beispiel, alle weiteren Kombinationen anführen, wie – um noch ein Exempel zu geben – leidvolle Sensitivität, starke Motorität, gute Phantasie, schlechte Konzentrationskraft. Wir glauben aber, dem Leser keinen besonderen Dienst zu erweisen, wenn wir eine solche Tabelle hierher setzen. Es möge die Angabe genügen, daß bei dem Ansatz der 8 grob genommenen Elemente zu Vierergruppen, Quaternen, sich schon 70 mögliche Kombinationen ergeben.

$$\frac{8 \cdot 7 \cdot 6 \cdot 5}{1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4} = \frac{1680}{24} = 70$$

Schon bei diesen Kombinationen der unnuanciert genommenen Elementareigenschaften wird man einsehen, daß die Theorie der Eigenschaftskombinationen auch der Mannigfaltigkeit des Lebens gerecht werden kann. Jetzt erinnern wir uns vielleicht der armseligen vier Temperamente und der Handvoll Operettentypen, die wir wohl schon vergessen hatten. Wie unbeholfen und kindisch sind solche Aufstellungen. Den Schlingen unseres Systems käme keine individuelle Erscheinung aus.

Lassen wir die Gradstufen der Potenzen, so der Reproduktionsmobilität, beiseite, die ja die Voll-Bilder der Personen geben, und lassen wir die anderen angeführten Modalitätsartungen beiseite. Sehen wir nur auf eine kleine Bereicherung der habituellen Elemente hin. Wir meinen die Wechselcharaktere, von denen wir schon gesprochen haben, in folgendem Sinne. Daß aus einem + R ein – R würde, oder umgekehrt, daß aus stark M schwach M würde oder umgekehrt, halten wir für ausgeschlossen. Keine Eigenschaft kann in ihr Gegenteil umschlagen, jede bleibt in allem Wechsel guter und böser Eindrücke dominierend. Wir sprechen auch, wie man gewiß immer festhält, nicht von der Alteration durch äußere Erlebnisse, etwa davon, daß ein + R, dem eine schwere chirurgische Operation bevorsteht, nicht furchtbar heiter sein kann – obzwar sich gerade hier bei ihm eine andere Art des Abwartens, Ertragens zeigen wird als bei einem – R. Aber es gibt Konstitutionen, die innerlich regel-

mäßig eine gewisse Abschwächung ihrer Natur erfahren. Analog etwa, wie bei manchen zeitweise regelmäßig Appetitlosigkeit auftritt, so werden sie gegen einen Indifferenz-Punkt gebracht. + R läßt nach, aber auch – R wird weniger abweisend, tragfähiger; die anderen Funktionen nähern sich für kurze Zeit, ohne weit von ihrem normalen Niveau abzuweichen, dem entgegengesetzten Pole, das starke J2 wird schläfrig, das schwache J2 hat gute Einfälle. Und diese geringen physiologischen Oszillationen kommen, in raschem Wechsel, für kurze Zeit, aus der physiologischen Anlage.

Berücksichtigen wir also diese Art Wechselnaturen, dann hätten wir, unter ihrer Einbeziehung, anstatt der 8 Elemente, 16 Elemente; und das gebe in RMMiJ2-Gruppen in Quaternen 1820 Kombinationen, das sind 1820 habituelle Persönlichkeitsercheinungen. Wir denken, wir hätten genug.

Umsomehr hätten jene vielen Leute genug, die sich um den wahren Charakter nicht kümmern, sondern unter Charakter eher verstehen: Kleidung, Stimme, Stand, Beruf, Wirksamkeiten, Bekanntschaften, Geldmittel.

Sieht man von all den hervorstechenden Äußerlichkeiten ab, so kann man seinem Mitmenschen auf den Kopf zusagen, was er wahrhaft ist, oder ihm seine Formel hinschreiben – er mag durch Einwirkung und Auswirkung seiner Grundeigenschaften etwa Egoist geworden sein, und durch zufällige Begegnung mit Weltverhältnissen Asket geworden sein, oder Don Juan, in seine Einfälle verbissener Schriftsteller oder Springinsfeld, Schulfuchs oder ein anderer Fuchs – du bist Wechsel – R, schwach M, schwach Mi, schwach J2 oder eine andere simple Kombination.

Uns liegen natürlich nicht die konkreten Zahlen der Kombinationsmöglichkeiten am Herzen.

Wir wollen noch rasch darauf aufmerksam machen, wie manches, gewöhnlich gebrauchtes Charakterepitheton unsere Grundfunktionen durchscheinen läßt, ohne daß man sich jedoch ein solches Funktionssystem und dessen Mechanismus klargemacht hätte, oder gar darauf fußen würde. Bald indes wollen wir zu dem übergehen, was uns wichtig ist, zu der Frage der eventuellen Beeinflussung einer Feldbewegung durch die anderen. Hierauf werden wir die Auswirkungen der Eigenschaften bei ihrem Zusammenstoß mit den Lebensumständen betrachten.

*

Im gewöhnlichen Sprachverkehr erscheint oft anstatt unserer Elementarkategorien ein anderes Wort, für das wir unsere Begriffe und Formeln einzutauschen sofort bereit wären, wenn nur nicht jene Worte als oberflächliche Signaturen hingesetzt würden, auf die man weiter gar nicht absolut bestehen will, deren Ersatz durch andere ziemlich gleichgültig ist, während wir die urwesentli-

chen, nicht auswechselbaren physiologisch-determinierten Kernfunktionen erkennen und feststellen wollen.

Besteht ein + R, gesunde Sensitivität, ohne rechtes M, so gibt das einen zahmen, innerlich vergnügten, freudigen Menschen. Ist ein + R verbunden mit stark M, so gibt das den fröhlichen, rüstig zugreifenden Menschen. Nebenbei; jugendliches Ungestüm, etwa in der Studentenzeit, ist kein Beweis von stark M. Die Jugend wird leicht mitgerissen; wo aber bald ruhige Selbsthaftigkeit, schläfrige Beamtennatur sich zeigt, da war auch in den zwanziger Jahren kein stark M, trotz Pose und Lärm.

Hat ein Kind, wie schon gesagt, - R, unangenehm werdende Impression, und glaubt es so zu bemerken, daß alles auf der Welt seine Pein hat, so wird sich ihm Angst vor der Zukunft ausbilden. Hat es dabei schwach M, Bewegungsschwierigkeit, so wird es sich in sich zurückziehen, feige werden; hat es - R und stark M, so wird es mürrisch-aggressiv. Hat ein Wesen - R, schwach M, aber reichliche Bilder, stark J2, so wird es in sich zurückgezogen, träumerisch, phantastisch werden; kommt dazu aber stark Mi, so kann es sich machen, daß es künstlerisch gestaltet, Dramen schafft. Das dürfte die Grundkonstitution GRILLPARZERS gewesen sein.

U. s. f., u. s. f.

Über wechselweise Felderbeeinflussung

Interessiert man sich für die Möglichkeit einer Beeinflußbarkeit des R, so ist zur Kenntnis zu nehmen: die Grundsensitivitätsart + R oder - R, die ja durch biologische Festhaltungs- und Abstoßungs-Tendenz, Frische oder Ruhebedürftigkeit des Gesamthirns entsteht, kann durch keine spezielle Funktion, durch kein M, Mi, J oder J2 alteriert werden. Wir werden später natürlich von den sich mechanisch aufbauenden Lebensmaximen handeln; aber das darf schon jetzt gesagt werden, keine Lebensmaxime kann + R oder - R ins Gegenteil wandeln. Es kann nur durch Reden und erzwungenes Benehmen ein + R oder - R verborgen werden. Dem Unfreudigen kann soziale Notwendigkeit gebieten, obzwar er abstoßen möchte, freundlich zu grinsen, aber sein - R bleibt ihm; es ist wie ein Dolch in einer Samtscheide. Solch maskiertes Verhalten kann für die Kennzeichnung eines Menschen interessant sein, aber es muß erwogen werden, ob der Druck der Not des Daseins nicht die gesellschaftliche Äußerung nivelliert, wogegen sie dennoch die Charaktereigenschaft ungebrochen läßt, zum Hervorbrechen bereit.

Es kann ein Kind mit + R auch für schlechte Beobachter den Eindruck eines trüben Kindes machen, wenn es schwache Beweglichkeit und Selbsthaftigkeit zeigt.

*

Die folgende an sich naheliegende Betrachtung ist hier eigentlich noch nicht am richtigen Platze; wir wollen sie aber einschieben, um einen, etwa sich regenden, aber falschen Glauben an eine Beeinflußbarkeit des R zu verhindern. Wenn einer + R hat, dabei aber stark M, so wird er sich nicht begnügen, gelegentlich leicht erwachsende Freuden zu haben, sondern er wird sich mit Motorik herumsuchend, besondere Freuden verschaffen. Jede Annehmlichkeit, wie auch Unannehmlichkeit, stumpft sich aber, wie gesagt, mit der Zeit notwendig ab, und so wird dieses genußfreudige + R sich gelegentlich durch intensiven Genuß um anhaltende Freudigkeit bringen. Aber nichtsdestoweniger hat sich seine blühende Empfänglichkeit im allgemeinen weiter nicht verändert. Wenn einer etwa seinen Frühstückskakao mit besonderer Freude genießt, so wird er ihn eher aufgeben, als einer, der ihn einfach, ohne damit einen Genuß auszuschöpfen, als passendes Morgengetränk hinnimmt. An größeren Beispielen wäre kein Mangel. Genußsucht durch + R, auch solche zu Wissen und Kunst hin, muß sich erschöpfen, nur der Drang zur Arbeit in diesen Dingen, M, ist beständig.

*

Doch das nur nebenbei. Es ist sicher, daß die R-Art durch jede spezielle Feldbewegung unmodifiziert bleibt.

Jedes äußere Gelingen, das heißt die Ausfüllung einer typischen Reihe, deren Lückenhaftigkeit Unruhe hereitet, erregt zwar angenehme Sensitivität, aber beim - R nur ganz schwach. Jedes Erlebnis oder jede Tat, wenn auch an sich gut oder schlecht, wird nicht durch sich selbst freudig oder leidend aufgenommen, sondern kraft des einer Person innewohnenden R.

Das R fügt natürlich nicht nur den primären Impressionen ihr Gewicht hinzu, sondern auch den sekundären Vorgängen. Dem zu einem Einsatz, zu einem Schluß gekommenen Gedankenzug folgt ein + R, aber bei einem - R-Individuum so matt, daß dieses auch trotz des geistigen Gelingens kalt bleibt.

*

Ein Wort bezüglich der Frage einer Beeinflussung des M oder Mi durch andere Feldarbeiten. Jede Feldfunktion erhält sich während des ganzen Lebens in ihrer eigentümlichen Stärke. Aber sie kann besonderen Impulsen oder Hemmungen vorübergehend ausgesetzt sein. Stark M, das den Gegensatz zum Ruhebedürfnis bildet, das den Sporn zum Laufen, Greifen, Reden, Schreiben und allem Treiben abgibt, macht den urbeweglichen, urrührigen Menschen aus, der dann stetig in die Praxis des Lebens einzugreifen. Schwung, Elan hat. Diese Feldtätigkeit oder das entgegengesetzte untüchtige M kann durch kein R, kein J oder J2 perennierend, dauernd, vergrößert oder verkleinert werden. Eine Frau z. B., bei der angestammtes starkes + R zufällig einem Manne ge-

genüber sich geltend macht, wird, wenn sie schwach M hat, doch kein lebhaft wirksames Verlangen haben, sich den Mann zu erobern, und würde auch trotz der Nichterlangung weiter freudig sein. Es kann immerhin stark R, stark J2 ein urschwaches M – vielleicht durch eine seltene Entbindung allgemeiner Gehirnenergie – in eine stärkere Bewegung bringen, aber nur in eine kurz aufflackernde, passagere. Ein lästiger Eindruck bei – R wird – von seltenen Zornausbrüchen des schwach M abgesehen – ein schwaches M für kurze Zeit noch mehr lähmen.

Besteht ein unmittelbar sinnlicher Eindruck, der an sich ja eine sehr starke Gehirnbewegung bildet, so kann er das M verhältnismäßig leichter mitreißen. Z. B. kann das Kind leicht nach dem unmittelbar vor ihm liegenden Apfel greifen. Nach dem Nächstliegenden greifen ist leicht. Die Bewegung aber, die bloß einer sekundären Vorstellung, einer schwachen Miniatur, dem J2 entspricht, hat weniger Kraft auf die M-Felder überzugreifen und sie zur Bewegung mitzureißen. Wenn ein Individuum nun durch bloße Reproduktionen und Phantasievorstellungen, durch J2, also das Kind durch einen bloßen Gedanken an den Apfel, zum Gehen, Laufen, Suchen, praktischem Schaffen gebracht wird, dann liegt gewiß ein starkes M vor. Aber man soll nicht sagen: ein starker Wille. Freilich kann stark M, Urrührigkeit, ein Ingrediens des sogenannten starken Willens sein, aber meist müssen noch andere Ingredienzen dazu kommen, wie Voraussicht, Umsicht, Komplikation von Plänen, Geduld, was alles nur in den sekundären Vorstellungsbewegungen enthalten ist.

*

Auch die innere Fixationsspannung, das Mi, das irgendwie in den Innervationszentren der Augenmuskeln wurzelt, kann durch keine andere Funktion perennierend, durchgreifend und nachhaltig beeinflusst werden. Es kann gelegentlich, ausnahmsweise, schwächeres Mi bloß stoßweise durch Sensitivität, Impressionen, Miniaturen in scharfen Gang gesetzt werden; aber mangelhaftes Mi, Nichtsichsammeln, chronische Urzerstreutheit, chronisches Vorstellungsverwehen, wird auch durch eine Pracht von Impressionen nicht zur Fixierung, zum griffigen Lauern gebracht werden können.

Mi

Es erfolgt nun das früher angedrohte Zurückkommen auf die Bedeutung des Mi. Ein Kind hat etwa beim Aufstellen eines Spieles, bei einer Bauarbeit, Zusammensetzarbeit auf eine Vorlage zu achten: Es braucht also keine Phantasie, nur primäre Arbeit der sensorischen Felder, motorische Innervationen und Fixationsanspannung, Mi. Wenn das Kind ferner, ohne Vorlage, aus dem Gedächtnis mit Steinen arbeitet, so arbeitet wieder Mi und es müssen seine sekun-

dären, sollizitierten Vorstellungen J2 auf die motorischen Felder genügend sicher einwirken. Wenn nun weiter das Kind ohne Steine in reinem Nachklang zur äußeren Realität, lediglich durch sollizitierte Vorstellungen J2 sein kleines Werk in seiner Phantasie, in sekundären Miniaturen aufstellt, so arbeitet M als Greifbewegung zwar nicht nach außen, aber doch in Innervationsansätzen unter Muskelempfindungen, und das Augenmuskelspiel, die Augenspannung, ebenfalls empfunden, arbeitet so stark wie bei der primären Realität. Dieses letztere bildet, wie wir oft sagten, das so wichtige Mi. Das frühere äußere Pakken und Ordnen muß sich in einem Ansatz wiederholen und ebenso das Spähen und die Blickfixation. Und die sekundären Reihen stehen, wie auch schon längst gesagt, in Konkurrenz mit den primären, im selben Horizont.

*

Der echte Komponist braucht nebst vielem anderen auch Mi; er arbeitet unter Innervieren, Nachjagen, Spähspannung und Fixieren. Freilich der Hörer, auch der aufmerksame, braucht kaum Mi oder nur ein Minimum davon. Er wird durch die Flut der Musik passiv getragen, wie ein Schiffer im Kahn vom Strom abwärts geführt wird. Er wird, wenn er überhaupt zu hören versteht, Zusammenhänge, Einsätze, Wiederkehr, Ähnlichkeiten, Abschlüsse mit einem Minimum an Arbeit der Grenzenbetonung, kampflös und jagdlös erkennen.

Wenn im sensorischen Felde mehrere Bewegungen von Vorstellungsreihen ablaufen, die unähnlich sind, so führt kein Weg von einer zur anderen, und sie laufen neben oder hintereinander sich fremd so wie eine Farbe und ein Ton. Sind sie aber ähnlich oder decken sich, so hebt sich das ihnen Gemeinsame, also die Ähnlichkeit heraus, durch Aneinanderlagerung, Einsatz oder ein Standhalten. Man macht es sich freilich bequem, und wird bei Bequemem immer Anwert finden, mit solchen leeren Sätzen wie, ein besonderes Ich schaue das alles an und vergleiche und konstatiere mit eigenartigen psychischen Instrumenten. Aber das ist rein fiktives Gerede. Die Wahrheit ist: eine Reihe ist da, eine andere ist da und der dem äußeren Arbeiten nachklingende Spähgang, die Fixation, ist da, eine sekundäre Wiederholung des nach außen Greifens und Spähens gegen die in demselben Horizont stehenden Miniaturreihen; und unter dem verlangsamenen Fixieren stellt sich das habituell Konforme durch beruhigende Einsätze in die Reihen und hält, nach Erinnerung an früher unvereinigt Auseinanderfallendes, stand.

Das ist es, was wir wissen, und es ist schwer und verdienstlich, es festzuhalten gegenüber den überall herumzappelnden Phrasen, die Wiederkäuen, Ausflucht und Lüge sind. Niemand weiß besser und betrübter als wir, wie wenig wir wis-

sen; aber es ist das vorurteilslos, positiv Gefaßte, die Zuordnung zu einem Mechanismus, der einmal besser durchschaut werden kann, wenn er auch nur ein vorgeschobener Posten des Unbekannten ist; es ist Wahrheit und Geheimnis.

*

Wir fahren fort in der Exposition der Mi-Wirkung. Das Vorstellungsgewoge der Reihen an sich ist „der Unsinn“. Soll Sinn in Reihen sein, so dürfen nicht über ein und dieselbe Sache verschiedene Eigenschaftsbilder bestehen; sonst bleiben die Reihen übergangslos auseinander. Es ist Sinn in den Reihen – vielleicht noch nicht Wahrheit – wenn Stücke von verschiedener Herkunft zusammengedrückt sind und in dieser häufigen Abfolge die Reihe habituell abläuft. Es ist dann Sinn in den Reihen, wenn sie Ähnlichkeit zeigen zu einem habituellen Typus der Wirklichkeit, so zu dem Gewohnheit gewordenen Typus der Entwicklung des primär Gegebenen, der primären Zusammenhänge, der Ordnung der Dinge. Vorstellungsserien werden, wenn sie von dem gewohnten Bau unter Unbehagen abweichen, auf ihre Möglichkeit, auf ihren Sinn hin kontrolliert und dann gebilligt, wenn sie durch Einsätze den altbekannten Typen konform gemacht werden können. Aber die Bedingung dieser Ähnlichkeitsregulierung ist eine verhältnismäßige Ruhe in dem Treiben der Vorstellungsserien; und diese Ruhe wird gegeben durch die Fixationsspannung, das Mi. Wir dürfen sagen, unter ihr, im Stadium der Mi-Bremswirkung, finden die dauernd haltbaren Einstellungen in Reihen statt, die Schlüsseinsätze, die stereotype Verlängerung der Reihen.

*

Nun erfolgt im Stadium der Mi-Bremswirkung der mögliche Übergang von den Phantasievorstellungen, die wohl auch relativ neue Vorstellungskombinationen sein dürfen, zu den erlernten habituellen Wirklichkeitstypen – was eben die Kontrolle der Phantasie auf ihre brauchbare Möglichkeit hin ist und die Reinigung vom Unsinn. Auf gut Glück kombinieren, ist sehr billig und toll. Wo in der Phantasie, in dem J2, nicht eine der Wirklichkeit angemessene Entwicklung, Konsequenz und allseitige Ordnung besteht, ist es ein zusammenhangloses, zerbrechliches Zeug. So gibt es nichts Haltbares, nichts Gültiges in den Miniaturentwürfen, keine Festigkeit der Konzeption, ohne die anhaltende, unentwegte Mi-Griffigkeit.

*

All' das Schiefgehen, Danebengehen, wie es in vielen, auch bedeutenden Werken sich findet, ist eben einfach Verfehlen der Wirklichkeit, Unsinn. In

manchen Zeiten ist die literarische Manier, besonders in der Lyrik, irreführend, verkriipelt. Da wird zwar voll instrumentiert, mit rauschenden Worten, wie der Hörer es nur verlangen kann, wird trompetet, in leeren Sehnsüchten geflötet; durchschossen muß alles sein von fadenscheiniger, unphilosophischer Philosophie, von ein bißchen Allbeseeltheit, Vergehen, Unendlichkeit; statt poetischen Dämmerlichtes hilflose Verworrenheit, durch alles geht widerspruchsvoll Gegensätzlichkeit, Unvereinbarkeit, blinder Unsinn. Es wird im Dusele geredet, aber es fehlt die heilige Kontrolle, wie sie das Mi nahebringt.

Über das Mi nochmals bei J2 Auskünfte.

J2

Bevor wir auf einen Einfluß von R und M auf J2 achten, und bevor wir die Betrachtung des Einflusses von Mi auf J2 beenden, müssen wir unsere Aufmerksamkeit dem J2 an sich zuwenden. Aber wir haben wohl noch nicht vergessen, was wir über Sollizitierungen, über Befinden-, Bewegungs- und Vorstellungsaufwiegungen gesagt haben, und haben noch nicht vergessen, daß alle Ideenassoziationen Fortsetzungen von Feld-Bewegungen sind, Feldbewegungs-Expansionen. Ist ein Teil einer ehemaligen Wirklichkeit primär da, was vielleicht den stärksten Sollizitanden abgibt, so kommt der Rest in die Erinnerung oder in die sogenannte, vermeintlich freie Phantasie. Ebenso setzen sich Miniaturenteile zur Komplettierung einer gewohnten Reihe fort. Alle Ähnlichkeitsreproduktionen sind Feldbewegung-Fortsetzungen.

Wir haben schon hervorgehoben, daß – den urmächtigen Faktor des Mi vorläufig beiseite gelassen – der Charakter der sogenannten Intelligenz in der Stärke, Häufigkeit und Richtung der Vorstellungsserienreproduktionen liegt. Die verschiedenen Naturen der Sollizitierungen ergeben markante Züge der geistigen Visage. Wir wollen nur einige Beispiele dafür geben.

Eine der Hauptanregungen zur Reproduktion geht, wie schon hervorgehoben, von den primären Impressionen aus. Braucht nun ein Mensch einen primären Eindruck in seiner vollen Gestaltung, um sich an die mit jenem zusammenhängenden ehemaligen oder an ähnliche Erscheinungen zu erinnern, so ist er stumpfen Geistes. Dem lebhaften Geiste wird ein kleiner Teil einer primären Erscheinung genügen, um die Feldbewegungen mit sich zu führen, die der reproduktiven Ergänzung jenes primären Eindruckes und seiner Fortführung zu ähnlichen Bewegungen, also zu Kombinationen, Phantasien entsprechen. Werden nur solche sekundäre Vorstellungen angeregt, die in unmittelbarer Nähe der primären sich befinden, so ergibt das die Beschränktheit. Die Beweglichkeit der J-Felder, Ähnlichkeitsbewegungen einzuleiten, ist unter den Menschen recht wenig verbreitet; die meisten Leute kleben an den primären Eindrücken, und von dort wird ihre Motorik in Gang gebracht.

Hat ein Mensch eine so leichte Beweglichkeit der J-Felder, daß er durch eine Vorstellung sofort zu vielerlei damit nur lose, unwesentlich zusammenhängenden oder ähnlichen Vorstellungen gebracht wird, so ist er unruhig-phantastisch. Nebenbei, ist die Beweglichkeit derart, daß von einem kleinen Teil der Vorstellungen aus schon alle nur minimal ähnlichen Hirnbewegungen erzeugt werden, so gibt das Ideenflucht, die abnormal erscheint, weil sie ohne Mi-Fixation, weil sie ganz ohne Angleichung an gewohnte Erscheinungstypen erfolgt.

Stark ist die Phantasie, wenn schon aus schwachen sekundären Bewegungen in Expansion weitere Bewegungen erwachsen, unter Kontrolle auf Konformität mit primären, bestandsmöglichen Verhältnissen.

Menschen, die ohne fremde Anregung nicht auf etwas kommen, nicht von selbst Einfälle haben, immer fremden Rat brauchen, haben in sich nicht genügende Ressourcen, d. h., sie haben nicht die Stärke der J2-Bewegungen, die nötig ist, weitere Vorstellungen zu bilden.

Was man also Phantasie nennt, ist leichte sensorische Beweglichkeit, die verschiedenartige Impressionen und Miniaturen zu einem Mosaik zusammenträgt, das sinnvoll wird, bei einer Mi-Spannung, das also durch Vergleiche mit ähnlichen primären Gebilden zu einer annähernd möglichen Konstruktion wird. Natürlich stößt das gewiß auf Widerspruch, da das herrschende Geschwätz von zauberhaften Kräften der Intuition und Phantasie bei weitem gängiger ist. Man gehe nur daran, anerkannte Phantasiegebilde, etwa aus DANTES wahrhaft göttlicher Komödie, daraufhin zu untersuchen, woher sie stammen, d. h. woraus ihre Vorstellungsmosaik zusammengelaufen ist. Und da wird man finden: aus alten mythologischen Motiven oder Heroensagen, Beobachtungen von der Straße, Volksszenen, Teilen von Bildern, zur Körperlichkeit umgewandelten Redewendungen.

*

So wie ein gleichbleibendes Muskelspiel vom Organismus nicht gut vertragen wird, so erträgt auch das normal frische Gehirn nicht, gleichmäßig von etwas besetzt zu sein. Erträgt ein Gehirn Uniformität, so ist es nicht in guter Form.

Eine besondere Art der Felderbewegung ist nun das häufige Zurückfallen in den gleichen Modus einer Bewegung. Das ergibt ein Kreisen weniger Ideen. Diese rasche Wiederkehr eines Motivs, etwa auch eines musikalischen Motivs, tritt fast bei allen Menschen im Stadium der Müdigkeit auf. Bei einer Sorte von Menschen wird diese Monotonie einer Bewegungsart zur Charaktereigenschaft im Rahmen der sogenannten „Intelligenz“: eine Ermattung der Gehirnfelder-Plastizität. Eine Idee, ein Bedauern, ein Vorwurf erscheinen immer wieder auf dem Plan. Es liegt darin unbedingt eine Beschränktheit. Diese Kreisungsbeschränktheit ist auch im Spiel, wenn einer, wie NIETZSCHE, für das

Minimum seiner Idee sich unablässig in erneuten Gleichnissen ergeht; oder dort, wo einer quasi-manisch die ganze Welt an einem von ihm aufgefundenen dünnen Faden auffädelt will. Sie kann auch in einer psychopathischen Steigerung auftreten.

*

Um „das Gefühl“ als ein eigenartiges, irreduzibles psychisches Phänomen zu perhorreszieren, muß man nicht arm an Gefühl sein. Was man starkes Gefühl heißt, ist nicht in erster Linie eine starke sensitive Äußerung von + oder - R, sondern vielmehr eine große Masse anhaltender, mit einem Kern, der den Hauptgegenstand des Gefühles bildet, verknüpfter Vorstellungen. Es muß nicht nur alles, was an diesem Kern, an einer Person, einem Ereignis hängt, in seiner Fülle durch den Kopf gehen, sondern es müssen Zusammenhänge, Ähnlichkeiten aus der ganzen Welt, bedeutsame Momente für die Zukunft um diesen Kern geschart sein. Ein Erfinder hat für seine Pläne ebensoviel Gefühl als ein Trauernder für seinen Verlust, weil sich unaufhörlich, in Niedergeschlagenheit oder Aufschwung, immer andere praktische Möglichkeiten an sein Werk drängen. Gedankenlose Menschen sind nicht fähig, starke Gefühle zu haben; sie können sich bei ihrem Gefühl in einer körperlich anhaltenden Depression oder Elevation befinden, und das sind schon gewissermaßen edle Naturen, aber ihr sogenanntes Gefühl ist leer, mangels breiter, den Gegenstand betreffender Ideen.

*

Man darf nicht von vornherein glauben, daß jede starke Bewegung eines Feldes oder des Gehirnes im allgemeinen, wie bei den Reaktionen + und - R, sofort auch alle übrigen Felder in stärkeren Schwung bringe. Von derartiger Beschaffenheit scheint die Gehirnkstitution denn doch nicht zu sein. + R ist z. B. sicher ein Zeichen der Gesundheit eines Gehirnes, dem jede Impression willkommen ist; nichtsdestoweniger muß durch + R weder ein M noch J2 stark werden. Aber es ereignet sich doch häufig, daß J2 von R und M vergänglich beeinflußt wird, und es werden seine Produkte durch Mi sogar inhaltlich stark bestimmt.

Wir haben durchaus keine Neigung, Hypothesen zu bilden; aber man könnte mit folgender Erwägung vielleicht spielen. R wirkt auf eine Anregung hin aus sich selbst heraus, aus der Gesamtenergie des Gehirnes heraus, auch die M-Felder wirken aus ihrer Konstitution impulsiv heraus; die sensorischen Felder aber werden von zentrifugalen, in sie hineinlaufenden Bewegungen gespeist, sie sind zunächst nur tätig durch diese - wenn sie auch später ihre eigene Art der wiedererschaffenden Bewegung haben. Vielleicht kommt es also daher, daß sie am meisten, wenn auch nicht umstürzend, beeinflusbar sind.

Was man „Interesse“ heißt, wird zum Teil gegeben durch starkes + R oder starkes - R, bei Reihenlücken. Interesse nun befördert die Erinnerungen; das will sagen, daß Gesamterregungen ein Ansporn für die J2-Bewegungen sind.

Es werden auch Vorstellungen, welche mit starkem R früher verbunden waren, durch einen ähnlichen Grad eines neuen, von anderer Seite aufgeregten R solliziert.

Der objektiv Denkende soll der Denker heißen; er wird in starkem + R oder - R erregt durch die Dinge, ohne Beziehung auf sein Wohl, und hat hierauf seine weitgehenden Assoziationen. Der Selbstsüchtige wird nicht erregt durch die Sachen als solche, sondern nur durch jene, welche die Kreise seiner Lebensbedürfnisse berühren und hat nur einseitig beschränkte Assoziationen. Von solchen Spezialitäten später.

*

Ein seit der Jugend dominierendes - R wird, indem es, wie wir schon gesehen haben, eine Generalangst erzeugt, Vorstellungen von einem im allgemeinen feindseligen Lebensgang und Weltgang nahelegen. Übrigens werden derlei Gedanken anders je nachdem, ob ihnen eine schwache, zusammenbrechende Motorik parallel geht oder ein vehementes M.

Durch - R, durch eine abwehrende Hirnreaktion der Ungesundheit, durch eine Zellendisharmonie muß wohl das Nervensystem leiden. Wie bei vorübergehender Angst schon die Absonderung der Verdauungssäfte gestört wird, die Knie wanken, so werden natürlich umsomehr durch eine dauernde, habituelle, das J2 stetig beeinflussende Angst Ernährungsstörungen, trophische Alterationen bewirkt. Aber man begehle da keine Verwechslung. Die gesamte Funktionsschwäche wird nicht durch die Vorstellungen, J2, bewirkt, welche immer den düsteren - R Sollizitierungen ausgesetzt sind, sondern durch die Nervenfolgen des - R selbst.

*

In der größten Zahl von Fällen wird - R und Angst den Ablauf der Gedanken lähmen. Wenn man einen Stier aus einiger Entfernung herangaloppieren sieht, so hat man natürlich noch Zeit, unter diversen Rettungsmaßnahmen zu wählen. Ist der Stier näher im Heranstürmen, so werden die meisten eben mit ihrem J2 ins Stocken geraten. Ist die Gefahr ganz nahe, so wird nur ein einziges Rettungsbild auftauchen, ohne Wahl, und dann ist es dem Glücke und nicht dem eigenen J2 zu danken, wenn das Bild etwas wert war.

*

Man muß sich von Mißverständnissen bezüglich der J2-Influenzierung freihalten. Es könnte manchmal scheinen, als würden Vorstellungen in ihrem inneren Bestande verändert worden sein, wo doch nur zu gleichgebliebenen Vorstellungen eine vorübergehend, leicht veränderte Sensitivität oder Motorität sich gesellt hat.

Wenn man nicht mehr sexuell jugendlich ist oder, was auf dasselbe hinauskommt, zur Zeit peripher physiologisch nicht recht ausgestattet ist, so erscheinen die weiblichen Reize nicht besonders schön. Stehen die Dinge aber anders, für den Genuß günstiger, so wirken die Formen zwar anders, aber sie wurden nicht in sich für den Betrachter schöner. Es werden wohl durch den physiologisch reicheren Bestand, wie wir schon wissen, häufigere Sollizitierungen, Aufwiegungen früherer bezüglichlicher Vorstellungen erzielt werden; es werden jetzt auch solche Vorstellungen Unruhe sollizieren; es wird eine andere Bewertung der weiblichen Formen ihrem Anblick sich anschließen - aber es wäre eine psychologische Täuschung, zu glauben, daß sie jetzt irgendeine andere, neue Schönheit, ein inneres Brillieren gewonnen hätten.

Überhaupt ist es oft so: Wo man an eine alterierende Wechselwirkung der Grundeigenschaften denken möchte, ist nur die Gegebenheit einer Potenz die Gelegenheit für die selbständige Wirksamkeit der anderen.

*

Pedanterie ist auch eine häufige Äußerung von negativer Sensitivität, von - R; denn Pedanterie, weitgehender Ordnungssinn, ist oft eine Angst vor den peinlichen Folgen einer vermeintlich unheilbaren Unordnung.

*

Durch - R entsteht auch eine charakteristische häufige J2-Sollizitierungsart; es wird nämlich von vielen Personen von einer Vorstellung aus öfter, förmlich habituell zur kontrastierenden übergegangen, die bei einer gewissen Ähnlichkeit zur anregenden Vorstellung doch einen Gegensatz zu ihr enthält. Das kommt daher: die Abstoßtätigkeit, die im - R liegt, erstreckt sich nämlich auch auf die zunächst hingestellte Vorstellung, es besteht eine Feindseligkeit gegen sie, und das - R sucht sie irgendwie loszuwerden, indem sie zur entgegengesetzten Vorstellung drängt. Das - R ist die Wurzel von häufigen Kontrastassoziationen und demnach im weiteren Verlaufe die Wurzel dessen, was man Widerspruchsgeist nennt.

*

Die Erfahrung lehrt, daß schwache Gesamtmotorik nicht gedankenregend wirkt, daß aber auch starkes M die J-Felder nicht zur Reproduktionsbewegung

aneifert. Starkes Bewegungsinzitant, das sich im Leben als Aktionslust auswirkt, Tumult der Glieder, sich Herumtummeln ist meist nicht mit Gedankenfülle, mit regsamen J2 verbunden. Der Grund hievon könnte vielleicht darin gesehen werden, daß die allgemeine Motorik für sich selbst die nicht besonders große Gehirnenergie der meisten Menschen absorbiert, so daß für die J-Felder nicht viel übrig bleibt.

Aber das Mi ist, wie wir schon wissen, durch sein Wesen der Anlaß, daß in das J2 Reiheneinsätze, Urteile, Schlüsse kommen, Vergleiche mit gewohnten Reihen, mit der Wirklichkeit, daß also Ordnung sich feststellt, etabliert, stabilisiert.

Gibt es lebhaftes J2, strömen die Bilder nach unwesentlichen Ähnlichkeiten zusammen, fast traumhaft durcheinander, so haben wir den Phantasten; bei gleichzeitigem schwachem M den stillen Träumer, den in Versunkenheit Versunkenen.

Besteht aber Mi, die Spähfixationsspannung – also dasselbe, was bei den primären Reihenbedürfnis-Einsätzen besteht –, dann hat man das, was man den kräftigen Beharrungsbeschluß nennen dürfte. Nur dürfte man damit nicht eine eigentümliche, irreduzible, psychische Kategorie statuieren wollen. Die Ähnlichkeiten mit stark eingewurzelten Reihentypen, wie progressive Entwicklung, Konsequenz, Aufbau, also mit der Wirklichkeit, heben sich in dem Durcheinander des Vorstellungsgleitens wie feste Inseln heraus, das Habituelle hat die Ruhe, über zufällige fluktuierende Kombinationen immer mehr zu überwiegen. Es ist mehr Ruhe für Einsätze und Zuspitzung, Annäherung haltbarer Zusammenhänge. Ohne die durch das kräftige, dauernde Mi bewirkte Grundstimmung ist keine Ordnung in den Ideen.

*

Die Pläne zu Dramen und Romanen, der Aufbau von Figuren, ebenso die philosophischen Aufstellungen, juristische, ökonomische, staatsrechtliche Konstruktionen wimmeln von scheußlichen Unzusammengehörigkeiten und Widersprüchen. Das kommt, könnte man populär-seicht sagen, von dem Mangel umfassender schonungsloser Selbstkritik. Ja, warum wurde sie aber nicht angelegt? Teilweise vielleicht aus Eitelkeit, aber hauptsächlich, und wieder seicht geredet, aus Mangel an Übersicht. Aber gründlich wesentlich, wahrheitsmäßig gesprochen: aus Mangel an jener Späh-Fixationsspannung, durch welche die Tempoverlangsamung im Vorstellungsgleiten erzeugt wird und welche einen Halt gibt, so daß zufällig Aufspringendes gehemmt wird und die Ähnlichkeiten zu den habituell erwachsenen Idealtypen der Wirklichkeit sich herausheben.

Selbst der in seinem eigenen, neuen Stile schaffende Tondichter, dessen innere Kräfte in einem besonderen musikalischen Ausdrucke weben, muß unter der Herrschaft der Spähfixation stehen und zu einer Eindämmung seiner aufsprudelnden Phantasieflut kommen, zu Ähnlichkeitsparallelen mit bewährten Typen, im Anschluß an den alten, in ihm mächtigen Kanon.

All das Krause, Zerfahrene, Ungegliederte ist das Wesenlose. Die von überall her zusammenschießenden Kombinationen müssen unter dem strengen Fixationsblick, dem Widerspiel des Greifens und Packens, standhalten. Die breiten Ähnlichkeiten in den Kombinationen mit den altgewohnten Existenzformen, mit dem naturgewachsenen Lebensaufbau, behaupten sich dann in einer durch und durch konsequent möglichen Kopie der Wirklichkeit. Unter dem Einfluß des Mi, in der Nachklangssituation des Greifens und Packens, vollzieht sich die geistige Goldscheidekunst, der Wegfall des dem habituell Herrschenden Unähnlichen.

*

Leistungen, die Bestand haben, kommen nur von solchen Personen, in deren physiologischem Charakter das rege Mi gelegen ist. Der Hysterische, der Irre hat auch Beweglichkeit der Bilder und Kombinationen, aber nur in einer der Wirklichkeit unähnlichen Zerflatterung. Zuerst von allen Gehirnpotenzen erlischt bei einem auch nur schwach Psychopathischen der Fixationshabitus, das Mi, diese feine motorische Funktion.

Um Aphorismen zu gestalten, braucht man natürlich gewisse Sammlung; aber um ein in vielen Teilen zusammenhängendes, artikulierte System zu schaffen, braucht man Sammlung der Sammlungen. Wer nur bei Aphorismen bleibt, wie NIETZSCHE meist, hat nur mehr die geringe Kraft, etwas, was mit schwacher Kohärenz in ihm umging, abzustreifen, abzutun; aber es fehlt ihm die große Kraft, mit starkem Spähen große sollicitierte Massen zur Zusammenstimmung und zum Zusammenschluß zu bringen. Bei jedem schon entstandenen Gebilde muß neuerdings, bei straffem Mi, die Ähnlichkeitsherausstellung statthaben, um die einzelnen Gebilde in innerer Stille und Spannung dazu zu bringen, sich aneinander zu legen, an sich zu messen, und, ohne Widerspruch zu längst erfahrenen Realitäten, zur Korrespondenz zusammenzufallen. Die nicht Mi haben, sind lockeren Geistes.

Und dieses griffige Mi, wie es bei Schwächezuständen zuerst erlischt, kann auch am wenigsten, oder gar nicht, durch andere Felder zur Betätigung gebracht werden.

*

Das gesamte sogenannte Seelenleben, alle Charakteräußerungen hängen für uns, die wir nicht in die Tiefen der wahren Ursachen dringen können, nur ab

von der Funktion der spezifischen Gehirnfelder, deren Energie sich von gewissen Jahren ab im wesentlichen gleich bleibt und für uns die Modalitäten des Charakters abgibt. Aber leichte Kräuselungen dieser Funktionen, flüchtiges Crescendo und Decrescendo können wohl auch vom momentanen Gehirn-Ernährungszustand abhängen, der wieder mit allgemeinen körperlichen Zuständen zusammenhängt. Von den Hautnerven schon, an denen mannigfache Agentien angreifen, gehen wohltätige oder schädliche Einflüsse auf das Gehirn aus. Bäder, Luftdruck, würzige Luft wirken in gewissem Maße auf die Gehirnfelder, machen ruhiger, mildern ängstliche Empfindungen, mehr als stoische Grundsätze es vermögen, steigern Unternehmungslust, machen, daß man nicht leicht ärgerlich wird, sondern alles schön und gut findet, kurz, sie bringen, wenn auch nur für kurze Zeit, leichte Variationen in R, M und J2. Und wenn ein Energieloser sich die kräftigsten Maximen in sein Merkbuch schreibt, bringt er seine Feldbewegung doch nicht aus ihrem Trott. Es ist klar, daß der Mensch, der starken peripheren Einwirkungen oder gar einer Gehirnkrankheit ausgesetzt war, einen veränderten geistigen Habitus zeigt, aber auch in solchen Fällen, wenn es nicht überhaupt zur Zerstörung von Hirnterritorien gekommen ist, wird die Konstitution der Charaktereigenschaften nicht verändert. Es wäre aber denkbar, daß durch tiefgreifende chemisch-physiologische Agentien auch der allgemeine Gehirnreaktionszustand, sowie M- und J2-Beweglichkeit, von Grund auf umgeändert würde. Es ist leicht denkbar, daß die Drüsen, z. B. die Hypophyse, diese Drüse im Gehirn, der an sich gewiß keine psychische Funktion zukommt, durch ihre Entartungen die Gehirnfelderfunktionen schädigen können. Und so wie es versucht wurde, bei Geisteskrankheiten mittels Fiebererzeugung, künstlich gesetzter Malariaerkrankung, Typhusimpfstoff, eine vehemente Zirkulationsänderung anzuregen, die von Bedeutung doch nur wird, wenn sie den Gehirnfeldern zugute kommt, so wird man vielleicht auch dereinst versuchen wollen, durch spezifische Ernährungsalteration, mittels Drogen etwa, eine heilsame Charakterveränderung zu erzielen.

Was bis jetzt hier geboten wurde – die auf Grund der wahrheitsgemäßen psychologischen Reihenbeschreibung und auf Grund der Gehirnfelder dargelegten sämtlichen, und so wenigen, Charaktereigenschaften in ihren wechselnden Energien, d. h. nichts als die sämtlichen, und so wenigen, Felderfunktionen R, M, J2 – ist der Anfang der Charakterlehre und auch ihr Alles. Wir dürfen nicht sagen, wir haben die Grundmauern des Charakters aufgezeigt, denn Grundmauern scheinen ja nicht auf im Oberbau; was wir gezeigt haben, ist schon der ganze Bau. Wir haben die Prinzipien der Kombinationen der Cha-

raktereigenschaften gegeben. Wir werden später noch allerlei Feinheiten und einzelne Figurenbildungen ins Auge fassen müssen. Aber es werden sich nicht etwa noch neue Gebilde dieser Charakterelemente zeigen, im eigentlichen Sinne Ableitungen, so wie Knospen und Blüten die Ableitungen aus dem Stamme wären. Sondern es treten immer nur dieselben einfachen nackten Funktionen auf, immer gleiche; während nur die Gelegenheiten ihrer Anwendung, ihr sachliches Gegenüber verschieden ist, bleiben sie immer gleich in ihrem Angriffe auf verschiedene Angriffspunkte. Die physiologische Anatomie zeigt eine gewisse, mögliche Bewegungskombination des Oberarms, der Schulter, der Brustmuskeln; ob diese nun in Funktion tritt beim Steinstoßen oder beim Speerwerfen, oder beim Hinauswerfen eines Lästigen, das bleibt für die Wissenschaft ganz gleich.

Wir hoffen, aus dem Exponierten werden diejenigen, die wahre Biographen sein wollen, lernen können. Nicht durch die Ereignisse seines Lebens, noch durch sein Werk erfaßt man den Charakter eines Menschen; die Betriebsfaktoren heißt es erkennen.

Doch wir wollen nicht pedantisch-schematisch bleiben, sondern Illustrationen liefern. Wir werden noch auf vieles hinweisen, was das unwissenschaftliche Gerede für besondere, eigenartige, vielfache Grundeigenschaften hält, während im Gegenteil immer nur dieselbe einfache Schlichtheit der Felderfunktion vor uns steht. Es wird vielleicht ein gewisses vernünftiges Staunen erregen, wenn vulgär für eigenartig und kompliziert gehaltene Gefühle, Stimmungen, Verhaltensweisen, die unter den verschiedensten Namen gehen, sich immer nur als die gleiche Grundfunktion ohne jede Metamorphose entpuppen werden, nur scheinbar verschieden durch die in Wahrheit allein verschiedenen Lebenslagen.

Man sieht oft Leute niedern Standes, welche durch das gleiche, energische, interessante Gesicht ausgezeichnet sind wie manche Politiker oder Künstler. Müßte denn das Plus an Leistungen der letzteren sich nicht auch in einem Plus an Gesichtsarchitektur ausdrücken? Nein! Und deshalb nicht, weil das Plus ihrer Leistungen dem Zufall verdankt wurde, während ihre Hirnanlage, ihre Grundqualitäten nicht um ein Haar anders sind als die des einfachen, zur Tatenlosigkeit verurteilten, oder vielleicht begnadeten Mannes.

Bevor wir aber die Gestaltungen wichtiger konkreter persönlicher Eigenschaften zeigen, glauben wir ein Moment, das die Aktualität für sich hat und gern als charakterbildend genommen wird – weil wir doch Aktualität so sehr lieben – des näheren ansehen zu sollen. Dann müssen wir noch einige Winke zur Auffassung von Charakteren geben; dann möge es etwas dramatischer zugehen.

Sexualität – kein Charakterfaktor

a

In „unserer Zeit“ – die aber weiter nicht hieher gehört –, in der, um ein Wort aus der Theatersphäre zu gebrauchen, besonders das „Sexuelle zieht“, und da auf allen Wegen Lüsterheit umgeht, liegt es den Leuten nahe, die Sexualität für ein Charakterelement zu halten.

Sie wollen überhaupt alles mit der Sexualität machen. Ursache des Alterns etwa sei die abnehmende Sexualität; während in Wahrheit ihre Organe doch nur eben gleichzeitig mit den anderen Organen altern. Alle Organe, z. B. Magen und Gehirn, treffen dieses, übrigens etwas rätselhafte, liebenswürdige Benehmen auf eigene Faust. Nicht davon zu reden, daß viele alte Männer, bei denen die Sexualität längst dahin, große Motorik oder intellektuelle Kraft entfalten. Jene Theorie wäre so klug wie die, wonach die Gedächtnisabnahme vom Haarschwund beim Altern herrühren würde.

Um also das Studium der Charaktere sauber zu halten, müssen wir hervorheben, daß die Sexualität nicht zu den Charakterfaktoren gehört.

Wir sind gewiß schon so geschult, daß wir Charaktereigenschaft nicht mit Lebensführung verwechseln. Die Sexualität kann zweifelsohne das Gehaben der Personen bestimmen, Lebensinhalt und Schicksal werden, aber sie gehört so wenig zum Charakter als die für das Leben so einflußreiche Körperkraft, Verdauung, Gesundheit, Kränklichkeit.

Wenn man meinen würde, daß die Sexualität ein charakterbegründender Faktor, eine Charaktergrundkraft sei, so müßte das bedeuten, die Sexualität sei eine, der Reaktionsart oder Motorität an die Seite zu stellende, an sich unabhängige Gehirncharaktereigenschaft. Die Sexualität liegt aber in den Keimdrüsen, den zugehörigen Nerven und wird gesteuert von Reaktion, Motorik und Ideen. Diese Ideen kommen natürlich von der Modalität der Reproduktionsfelder und von zufälligen primären Eindrücken. Die Keimdrüsen und die den bezüglichen Organen dienstbaren Nerven könnten vielleicht im besten Falle durch ihre Funktion oder durch Absonderung irgendwelcher chemischer Agentien die Ernährung des Gehirns und die an sich charaktersouveränen Felder beeinflussen, etwa wie Alkohol, aber sonst vermögen sie nichts. Und Hingabe an Alkohol ist zwar für die Lebensgestaltung sehr wichtig, kann auch geistig krank machen, aber nicht Grundzüge eines Charakters ausmachen. Sexualität und Erotik sind nicht Charaktereigenschaften, sondern bestehen aus peripherer Anlage und zufälligen Vorstellungen; sie werden erst von Charaktereigenschaften dirigiert und sind nur Lebensstoff für die Betätigung von R. M. J2.

Die primitiven Bedürfnisse der Sexualität in besonderer Stärke können zunächst etwa verständlich werden beim Manne durch gewissen Säftereichtum oder Stärke der den peripheren Organen zugewiesenen Nerven oder durch ihre

leichte Ansprechbarkeit für Reize, die von dem Gehirnvorstellungsfelde kämen. Aber Sexualität und Erotik werden eben von den Feldern, zuvörderst vom Vorstellungsfelde, seiner Bewegungsart und Kreisungsart frei beherrscht.

*

Man wird immer leicht entdecken, daß, abgesehen von der eigentlichen peripheren Anlage und ihren Pertinenzien, die Sexualität nur der Spielball ist für R. M. J2. Da werden manche von ihrer Masturbation belästigt bis zur Verheiratung, entweder aus Mangel an Unternehmungslust oder durch vorgestellte Ideale und Situationen, die sie in einer Welt flüchtiger Bekanntschaften nicht realisiert fänden. Viele können nur gerade mit einer einzigen bestimmten Person verkehren, die ihrer Sensitivität und ihren zufällig erwachsenen Forderungen genügt. Viele opfern alles dem Genusse, weil ihre Ideenreproduktionen, ihr geistiges Leben von Haus aus zu arm ist, um sich anderen Vorstellungen hinzugeben als gerade nur den auffallendsten. Viele Ehen gehen in Brüche wegen unbefriedigender Sexualitätsverhältnisse, weil die Liebe und die Geister zu schwach waren, um andere als die kammunsten Bindemittel zu finden. Bei dem Mangel an Interessen und Arbeitsaufgaben bleibt nichts übrig als die Jagd nach dem einzig verständlichen Genuß. An unendlicher Verwirrung ist die Sexualität schuld, weil den Menschen die Charaktereigenschaft fehlt, will sagen das Arsenal von Vorstellungen fehlt, um die in der Geistesleere wuchernde Sexualität zu dämpfen. Durch Erotik wird keiner zum Dichter. Die Liebe der Poeten, für die sich Neugierige besonders interessieren, ist nicht edler noch tiefer als die eines Prosaikers; nur wirft sich gerade auf das Reden über die Liebe, die für die Dichtung ein dankbares Thema bildet, des Poeten Ideen- und Metaphernkraft. Gewiß entstehen durch sexuellen Mangel oder Überfluß Nervositäten der Unruhe; aber nicht auf Grund der mitlaufenden Ideen, d. h. der Begierden oder des Überdrusses, sondern vielmehr durch die physiologischen Alterationen der peripheren Organe und ihrer körperlichen Zusammenhänge mit anderen Organen. Aber ähnliche Unruhen entstehen auch durch Störungen des Verdauungssystems. Man kann es nicht genug einschärfen: nicht etwa eine sexuelle Begehrlichkeit der Frau im Klimakterium verwandelt sich in Nervositäten; auch wäre es ein Unsinn zu glauben, der Mangel bleibe der Frau unbewußt; sondern ihre unruhigen Peinlichkeiten haben einen rein physiologischen Ursprung. Auch Hysterische leiden nicht von ihren Vorstellungen oder Wünschen her, sondern von ihrem Chemismus. Es dreht sich gewiß um bisher nicht mit genügendem Eifer gesuchte Schädlichkeiten, die von den aus den bezüglichen Organen ausgeschiedenen Substanzen herrühren. Wir denken nicht an Hormone, denn diese wirken ja günstig. Aber immer wird die Art, wie die Frau solche fatale Zustände erträgt, von ihrem Charakter abhängen.

Die Leute bringen sich ja mittels der Sexualität in große Kalamitäten, aber nur auf Grund ihres Mangels an der gehörigen geistigen Kapazität. Sie sind zu kurzichtig, um durch den erotischen Nebel, der aber nicht Charaktersache, sondern physiologischer Natur ist, den rechten Weg zu finden. Sie sind zu ideenarm, um sich zu disziplinieren. Der eine ist von Haus aus unpoetisch und frech genug, um Gelegenheiten zum Vergnügen nicht ungenützt zu lassen; der wird dann vielleicht durch ein Zuviel verstimmt. Ein anderer mit sexueller Stärke und gleichzeitigen anderen Interessen ringt vergeblich um Gleichgewicht und wird auch verstimmt. Ein anderer hat, gemäß seiner Ideenart eine Sehnsucht nach dem Idealen, glaubt immer, der erwartete erhabene Moment sei noch nicht gekommen, und wird auch verstimmt. Aber nie macht Sexualität einen Charakter aus, sondern reizt nur die Charakterfaktoren zur Betätigung; sie ist nicht ein Charakteranfang, sondern, wie alles übrige, ein Ziel für die Bewegung der Charaktereigenschaften.

*

Wenn in den Jahren des Reifens manchmal eine größere Brutalität der Burschen auftritt, so bedeutet das nicht etwa, daß die Sexualität ihr Gehirn wesentlich verändert hätte, charakterbildend geworden wäre, sondern der bei stärkerem M in diesen Jahren waltende Bewegungsturm findet in sexuellen Vorstellungen nur neue Ziele.

Wenn Keimdrüsen nach der Pubertät noch immer aus abnormalen Elementen zusammengesetzt sind, so wird dies gewiß irgendwie schuld sein an einem abnormalen sexuellen Gebaren und dadurch schuld tragen an allgemein unsicherem Benehmen. Aber nicht der wahre Charakter würde durch jene Organzustände beeinflußt werden, sondern auf den in sich feststehenden Charakter würden jene zufälligen Ereignisse stoßen, die der histologischen, gewebsmäßigen Abnormalität entstammen, und er würde sie gemäß seiner eigenen Charakternatur lenken, beherrschen oder zu ihrer Beherrschung sich untüchtig zeigen. Die durch den Organhabitus aufgedrängte Art des Verkehrs wird natürlich die Lebensführung, aber nicht den Charakter modifizieren, und nur aus diesem heraus wird sich Sentimentalität, Liebe und Haß entwickeln.

Nebenbei; wenn eine rein anatomische Konstitution der Organe eine Form von Zweigeschlechtigkeit begründet, so wäre aus dieser nicht einmal Neigung zum gleichen Geschlechte, die Homosexualität, zu verstehen; sondern aus jenem zweigeschlechtigen Dualismus müßte sich ja Doppelneigung, Doppelsexualität ergeben.

b

Wenn man nun so irrtümlich herumredet, daß die Sexualität den einzelnen Charakter bestimme, so liegt es natürlich auch nahe zu sagen, daß der spezifi-

sche Charakter der Männlichkeit oder Weiblichkeit von den bezüglichen Organen bestimmt werde. Die Basis für diese auch ganz verkrümmte Behauptung müßte natürlich eine Definition oder Beschreibung der Männlichkeit und Weiblichkeit sein. Darüber ist nun der lächerlichste Unsinn im Schwange; Lügenhaftigkeit, Treulosigkeit und sonstige Stärken sollen die angeborenen Charaktereigenschaften des weiblichen Geschlechtes sein. Wir werden später sehen, worin, in welchen Varianten der Feldertätigkeit, die Verschiedenheit der Charaktere der Geschlechter besteht. Es ist aber ganz unmöglich, diese aus der biologischen Verschiedenheit der Genitalorgane und ihrer Zugehörigkeiten zu erklären.

Würde man in dieser fehlerhaften Art weiter rasonieren, so könnte man alle Verschiedenheiten der Tiergattungen und Arten von der Verschiedenheit ihrer Genitalorgane herleiten.

Bezüglich jenes „naheliegenden“ Einfalles ist zu wiederholen, daß die Verschiedenheit der Organe natürlich eine andere Lebensführung bedingen muß, daß aber auf diese erst, hüben wie drüben, die wahren Charaktereigenschaften, freudige und ärgerliche Stimmung, Regsamkeit, Phantasie, bestimmend einwirken.

Wir wollen hier nicht an allem Unsinn rühren, der mit dem Begriff – richtiger gesagt, mit dem Wort – Instinkt verknüpft ist; aber, wenn man einen besonderen Mutterinstinkt annehmen dürfte, ginge es doch nicht an, ihn von den Genitalorganen als solchen herzuleiten und ihm zuzumuten, daß jene mit einem Delegierten im Gehirn verbunden wären, der dort alles einleite, was man dem sogenannten Mutterinstinkte zuschreibt. Davon zu schweigen, daß auch Männchen die Brut pflegen und schützen.

Alle Experimente, die eine Veränderung des Geschlechtes durch Implantation, Einpflanzung von Organen, hervorrufen, müßten natürlich – ohne den Charakter zu ändern – das äußere Gebaren, die Verkehrsart ändern, die nur von den Organen selbst abhängen, oder könnten indirekt trophische, auf die Organernährungen bezügliche unwesentliche Umstimmungen hervorrufen.

*

Eine ernste und ernst zu nehmende charakterologische Sexual-Theorie müßte ja denken, es werde von den Geschlechtsorganen her irgendein Prinzip gegen das Gehirn vorgeschoben, bei Mann und Frau verschieden, welches das Bewegungs- und Denkwesen beherrsche. Das wäre natürlich eine magische, naturphilosophische Fiktion. Einflüsse von jenen Organen her auf Ernährung oder im besten Falle auf Blutzusammensetzung sind schon vollkommen hypothetisch und wären geringfügig, keinesfalls aber Herren über die Charakteror-

ganisation. Das Befinden jener Organe kann wohl gesunde oder matte Leibesstimmung hervorrufen, aber nicht Charaktereigenschaften.

Was eine besondere Verwirrung in die Meinungen gebracht hat, ist der Umstand, daß bei der embryonalen Entwicklung längere Zeit die Differenzierung zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht noch unentschieden ist. Da glauben sie nun, nachdem sich die einseitige Schlußentwicklung, also zum Männchen oder zum Weibchen, vollzogen hat, seien Attribute des anderen Geschlechtes aus der dualistischen Periode doch noch mit hinübergeschlüpft, wodurch eine in allen Fällen doppelgestaltige Charakterbildung bewirkt würde. Diesem Glauben gemäß wollen sie nun finden, daß jeder Mensch eine Mischung von „Männlich“ und „Weiblich“ sei.

Das alles ist hinfällig und töricht, weil es keinen tiefgehenden, wesentlichen Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Charakter gibt. Der augenfällige, dilettantisch herangezogene Unterschied liegt bloß in der oberflächlichen geistigen Erscheinungsform, die von sozialen und anderen zufälligen Faktoren herrührt. Die – später zu besprechende – Verschiedenheit der Gehirnfelderbewegung, die wirkliche Charakterunterschiede erzeugt, ist sehr leicht ohne Rekurs auf Sexualorgane zu verstehen. Es gibt beim Weibe nur in gewissen Beziehungen den männlichen Feldstärken gegenüber geschwächte Felderfunktionen, aber es gibt nicht spezifisch-männliche oder spezifisch-weibliche Charaktereigenschaften. Man hat nicht das mindeste Recht, irgendeine Eigenschaft, sei es Mut oder Wahrheitsliebe oder irgendeine Tugend spezifisch männlich oder weiblich zu heißen. Es gibt nicht Eigenschaften, die einem absoluten Vollmann und andere, die einem absoluten Vollweib eigen wären und die sich irgendwie bei der Mehrzahl gewöhnlicher Individuen mischen würden. Dieser Mischmasch existiert nur in jenen abenteuerlichen Theorien, die von Charakterkonstitution überhaupt nichts wissen.

*

Eine andere Anwendung findet die Idee von der vermeintlichen Dauerwirkung embryonaler Entwicklung bei dem Versuche, die Liebesneigung zu Personen desselben Geschlechtes, die Homosexualität, zu erklären. Wenn ein Weibchen, statt der Männchen, wie es sich gehören würde, Weibchen liebt, so fäße sie das vermöge einer in ihr noch von der embryonalen Entwicklung her haftengebliebenen Männlichkeit. Dazu wäre zu bemerken: Es würde hier also nicht an eine abnorme Bildung der Sexualorgane selbst gedacht, die, wie wir schon gesehen haben, selbstverständlich deutliche Konsequenzen im Verkehr haben müßte, aber nicht kombinierte Charaktergestaltung nach sich ziehen

könnte. Es ist vielmehr hier hauptsächlich Aufklärung darüber zu verlangen, was man unter dieser versprengten „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ versteht? Was und wo ist das Moment der sogenannten Weiblichkeit, das sich in den Mann, und was und wo ist das Moment der Männlichkeit, das sich in die Frau eingeschlichen hat? Steckt etwa irgendwo in einem nicht-genitalen Trakte eines Mannes ein Stückchen Eierstock und steckt irgendwo in einem nicht-genitalen Trakte einer Frau ein Stückchen Hoden? Stecken solche verworfene Elemente etwa gar im Gehirn? Und begründen Charaktere? Hat man wirklich den Mut, mit solchen abstrakten nichtssagenden Wörtern, Männlichkeit und Weiblichkeit, schlankweg auskommen zu wollen?

*

Man darf mit nichts anderem rechnen als mit sensitiven, motorischen und vorstellungsreproduzierenden Feldern und der Schnelligkeit, Intensität und den anderen erwähnten Funktionsarten. Nehmen wir nun einen Moment an, eine homosexuelle Frau hätte auf geheimnisvolle Weise durch jene verborgenen kryptogenetischen Elemente eine erhöhte allgemeine motorische Energie empfangen, so würde diese an sich doch nicht ihren Wunsch nach Frauen erklären: höchstens etwa würde sie im Verkehre mit Männern brutal werden.

Man dürfte nicht so trübe, schlammige Splitterchen von Gedanken auf-tischen und nicht mit Begriffen wie „steckengebliebene Stückchen von Liebesdrang“ operieren. Ebenso irrationell und verfahren sind die Versuche, wenn man das Entzücken, das Männer über sich selbst empfinden, mit einem Hinein-spielen von „Weiblichkeit“ erklären will. Es gibt in der geistigen Republik leider keine Verantwortlichkeit für Theorienaufstellungen.

Wir wenden uns weg von den wüsten Meinungen, zu denen die Leute kommen, wenn sie Sexualität als Charakterfaktor betrachten. Wir mußten uns leider aufgehalten sehen von solchen gangbaren Nichtigkeiten und logischen Fivolitäten.

Charakterologische Winke

Bevor wir die verschiedenen Manifestationen der Grundeigenschaften betrachten, dort, wo jene auf ihre einfache Zusammensetzung hin nicht leicht zu durchschauen sind, wollen wir noch einmal, wie zu Beginn, einiges beibringen, das zur Handhabung unserer Kategorien geschickt machen soll.

Es ist zum Weinen, wie die Leute in ihrem Bedürfnis nach Menschenkenntnis durch die Nennung eines Attributes, durch ein glänzendes Eigenschaftswort schon befriedigt sind, wo doch ein und dieselbe Eigenschaft aus den verschiedensten Quellen kommen kann. Es ist, wie wenn man von einem sagen würde, er ist reich, aber nicht sagt, ob er das Vermögen ererbt, mühsam, ehrlich

erworben oder erschwindelt hat. Wenn die Leute im Ballett verschlungene Tanzbewegungen aufführen sehen, so bemerken sie auch nicht, daß diese aus verhältnismäßig wenigen wiederkehrenden Grundposen und Schritten besteht. Die literarischen Porträtmaler werfen bei ihrer sogenannten Charakteristik alle Züge in komischer Weise durcheinander. Einmal verharren sie bei Unbedeutendem mit Emphase, an dem Wichtigen huschen sie vorbei, das zufällig Aufgetretene behandeln sie, als wenn es etwas Ursprüngliches wäre. Jedes neue Verhalten, das ein Kundiger voraussagen hätte können, erzählen sie als stauenswerte Merkwürdigkeit. Es müßte für den Leser solcher Darstellungen unerträglich sein, wenn man diese Säcke von Attributen über ihn ausschüttet. Wenn man nicht auf Uranlagen sieht, wird jede Schilderung uncharakteristisch, denn alle Persönlichkeitsäußerungen können bei allen auftreten; der Gutmütigste und Geselligste kann aus unwesentlichen Gründen sich von der Welt wie ein Menschenhasser zurückziehen und als Egoist erscheinen.

Ein Vergnügen ist es den Schilderern, da sie durch Unerwartetes Sensation erregen wollen, „Zwiespalt“ in einem Geiste zu konstatieren; aber es gibt keinen Widerspruch in einem Charakter, dieser bleibt inmitten und trotz der durch die verschiedenen Sachlagen notwendigen verschiedenen Betätigungen immer ungebrochen der gleiche.

*

Ein und dasselbe Wort deckt in dem gewöhnlichen Gerede wesensverschiedene Prozesse. Was man Nervosität heißt, ist einmal: sich schlaff fühlen, alles vergessen, keinen Einfall noch Pläne haben. Ein andermal: über alles ärgerlich werden, über widerstehende Hemdknöpfe, über jede Annäherung irgendeiner kleinen Lebensaufgabe. Ein anderes „nervös“ bedeutet aggressiv werden, alles kurz und klein schlagen wollen. Die erstgenannten Erscheinungen entstehen aus Ermattung, aus einer physiologischen Schwäche, die die Vorstellungsproduktionen versiegen macht. Die andere Art entsteht aus einem gesteigerten – R, aus einer Wehleidigkeit, verbunden mit schwach M. Die dritte aus einer durch Abwehrreaktion gesteigerte und in ihrem Sinne arbeitende heftige Motorik. Eine eventuelle therapeutische Behandlung müßte nach den Ursachen der Erscheinungen differenziert werden.

*

Es kann einer z. B. sich alle Angelegenheiten und Schmerzen anderer Personen gut merken, im Gespräch und sonst darauf eingehen und darauf zurückkommen. Die Hervorhebung dieser Eigenschaft wäre durchaus keine Charakteristik dieser Person. Ihr Verhalten könnte kommen: von einem guten, allgemeinen Gedächtnis oder von Neugierde und Tratschsucht oder von gütiger Anteilnahme.

Oder, der Erfolg irgend eines fremden Menschen, den man sich als Konkurrenten in der Phantasie aufgestellt hat, geht einem immer im Kopfe herum. Das kann kommen: von allgemeiner innerer Schmerzhaftigkeit, müdem – R; oder von einem zum Losbrechen rührigen M, Galle; oder von einem matten J2, in dem Vorstellungen mechanisch kreisen.

Es kann einer Taten vollführen, daß es aussieht wie eitles Streben nach Erfolg, und es ist doch nur Werben um Liebe.

Rastlose Energie, Wandern, Wallen, Eingreifen, Angreifen kann kommen von einer treibenden, stürmischen Motorik. Oder, trotz einem Bedürfnis nach Ruhe und Stille, von seelischen Forderungen, die das Ruhebedürfnis überwinden und befehlen, daß man sich von Tat zu Tat fortschleppe. Wir kennen ja fernstehende Menschen nicht genügend. Aber es gibt wohl Leute, die, ohne Motorik, durch ihre großen Ideen widerwillig zu kämpfen gedrängt werden. Solche, dem Wesen nach Ruhende und dabei Rastlose könnten etwa der Engländer WINFRIED gewesen sein, als Apostel der Deutschen heiliger Bonifazius, oder vielleicht der heilige IGNATIUS von LOYOLA, der Stifter des Jesuitenordens.

*

Es fehle jemandem an einem fixen Stil, an den gangbaren Redewendungen. Ja, das kann von der Zufälligkeit kommen, daß er wenig gelesen hat, besonders wenig Zeitungen liest. Oder begründet sein durch den Mangel an leichter Einprägung, durch den Urmangel an Gedächtnis, mattes J2. Oder, er kann, mit starkem M ausgerüstet, Abneigung empfinden gegen die ungenügenden, gerade zur Not zutreffenden Formeln.

*

Um zwischen solchen charakterologischen Möglichkeiten die Entscheidung für die richtige zu treffen, brauchte man bessere Anhaltspunkte als rasch hingeworfene Berichte und Erzählungen in blühender Rhetorik. Nur der physiologisch geschulte Menschenbeobachter kommt durch sorgsame Vergleiche und Würdigung jener Tatsachen, die wahrhaft signifikant sind, zu einer Entscheidung, welche die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Eigentlich kann nur jeder allein über sich selbst, über seine wahren Charakterfaktoren zur Klarheit kommen, und nur dann, wenn er sich scharf, unerbittlich, ohne Eitelkeit, mit Abwendung von den unbestimmt schillernden Worten, unseren Kategorien unterwirft.

*

Am meisten auffällig für die Leute und ihr Urteil über eine Person bestimmend ist das intellektuelle Material, das diese vor ihnen ausbreitet. Obzwar das

Erlernte, Gelesene, Erfahrene das Bewußtsein erfüllt und ausstrahlt, ist es doch das für das Individuum am wenigsten Charakteristische, ist ihm angefliegen, und eigentlich charakteristisch bleibt nur seine Operation mit den Vorstellungen, seine Reproduktionsart und seine logische Spannung. Es ist auch schwierig, um zu den wahren Charakterkräften zu kommen, aus dem gesamten persönlichen Substrate die zufällige Ausfüllung herauszuschälen.

Man muß weiter bedenken, daß gewisse Stellungnahmen des Individuums nichts als zwangsläufige, wir wollen sagen psychisch-logische Folgen und Ausbau früherer Stellungen sind. Viele geistige Wendungen, die gewöhnlich für höchst interessant gehalten werden, sind nichts als notwendige Konsequenzen früherer Positionen. Wenn jemand etwa im Stillen sich Schönheit oder Gescheitheit zuspricht, und ein anderer ihn wegen dieser Eigenschaften lobt, seine stille Meinung hiemit also anerkennt, so besteht für ihn, falls er jenen Lobredner nie auf einem Betrug ertappt hat, oder falls er nicht vom R -Mißtrauen besetzt ist, ein psychischer Zwang, dem Gefälligen Glauben zu schenken. Denn er findet ja nur seine eigene Vorstellung in duplo vor. Er muß auch mit mechanischer Notwendigkeit jenem als seinem Förderer gewogen sein und ihn für sehr urteilskräftig halten.

Wenn einer wirklich Seltenes geleistet hat, und andere Bedeutungslose doch viel mehr Schätzung als er genießen, so ist es logisch-natürlich und ganz allgemein notwendig, daß er diese anderen herabsetzt und sich selbst den ihm vorerhaltenen Ruhm in sich zukommen läßt. Das ist keine Charaktereigentümlichkeit; alle Charakterkombinationen würden diese geistige Manipulation vornehmen. Nur derjenige, in dem sich gewisse philosophische Vorstellungen festgesetzt hätten, würde ihr ausweichen.

Oder, ist einer durch häufige Mißerfolge gezwungen, sich in einer Beziehung für schwach zu halten, so wird er, wenn er nicht schon durch R und schwach M in sich gebrochen ist, ein wenn auch nur geringes Symptom eigener Stärke, unabhängig vom Charakter, rein psychisch-mechanisch, begierig für eine Bürgschaft seiner erwachten Kraft halten.

Ebenso gehört es zur Logik des psychischen Mechanismus, daß man, wenn man schon einmal einem Gegner recht gehen mußte, entzückt ist, wenn man sich bald darauf auf irgendeinem Irrtum ertappt. Da man dann die Chance hat, daß auch die Billigung, die man dem Gegner angedeihen ließ, irrig gewesen war.

Es ist nur logisch und kein besonderer Charakterzug, daß man einem Menschen, durch den man leidet, sei es auch nur dadurch, daß er seine Beneidung, die doch dem Neider peinlich ist, veranlaßt, im Geheimen, gewissermaßen

akademisch, den Tod wünscht. Denn hiemit wäre man vom eigenen Neid gründlich befreit. Morde aus Gegnerschaft, aus erotischer Eifersucht wären unsinnig, wenn sie nur Strafe wären, denn Totsein ist keine Strafe, und eingejagte Angst vor dem Tode ist eine zu kurze Strafe; solche Morde sind rein logisch, insofern sie Selbstbefreiungen sein wollen.

So sind also – und wir wählen den jetzt folgenden Begriff halb zum Spaß, um die Aufgabe zu stellen, durch welche früheren Ausführungen er sollicitiert worden sei – förmliche Exerzitionen nötig, damit man die Sicherheit gewinne, bloße Erscheinungen als solche wenig schätzend, diese zum Ausgang nehmen zu können, um ihre wahren Ursachen zu erfassen und sie eisern auf die Feldbewegungen zu bringen.

Dieser Abschied von der herkömmlichen, sich an Wortblüten weidenden Beurteilungsart ist so schwierig, daß wir später noch einmal, nachdem wir mancherlei Subtilitäten der Charaktererscheinungen gezeigt haben werden, auf diese Kunst der Deutung zurückkommen müssen.

Erklärung zahlreicher Charaktereigenschaften

Buntes Aufscheinen der physiologischen Charakterfaktoren

A. Der Person inkludiert

Ad R

Man darf nicht erwarten, hier eine Skizze besonders merkwürdiger Erscheinungen zu finden. Was wir von dem zutage tretenden Charakterverhalten wissen, wissen alle. Wir glauben nur, von seinen Ursachen mehr zu wissen. Es handelt sich hier darum, in all den diversen Erscheinungen immer bloß die simplen Elemente, die wenigen Grundfunktionen zu erkennen. Man soll festhalten, daß alles, was die hundertfachen von Charakterschilderungen gebrauchten Namen trägt, immer nur R , M , Mi , $J2$ ist. Und unsere Namen sind nicht zufällig gewählt, sind nicht ersetzbar durch andere schönere, sondern markieren die allein wesentlichen Äußerungen der Gehirnfelder. Und diese Funktionen erscheinen in dem bunten Spiel der sogenannten Gefühle und Handlungen, die ihrem besonderen Namen zuliebe fälschlich auch als besondere Wesenheiten genommen werden, und zwar direkt in ihrer einfachen Natur, nicht etwa in Ableitungen, Derivaten, sondern immer einfach, wenn auch bei verschiedenen Betätigungsgelegenheiten.

Wir wollen aber nun für die Einteilung unserer weiteren Darstellungen folgende Unterscheidung maßgebend werden lassen. Man kann die Grundkapazitäten fassen in ihrer Reaktion und Betätigung in bezug auf den andrängenden Stoff, auf alle Eindrücke, Natur, Kunst, Erlebnisse, Arbeitsmöglichkeiten. Oder man kann die Kapazitäten fassen nach der Betätigungsart, die sie durch einen wirksamen, grundlegenden Verkehr mit Menschen angenommen haben. Die erste Anwendung der Charaktereigenschaften würde sich auch zeigen, wenn der Mensch allein, isoliert auf der Welt wäre; auch ein solcher könnte entweder lustig oder trübe sein, schaffend oder faul, dichtend oder die Erlebnisse vergessend. Die zweite Anwendung der Charaktereigenschaften – die aber niemals verändert oder gemodelt werden können – ergibt sich unter dem Einflusse der Menschen der Umgebung, der zu einer bestimmten Übung und Richtung der allzeit unentwegten Ureigenschaften drängt. Wir sprechen dann von den Eigenschaften in ihren kommunikativen Beziehungen.

*

Es erfolgen auch auf Körperzustände, die ohne Empfindung bleiben, also rein physikalisch-chemisch bleiben, Gehirnreaktionen, vorübergehende trophische Feldbeeinflussungen; aber wir sprechen von Reaktionen, R, meist als von den Folgen von Vorstellungen.

Kinder werden schon durch einfache Eindrücke zu Reaktionen gebracht. Bei älteren Personen bilden natürlich meist größere Vorstellungsreihen, Erfüllungs- oder Enttäuschungsreihen, das Inzitant für starke Reaktionen. Obwohl der Charakter + resp. – R bleibt, so nehmen die Exzitationen mit zunehmendem Alter doch ab. Tritt schon frühzeitig besondere Ruhe ein, so ist das etwas wie Grabesstille des Gehirns, die sich philosophische Sentenzen beilegt.

Ein starkes + R verträgt es, wenn sich die gleichen Eindrücke öfters wiederholen; es zeigt sich immer freudig. Es wird auch beim Lernen durch Wiederholungen nicht verstimmt. Indes kann seine natürliche Lernfähigkeit durch Erlebnislust beeinträchtigt werden. Freilich hat auch das Ertragen des Gleichbleibenden seine Grenze. Ein starkes – R wird aber sogar durch kurzes Verweilen von Gleichmäßigem ärgerlich.

Wenn es auch wahr bleibt, daß ein + R selbst im Bösen noch irgend etwas Freudiges und Süßes finden werde, so darf man doch nicht von ihm erwarten, daß es fröhlich sei, wenn ihm die Tempelrümpfer auf den Schädel stürzen; manche Personen waren aber von unverwüsthlichem + R auch unter der Guillotine.

Die Lauen sind es entweder durch schwaches + R oder durch schwaches – R. Die Wehleidigen, Ängstlichen, Bitteren sind geschaffen durch

starkes – R, durch das Urruhe-Bedürfnis der dominierenden Gehirnkstitution, auch wenn gelegentlich eine leistungssuchende Motorik dabei vorhanden ist. Sie finden schwer eine Kompensation für ihre leidende Verfassung. Denn auf der Welt ist nicht viel Aussicht, hervorragend, durchgreifend Erfreuliches zu erleben. Wenn einem – R doch einmal etwas absolut Freudiges beschieden ist, kann es sich krampfhaft daran klammern. Das + R findet überall Anlaß zur Freude. Dem – R ist auch jeder Wechsel lästig, dem + R auch jeder Wechsel willkommen. Es neigt durch seine Natur zur Untreue. Ist es einer Vorstellung besonders treu, so müßte diese durch eine ganz dominierende Rolle im Reproduktionsgebiete ausgezeichnet sein.

Der Hirngesunde wird für die Dinge gemäß ihrem objektiven Wert für das Leben – soweit es einen solchen gibt – für gut und schlecht, schön und häßlich, die entsprechenden Reaktionen haben; er wird auch das Böse, Unschöne, der Sachlichkeit gemäß energisch abstoßen, aber doch von einer Reaktion auf Ungünstiges bald wieder zu etwas Günstigem übergehen. Das böse, wahrhafte Hassen und Verfolgen kennen nur – R-Naturen mit starkem M.

Man muß bei der Verwendung unserer Kategorien zur Menschenbeurteilung immer die Stärkegrade in Rechnung ziehen.

*

Wir haben schon öfters erwähnt, daß durch starkes – R, durch den Schein unentrinnbar notwendiger schlechter Erfahrungen, ein Pessimismus, eine allgemeine Lebensangst gegeben werden kann. Ein Mensch mit – R wird sich scheuen, durch ein Teleskop zu blicken; er könnte eine Schraube verderben. Es kann ihm auch der Mut fehlen zu heiraten. – R hat auch leicht Abneigung gegen Scherze und Späße, indem sein Ruhebedürfnis dadurch gestört ist. Aber diese habituelle Angst tritt nur ein bei schwach M. Ist das M stark, so nimmt – R ergrimmt einen grimmen Kampf mit dem Leben auf. Es kann aber auch vorkommen, daß der Mensch mit – R, durch ein J2, Neigung zur Reflexion, angeregt, sich dieses Lebensunbehagen ausreden möchte, seine leidende Art loswerden möchte; dann fahndet er eifrig nach Zerstreung, sucht Unterhaltung, beginnt oft ein tolles Treiben, aber dennoch wird er meist seines – R nicht Herr. In diese Kombination gehören viele der großen, eigentlich immer an Schwermut leidenden Komiker, die hauptsächlich um ihre leidende Empfindlichkeit zu vergessen, sich selbst den Narren machen.

– R ist seiner Natur nach abwehrend, zurückgezogen. So kann es kommen, daß – R sich als sexuelle Keuschheit zeigt.

*

Nach starken - R-Krämpfen, die gewissermaßen eine vorübergehende Gehirnkrankheit darstellen, tritt starke Erschöpfung ein. Wir wollen hier einen kleinen Exkurs über Ermattung im allgemeinen einschieben. Von ihr werden ja auch M, Mi und J2 betroffen. Die Gedanken bleiben aus, man findet kein Mittel zum Werke, keinen Ausweg, wichtige Fragen sind vergessen, keine Teilnahme besteht für fremde Angelegenheiten, kein Witz steigt auf, man vergißt, was man zu tun hat, man ist zukunftslos. Das ist ein Zustand der Schläfrigkeit. In diesem Zustand passiert häufig das Sichvergreifen und Verwechselln. Es wurde auch darüber viel Unsinn gesagt. Die Sache ist sehr einfach. Unser ganzer psychisch-physischer Mechanismus besteht nicht aus einem undenkba- ren „Ineinander“, sondern besteht aus additiven Reihen, aus Nebeneinander- setzungen, aus Juxtaposition. Hat man z. B. die Absicht, den Gegenstand A wegzuworfen, so besteht die Reihe: das Bild A plus einem Wurfimpuls; ist man nun matt, so verliert sich etwa A aus dem Vorstellungshorizont; durch diese Schläfrigkeit zerbricht die ursprüngliche Reihe; ein anderes Ding B ist zufällig zur Hand, und nun schließt sich der frühere Wurfimpuls mechanisch an das Ding B.

Schön ist das Erwachen aus Erschöpfungszuständen; Gedanken, Pläne, Dis- positionen, Unternehmungslust, Rührigkeit kehren wieder; die Umgebung kommt einem neu vor, als hätte man sie in der Mattigkeitsdepression durch ei- nen dichten Nebel gesehen. Es ist, wie wenn man lange im Wasser getaucht hätte und jetzt wieder zum Licht, zum freien Atmen käme.

Begeisterung ist nur + R in der Anwendung auf ein Objekt. Zur Begeiste- rung gehört indes fast immer eine Art Beschränkung. Sie ist eine Einseitigkeit, die aber in J2 liegt. Sie gehört zu den starken Reaktionen, die einen Körperauf- schwung, wie beim feurigen Tanze, ein Aufjubeln enthalten. Auch solchen Ex- zessen folgt eine Ermüdung, die aber durch die Erinnerung an ihren Anlaß et- was Behagliches, Wohliges hat. Hieher gehört der Zustand, in dem man von li- terarischer Schönheit, etwa von Jean Paulscher Geistesmacht und Diktion be- rauscht ist. Nun kann man nicht mehr aufnehmen, man muß sich gesättigt, müde zurück lehnen, ähnlich, wie man Kitzeln, das zunächst auch angenehm ist, schließlich nicht mehr ertragen kann. Solche Bewunderung, solches Entzücken ist nicht mehr ein freudiger Aufschwung selbst, sondern nach der Elevation eine gewisse erinnerungsvolle Ermattung, ein etwas müdes Hingegebenheit wie an ein warmes Bad.

Solche Zustände mangeln wohl zumeist dem - R.

Die + R-Menschen, besonders wenn sie ihre freudige Reaktionsart noch dazu in intellektuellen Prinzipien festlegen, sind die von Haus aus Glücklichen und werden auch andere beglücken können. Steigt so einer eine steile Höhe hinan, wird er zunächst auch schwer, unfreudig gehen. Bald aber kommt ein Moment, wo ihm das Gehen selbst, das Schreiten, Heben der Knie etwas Will- kommenes ist.

*

Die Empfindung des Schönen wird gebildet durch ein bei dem Objekt Bleibenwollen und eine Empfindung über den ganzen Körper, zur Gattung + R gehörig, wie ein Aufschwung, eine Gesundung. Eine Interjektion ah! kommt aus zerebralen Tiefen. Es zeigt eine Unvollkommenheit des analysie- renden Denkens, wenn man glaubt, simpel durch Messen der Pulsfrequenz, Atemfrequenz, Puls-, Atem-Beschleunigung einen solchen Zustand erfassen zu können. Dieser der Empfindung des Schönen wesentliche, hochzusammenge- setzte Leibesgesamtzustand ist etwas wie ein wohltuender, sanfter Nerven- hauch. Er kann nicht gleichzeitig mit Schmerzen bestehen; leidet ein Kranker Schmerz, so kann er nicht die volle Empfindung für ein Schönes haben; es kann nur bei der Konstatierung bleiben, daß ein Objekt mit solchen Eigenschaften sich vor ihm befindet, das ehemals die beglückende Leibesempfindung auslö- ste.

Zum Wesen des Malers gehört ein starkes + R. Die Freude am Wissen, der Wunsch, alles zu wissen, hat andere Komponenten als die Malerfreude. Beim Wissensdrang handelt es sich nicht allein um das Aufnehmen; das gebe nur eine Art Beschäftigungslust. Beim Wissensdrang, der in seiner ursprünglichen, primären Form wohl auch an + R gebunden sein wird, dreht es sich um Gewin- nung großer zusammenhängender Reihen, um Einordnen in ein System und Einordnen in die beherrschenden Typen der Ordnungsreihen und Ursachen- reihe, d. i. eine Funktion, die durch das Mi, mehr oder weniger vollkommen, ermöglicht wird. Der Maler aber braucht, abgesehen von der Merkkraft, Re- produktionskraft J2, und seiner manuellen Geschicklichkeit, das + R, die Freude an jeder Erscheinung und das starke M, die Rührigkeit und Bewe- gungskraft, die Erscheinungen in einem mühsamen Werke festzuhalten. Er hat eine beständige, gesunde Reaktion auf Formen- und Farbenwechsel. Daß ein Ding jetzt breit erscheint, dasselbe Ding dann in einer Verkürzung, daß es hier aufleuchtet, dort Schatten drüber treten, diese Abwechslungsfreude ist der ma- leriische Sinn. Wer diese Freude an Form und Formenwechsel nicht hat, kann kein Maler sein; sie allein genügt aber nicht, wenn nicht der motorische Drang des Festhaltens dazu kommt. Reiches J2 ist keine absolute Bedingung für ihn. Der Maler ist von Natur aus über jede Veränderung heiter, wenn ihn auch das

unendliche Gebiet der Form- und Farbenvariation am meisten anzieht, und wenn auch vielleicht später traurige Ereignisse sein allgemein starkes + R dämpfen können.

*

Es gibt auch scheinbaren, also fälschlichen Wissenstrieb und Schönheitstrieb. Manche junge Leute, besonders Mädchen, glauben, sie hätten Sinn für Musik, jetzt für bildende Kunst, jetzt für Literatur. Sie wünschen aber in Wahrheit nur Motion. Es ist eine rohe Manie, solche Bedürfnisse für feinere Umbildung von Geschlechtslust anzusehen. Gewiß nicht ganz gleichgültig gegen Schönheit und Wissen, wünschen sie doch mehr die Zeit provisorisch auszufüllen, mit Gesellschaftskreisen in Berührung zu kommen, um der Langweile zu entgehen, um die Welt kennenzulernen, aus Bewegungslust, aus Lebenslust.

*

Wir trauen uns nicht genug Wissen zu, um anzugeben, wie ein Dichter – Lyriker sei darunter verstanden – wird; wir wissen nur sicher, wie man keiner wird. Keiner wird man durch Verlogenheit, Anpassung an Sensationsbedürfnisse. Sicher scheint es auch, es müsse ihm motorische Kraft fehlen. Er muß schwach M haben, keinen Aktionsdrang, der das Festbleiben bei einer Situation und bei der Hingabe an eine Empfindung doch stören würde. LESSING hatte wohl stark M; er war auch nicht lyrisch. Reiches J2 muß ihm natürlich eigen sein. Es ist fraglich, ob ein junger Mensch ohne + R zum Dichten kommen kann; ein älterer Dichter kann ergreifende, trübe Weisen ersinnen; aber das ist zweifelhaft, ob man mit starkem – R zu dichten beginnen könne. Ein sanfter junger Mensch ist noch nicht ein leidender, – R. Spätere sogenannte Melancholie wurzelt nicht in jugendlicher Empfindungsabwehr. Die tiefe Beschaulichkeit ist nur möglich bei schwachem M, wenn man für jede kleine Veränderung die Sensitivität zur Verfügung hat. Nehmen wir an, man sieht in einem Garten im Herbst das Treiben der welken Blätter. Keinen gibt es, der nicht für einen Moment dadurch gefesselt wäre, aber ein Dichter würde da vielleicht eine halbe Stunde stehen bleiben, er würde von jeder Art Bewegung verzaubert sein. Wie jetzt die Blätter gegen die Pforte rennen, und jetzt wie von einem Feinde zurückgetrieben werden und in einer langen Front zu Tausenden wieder vorstürmen, sich im Kreise drehen, als wären sie unschlüssig, wie es am besten zu machen, und sich jetzt in die Höhe schwingen, wie Schwärme von Vögeln. DICKENS oder STIFTER, in solcherlei Darstellungen großartig lyrisch, hätten das wohl etwas schöner gesagt, aber den meisten Lesern wäre es doch zu breit vorgekommen. Solche Leser hätten zu wenig + R und zuviel M. Der Grund derartiger Schilderungen ist nicht etwa in erster Reihe Wehmut aus – R, sondern

trotz des Symbols herbstlicher Zerstörung, eine große beharrliche Freude am Schauen, + R, und das sich in den Moment Versenken. Denn hätte der Dichter stark M, so würde es ihn von der Stelle treiben.

*

Wir haben schon jener + R-Naturen gedacht, die sowie das Gute auch das Schlimme, das ihnen widerfahren, stark empfinden, aber, gemäß ihrer Uranlage, die negative – Reaktion doch nur zu einer vorübergehenden machen. Solche Menschen können also nur kurze Zeit hassen. Bei schwach M bleibt der Haß verbissen, bei stark M bricht er in Feindseligkeiten aus. Wenn nun ein + R vermöge objektiver Ursachen endlich haßt, nachdem der Haß schwer aufkommen konnte, so wird er doch, trotz eines eventuellen starken M, eher beim Gehaßten etwas Gutes finden und trachten, rasch von seinem Haß wegzukommen. Von Liebe und Haß später noch Elementares.

*

Ein paar Worte über das Abwechslungsbedürfnis; es ist eine ganz allgemeine physiologische Erscheinung, die zurückgeht auf die Ermattung des Gehirns nach einer einige Zeit hindurch gleichmäßig erfolgten Bewegung. Man kann z. B. von einer Speise, die einem gut schmeckte, doch nicht lange nehmen, obzwar man für andere hinzukommende Speisen noch genug Appetit hat; an den Verdauungssäften liegt also die Ermattung für jene Speise wohl kaum, sondern sie liegt in einer Abwehr des Gehirnes für länger dauernde gleichmäßige Empfindung.

Ein Bedürfnis nach rascher Abwechslung zeigt, daß das Gehirn nur kurze Zeit seine gleichbleibenden Einstellungen verträgt. Das – R braucht natürlich besonders rasche Abwechslung, da ihm eigentlich alles zuwider wird. Es möchte oft aus seiner Haut fahren.

Wir wollen noch darauf zurückkommen, daß auch + R, das sich doch dem Behagen hinzugeben vermag, in manchen Fällen verhältnismäßig bald nach Abwechslung verlangt. Das kommt daher: die + R-Menschen, die ihre Freuden stark haben, gewöhnen sich daran, immer starke Freuden zu besitzen, und eilen darum dem Genuß entgegen. Sie wollen den Genuß wiederholt haben; so bereiten sie selbst die natürliche Abstumpfung der Freude vor, und da sie immer die lebhafteste Freude wollen, so werden sie einer Freude überdrüssig, wenn sie nicht mehr auf der ersten Höhe steht – obzwar ein solches gekürztes Maß für einen, der weniger an Freude gewöhnt ist, noch befriedigend wäre. Dazu kommt für jene Freudelüsternden noch ein freudeschädigendes Moment, wenn sie stark J2 haben. Sie haben ihre Freude mit vielen Vorstellungen durchsetzt. Sie haben viele Vorstellungen über den erfreulichen Gegenstand gewon-

nen. Sie haben ihn nach allen Seiten gewendet und so alle Vorstellungsmöglichkeiten an ihm ausgesaugt und ausgepreßt und damit erledigt. Durch rasche Ausschöpfung seines Inhaltes haben sie ihre Reaktion erschöpft.

*

Es sei noch einer Abstumpfung des Interesses an freudiger oder schmerzlicher Bewegung gedacht, die eine fernerliegende Ursache hat. Jeder wirkliche, primäre Eindruck, der sein + oder - R nach sich gezogen hat, führt bei seiner Wiederholung ja immer schwächere Erregungen mit sich. Wenn eine Person nun sich irgendein erregendes Faktum in der Phantasie, im J2, deutlich wiederholt, so schwächen sich auch dabei die auftretenden Erregungen ebenso ab, als wenn sich der Eindruck primär in Wirklichkeit wiederholt hätte. Es gibt also eine Abstumpfung durch ein lebhaftes Gedächtnis.

Mit Fragezeichen! Wenn ein Hund das Ausbleiben seines Herrn peinlich empfindet, so wiederholt sich diese Empfindung fast ungeschwächt bei jedesmaligem Ausbleiben. Das könnte daher rühren, daß ein Tier, das ja ein viel schwächeres Gedächtnis, schwächere Reproduktion als der Mensch hat, worauf seine Inferiorität zum Teil beruht, der Abstumpfung seiner Empfindung durch eine Schwäche seiner Reproduktion entgeht.

*

In Kürze ein Hinweis auf Weinen und Lachen, die ja direkte Ausflüsse von - R bzw. + R sind. Causerien über diese und andere Themen sind nicht unsere Sache. Die Physiologen aber sind leider eine über die peripheren Motionen hinausgehende Darlegung der Mechanismen dieser beiden Funktionen bis jetzt schuldig geblieben. Das Weinen, als Symptom eines der Konstitution inadäquaten Einbruches in das Gehirn, hört meist in jungen Jahren auf. Das Lachen über Gehirnfunktionen fördernde Eindrücke dauert im allgemeinen bei Jung und Alt - eine schöne Mitgift für das Menschengeschlecht. Aber starkes, lautes Lachen versiegt bei vielen Männern bald. Man darf wohl berücksichtigen, daß beim Lachen und Weinen - neben anderweitigen Muskelinnervationen - Innervationen derselben Muskeln stattfinden, die auch beim Reden in Anspruch genommen werden. So darf es vielleicht nicht wundernehmen, daß bei Frauen, bei denen ja die Motorik sich immerhin mehr auf die Sprachwerkzeuge schlägt als bei Männern, auch das laute Lachen und heftige Weinen bis in späteres Alter währt. Es ist mit Weinen und Lachen wie mit den sogenannten Gefühlen, d. h. mit vorstellungsbegleitenden Leibesreaktionen - die Äußerungen in besonderer Stärke sind selten. Das starke Lachen zumal muß bei vieldenkenden Menschen eher aufhören. Denn man lacht bei Überraschungen. Hat man nun schon alles nach allen möglichen Richtungen und Feinheiten durchdacht, so

kann man eben nicht mehr überrascht werden. Von dem starken innerlichen, zerebralen Antrieb des Lachens bleibt, wie bei so vielen Impulsen, nur ein schwacher Ansatz. Nur ein vergnügtes Grinsen, das andeutet, es liege etwas vor, worüber man chedem gelacht hätte, hätte das Leben es einem nicht abgewöhnt.

Ad M

Hat einer bei gesunder günstiger Reaktion schwach M, so wird er, wenn dauerndes äußeres, fremdes Antreiben fehlt, unbeweglich, scheut Aktionen, wird, trotz seinem + R, seiner Freundlichkeit, in sich gekehrt. Dadurch nimmt er sich die Gelegenheit, zu einer Kenntnis der praktischen Welt zu gelangen. Durch den Mangel an Verkehr bilden sich in ihm die merkwürdigsten Vorstellungen darüber aus, wie man sich zu ihm verhalten werde. Er meint, von seiner eigenen wohligen Natur aus urteilend, man werde sich etwa mit den von ihm vorgebrachten Ideen und Vorschlägen liebevoll abgeben. Es dürften auch, seiner Weltfremdheit zufolge, schwer realisierbare Vorschläge sein. Solche M-schwache Leute haben nicht genug Energie, um die Wirklichkeit, dornig wie sie ist, auch nur zu erfassen. Sie sehen gelegentlich einer grob reellen Erscheinung, sei es einer staatlichen Institution, sei es auch einer Frau, nie die wirkliche Beschaffenheit, sondern heften nur an das ihnen Begegnende ihre anmutigen Träume. Ihre Geistesmöglichkeiten sind ihre Wirklichkeiten, die ihnen die tatsächliche Welt verdecken. Ihre edle Gesinnung kommt von ihrem heiteren + R. Sie können sich nicht rühren, den anderen nicht auf die Füße treten, nicht kämpfen; sie werden sich vielleicht zwar nicht beugen, aber das ist nur Rückfall in ihre Natur der Beharrung und der Ruhe. Sie werden eher leiden als bedrohen. Sie können flammende Proteste schreiben, denn das ist für sie immer nur ein in sich Bleiben, mit sich Reden, aber nicht nach außen eingreifen. Wenn sie für Frauen schwärmen und an ihnen hängen, so ist das nur ein Verkehr in sich, mit ihren eigenen unverwirklichten Idealen. Ein + M erobert sich eher die Frau, aber hängt nicht an ihr.

*

Das „Interesse“ ist eine Funktion einer J2-Art - wovon später - und einer wenigstens zeitweisen motorischen Lagerspannung.

Zu den Ursachen, die ein baldiges Erschlaffen des Interesses bewirken, gehört auch schwach M. Denn da mit dem Interesse meist eine Tätigkeit verbunden sein muß - von Mi zu schweigen - und die Arbeit dem schwach M schwer wird, so wird eine unternommene bald lästig werden, aufgegeben werden. Bleibt nur eventuell die träumerische Bewegung des J2.

*

Wir wissen schon, daß ein und dieselbe Erscheinung der Ausfluß wesentlich verschiedener Charakteranlagen sein, ihren Bestand also verschiedenartigen Elementen verdanken mag, die jedoch durch vergleichende Beobachtung wohl eruiert werden können. So kann etwa „Fleiß“ sowohl durch stark M als schwach M entstehen, aber selbstverständlich nur bei ungleichen Zwischeninstanzen. Man kann durch Mobilität zur Dauertätigkeit gedrängt werden, und man kann durch Scheu, in die Außenwelt einzugreifen, bei einer einmal begonnenen Tätigkeit festgehalten werden. Fleiß kann auch durch diverse Anlässe, durch Wetteifer, Arbeitseinteilung, materielle Bedürftigkeit, sogar durch Langweile oktroyiert werden, ohne daß solcher Fleiß eine Ureigenschaft wäre. Als eigentlicher Fleiß soll gelten Regsamkeit, ein in Beziehung auf Vorstellungen aber durch sich selbst in Bewegung gehaltenes M. Der wahre Fleiß ist Motion, aus Liebe zur Motion und hat – wie wir sehen werden – einen gefährlichen, indes entfernten Verwandten im „Kreisen“. Er besteht, unabhängig von jeder Vergesellschaftung, auch wenn der Mensch allein auf der Welt wäre, in der Beharrlichkeit, Ausdauer des M, die sich durch Zufall an gewisse Vorstellungen, sei es Gemüsepflege, sei es Gestirnsbeobachtung, Systembildung, heranmacht. Er ist eine Verbissenheit, Zähigkeit, die aber nicht aus den Vorstellungen, sondern lediglich aus einer stark gespannten Motorik entsteht. Wenn der sogenannte Fleiß durch Interesse erzeugt wird, kann er sowie das Interesse kurzlebig sein; der wahre Fleiß aber, der in der treibenden Motorik liegt, ist wie unsterblich. Und diesen haben nicht gar viele Menschen.

Eine von Haus aus schlaffe Motorik kann keinen Urfleiß erzeugen. Im Gegenteil, schlaffe Motorik ist die Uranlage der Arbeitsscheu.

Auch ein Büroarbeiter, der ohne motorische Spannung ist, wird eventuell fleißig sein, um sich auf seinem Posten zu erhalten, aber er wird nicht den Urdrang zum Fleiße haben.

Unser Mi muß nicht zum anhaltenden Fleiße zu allen Zeiten führen; und es muß auch nicht Fleiß mit dem kritischen Mi verbunden sein. Was durch die Arbeitsweise vieler Gelehrter bestätigt wird.

*

Ein Mensch, der durch seine aggressive Unruhe Schaden gelitten hat, wird einmal seine Aufregung äußerlich bemeistern, und sich zur Ruhe zwingen; aber urheimische Ruhe ist nur das Produkt einer die Vorstellungen schläfrig begleitenden Motorik der motorischen Felder. Urkühle einerseits und Urleidenschaftlichkeit andererseits liegen bloß in konträrer Motorik. – R, das sich argert, das die Menschen verfluchen kann, erscheint als Galligkeit, aber ohne stark M soll man es nicht Leidenschaftlichkeit nennen.

*

Die meisten werden demjenigen, der sie beleidigte oder schädigte, Böses wünschen. Aber einer, der nicht motorisch ist, der also Muskelbewegung, Muskelspannung, worin eben jede Tätigkeit schließlich und endlich liegt, scheut, wird nicht rachsüchtig sein.

Lieben und Hassen, soweit sie nur Bewertungen von Dingen und Vorstellungen sind, sind nicht mehr als ein leiser, geistiger Hauch von + oder – R; Stärke des Liebens oder Hassens ist nur Stärke der Motorik.

Man hätte so Gelegenheit, auf die Urfaktoren ohne Wanken, ohne Schwindel fest gestützt – nicht die Ideen, aber – die Worte durcheinander zu werfen; man könnte beispielsweise sagen, starkes Lieben ist ein Fleiß.

*

Sich zur Geltung bringen wollen, sich vordrängen – das kommt nicht von den Ideen, die man zur Verfügung hat und die oft sehr ärmlich sind, sondern kommt von dem motorischen Drange dreinzufahren. Dieser macht, wenn sich zufällig eine passende Sachlage ergibt, den „Macher“.

Auch jener, der in Gesellschaften seinen Mann stellt und beliebt wird, hat die Erfolge meist nicht seinen vorzüglichen Gedanken zu verdanken, oder seiner tiefen Empfindung, auch nicht seiner inneren Heiterkeit, sondern seiner Beweglichkeit, mit jedem Fühlung zu nehmen.

*

Der Bescheidenste bekommt gelegentlich einen kleinen Größenwahn, wenn er etwa sagt, ich sage Ihnen, ich prophezeie, ich durchschaue alles. Ähnlich kann ein schwaches M gelegentlich durch einen Affront zu einem plötzlichen Aufbäumen kommen – das aber nicht von Dauer und Nachdruck sein kann.

*

Immer die Wahrheit von Berichten unter Risiko und Verwahrung vorausgesetzt, war zum Beispiel LUTHER, mit seiner Wucht des Handelns, Tapferkeit, Angriffslust, ein Gehirn von großer Motorik. Er hat einen starken, harten Schädel wie BEETHOVEN. RICHARD WAGNER, ein Mann, dessen Ideen in Wärme und Feuer getaucht waren, hatte ebenfalls motorisches Gehirn, was sich schon in seiner sehr schnellen Sprechweise äußerte und auch in seiner Rhythmik.

Wir werden später ein zaghaftes Wort über musikalische Invention uns erlauben. Es scheint uns, daß keine musikalische Erfindung möglich ist, ohne prägnante Aktion der motorischen Felder.

Die jetzige Sprechartikulation der Norddeutschen – ohne Rücksicht darauf, ob sie sympathisch oder unsympathisch erscheinen mag – verrät im Durchschnitt eine starke Motorik; es wird abgehackt, scharf gesprochen, die Silben abgeschnappt. Und ebenso zeigt die innere Form der Sprechweise stark M, oft ohne Einwirkung des Korrekturen verursachenden Mi, eine Freiheit vom Zaudern, feste Bestimmtheit, ein Fertiggewordensein. Aber sie zeigt auch Mangel an beweglicher Empfindsamkeit, an + R. Ziemlich umgekehrt liegen die Dinge bei den Süddeutschen.

*

Vielerlei, was man, nicht gerade geistvoll, dem sogenannten Geiste zuweist, kommt nicht vom Vorstellungsfelde. Es bewegen sich Vorstellungen in langem Zuge hin und her. Wir wollen nun nicht des Einflusses von Mi gedenken, das eine Parallelisierung der Vorstellungen mit gesicherten Wirklichkeitstypen verursacht und so Halt in die Reihen bringt. Aber das bloße Kommen und Gehen der Vorstellungen wird auch nicht immer ertragen, und das rührt von einem starken M her, das den Drang hat, zu einer Aktion zu kommen, zum Abschluß der Überlegung zu kommen und mit den Vorstellungen kurzen Prozeß zu machen.

So kann es kommen, daß der langwierige Denker mit schwach M durch sein Tempo des Vorstellungszuges verhindert wird, in einem Momente, der rasche Entscheidung fordert, etwa in einem Gespräche, eine kurze Definition, eine Formel zu geben, während der M-Starke schlagfertig rasch fertig ist mit seiner Sentenz, die freilich falsch sein dürfte.

*

Ein Großteil der Aktion des modernen motorischen Menschen besteht – Gott sei es geklagt – in Fixheit des Stiles. Wer sich nicht rasch mit fliegender Motorik der Kunst bemächtigt, sich konventionell, dem gemeinen Manne verständlich, auszudrücken, der wird auch keine Lust haben, ohne viel innere Beschwer Propagandaschriften, Aufrufe, Berichtigungen, Agitationsreden, und woraus sonst der politische Kampf besteht, hinzuschleudern. Die rasch funktionierende Motorik der Sprechinnervation ist meist, wenn auch nicht ausnahmslos, eine Bedingung der öffentlichen Tätigkeit. Zum Unterschied von der in Kompression gehaltenen Motorik der Helden der Vorzeit besteht das motorische Wesen der kämpfenden Helden der Jetztzeit in einer umhertaumelnden harten Motorik, die sich vorzugsweise, mehr in Art von Ausrufen, in vehementen Sprech- und Schreibimpulsen spezialisiert.

*

Man bedenke, wie Eigentümlichkeit des Stils oft nicht von Ideengängen herrührt, sondern nur Eigentümlichkeit der Motorik ist; die Ideen sind hierbei nur passiv, die Fangbälle. Das Quellende mancher Schriftsteller, zu denen aber nicht die Romantiker gezählt sein müssen, das Drängende, Übersäumende, was dem „klassisch“ Orientierten fehlt, rührt – insofern es nicht Manier der Imitation ist – von der Motorik her, von dem motorischen Zupackenwollen. Diese Innervation des Zuschlagens, Aufschreiens, verursacht, solliziert die Reproduktion flammender, wilder Ausdrücke. Diese Draufgängerei kennt keine Angst vor Stilisierung und vor Verfehlen der Wahrheit. Korrekt zusammenfassende, treffende Urteile sind nicht ihr Fall. Richtige Analogien, die diesem motorisch-impetuoson Stile fehlen, kämen von dem anhaltend umherspähenden Mi, das eine langsame Regulierung der Ideen durch die Wirklichkeitstypen bewirkt. Logische Vorsicht, Umsicht, peinliche Revision sind aber nicht Sache jenes Stiles.

Umgekehrt ist Mi oft mit Ängstlichkeit verbunden.

*

Leute, die nicht seßhaft bleiben können, Kinder, die durchgehen. Soldaten, die desertieren. Ungebärdige werden wir als Repulsive bezeichnen dürfen mit ursprünglichem – R und starkem M. Aber sie sind wohl als Abnormale zu betrachten, weil ihr überstarkes M sofort von jeder auftretenden Idee, die eine Tätigkeit vorspiegelt, ausgelöst wird und in vollem Elan aufspringt. Was ähnlich auch bei Hysterischen vorkommt.

Motorische Impulsivität, die der flüchtigsten Vorstellung schon zur Verfügung steht, macht zuweilen fälschlich den Eindruck von intellektueller Beschränktheit.

Ad J2

Wir hatten nie die Absicht, Charakterbildchen zu zeichnen, sondern wollen nur zeigen, wie jene Fülle von Beschreibungsworten, die von sogenannten Psychologen, Biographen, Essayisten, kurz von falschen Propheten begierig ausgeschöpft wird, für die Anbahnung eines Charakterverständnisses, die Ähnlichkeit mit einer Wissenschaft haben soll, völlig wertlos ist. Im Gegenteil, es ergeben sich als Wesen der so mannigfach benannten Phänomene die wenigen – „Grundbegriffe“ wollen wir nicht sagen, denn solche laufen vielleicht wieder auf bedeutungslose Einteilungen hinaus, sondern – die wenigen physiologischen Hirnfunktionen.

Wir rücken hier nun in die Betrachtung der Reproduktionsfelder ein, in die Betrachtung der Neuschaffungen auf den Sinnesfeldern. Wir richten natürlich unser Augenmerk nicht auf die unzähligen Vorstellungen, sondern auf ihren

vielleicht mit irgendwelchen naheliegenden Varianten. sonst aber flagrant ähnlich niederschreiben, so haben sie den Ursprung ihres vermeintlich originellen Einfalles vergessen. Es fehlt ihnen die retrospektiv assoziierende, retrograde Feldbewegung.

*

Die Reproduktion der Feldbewegung kann sehr genau die primäre Bewegung wiedergeben oder ungenau; selten ist eine Reproduktion wie ein visionäres Bild. Je schärfer, wahrhafter jemand Gebilde reproduziert, also neu schafft, desto weniger findet er sie mit anderen ästhetisch ähnlich. Die Unterschiede sind dem ästhetisch Schauenden zu groß. Wenn er auch zu Zwecken des Witzes und der Aufspürung von Zusammenhängen kleine Ähnlichkeiten auswerten kann. Die gewöhnlichen Leute sagen oft, ein Gesicht sähe einem andern ähnlich, zu welchem aber ein Maler keine Ähnlichkeit finden kann. Die Leute verwechseln die Tatsache, daß sie durch irgendein Moment eines Gesichtes, etwa ein zierendes Muttermal, an das andere Gesicht erinnert wurden, mit dessen Ähnlichkeit.

*

Der drängende Impuls zu einer Handlung, bei starkem oder schwachem M, kann auch von der Deutlichkeit des J2, der Phantasievorstellung kommen. Wenn einer klar weiß, wie das ausschaut, was er anstreben könnte, so kann er, bei jedwedem M, eher handeln als wenn ihm diese der Zukunft dienende Phantasievorstellung unklar ist. So kann die Helligkeit der Vorstellungen auch das ausmachen, was eventuell als „Energie“ – ein vieldeutiges Wort – aufscheint.

Ein Beispiel für den Unterschied des Handelns eines stark M und eines Phantasierenden mit stark J2, aber schwach M. Der Motorische greift zur Durchsetzung seines Wunsches zu, wo und wie sich Gelegenheit bietet, er packt die Wirklichkeit um ihrer selbst willen. Der Phantasiemensch hat sich eine Idee vom Verlaufe der Angelegenheit gemacht und greift nur zu, wenn die Situation seinem vorgängigen Bilde von ihr gleicht und mehr um in der Wirklichkeit das Abbild seiner Phantasie zu gewinnen, den Anhang zu seinem Traume zu sehen.

*

Die Reproduktionen können nach allen möglichen Nachbarschaften hin und nach allen möglichen Ähnlichkeitsrichtungen erfolgen oder stetig nur einseitig. Letzteres gibt eine gewisse geistige Beschränktheit. Diese Einseitigkeit gehört zu dem Charakter der – wir wählen das Wort ohne pathologische Nebengedanken – „Besessenen“. Davon wird beim „Kreisen“ etwas ausführlicher die Rede sein.

Schon das Talent, cum grano salis zu verstehen, hat eine höchst schätzenswerte Einseitigkeit.

Exklusive Bewunderung ist etwas wie Beschränktheit. Wer etwa nur BEETHOVEN gelten lassen will, MOZART weit zurückstellt, wird wahrscheinlich auch BEETHOVEN nicht ganz verstehen, da dieser in vielem dem MOZART gleicht.

*

Eine Grundkonstitution, die das gesamte Leben beherrschen kann, liegt in der Langsamkeit des Auftretens von J2, Einfällen, Antworten, Plänen, Entschlüssen. Ein schwaches M fördert diese Langsamkeit des Vorstellungsmarsches vielleicht, aber auch ein starkes M kann schließlich nicht recht zu einem Resultate drängen, wenn reproduzierte Vorstellungen sich überhaupt noch nicht eingestellt haben. Es gehört also zum Charakter in korrektem Sinne, ob einer lange oder kurze Zeit braucht, eine Situation zu erfassen.

Manche Hunde erfassen langsam die Gefährdung durch ein nahendes Auto. Oder ein lediger Mann in guten Jahren besucht öfters eine Witwe; er bemerkt nichts; alle Außenstehenden sehen, daß die Witwe viel anwendet, um ihn zum Gatten zu gewinnen. Erfährt er das, so wird er sagen, er sei eben harmlos. Er ist aber in Wirklichkeit von langsamer Kombinationsgabe. Umgekehrt. Menschen mit rapid fliegenden Vorstellungen, und besonders, wenn diese Kombinationen auf ein Minimum von wechselseitiger Ähnlichkeit hin eintreten, wenn sie dadurch auf geringe Anzeichen hin die Ansichten anderer vermuten können, machen den Eindruck des sogenannten Genialischen.

*

Oft müssen die Bewegungen, die um ein Ereignis herum sind, wie Aufregungen, Hoffnungen erst verschwinden, bevor die Ähnlichkeit des Ereignisses mit einem anderen erkannt wird, d. h. also, bevor die Feldbewegung, die dem Ereignis selbst entspricht, sich in eine ähnliche weiter ausbreitet. Ebenso, wenn in die Würdigung einer Leistung Aufregung durch Neid, Eifersucht hineinspielen, so müssen diese okkupierenden Lähmungen oder Tumulte sich erst verlaufen, damit die einfachen sachlichen Ähnlichkeiten der Leistungen, ihre Vorbilder, ihre Analogien, hervortreten können.

*

Sehr wichtig für den Charakter ist jene physiologische Stärke des Feldes, wodurch viele sachliche und historisch zusammengehörige Einzelbewegungen in Eine ständige Bewegung gebracht werden, also ständig gekoppelt erscheinen. Auch hier könnten vielleicht die großen Reihen durch starke Motorik in

gutem Gang erhalten werden, aber die Motorik ist machtlos, wenn die Ideen nicht schon in guter Ordnung flüssig gereiht sind. Hieher gehört die Fixigkeit im Sprechen, das Beherrschen der Redeformeln. Wir sprachen früher von eventueller Verhinderung solcher Fixigkeit. Es weiß einer etwa, daß ihm bei einer gewissen Gelegenheit eine Person eine Vollmacht vorzeigen sollte; er fragt darum; es fällt ihm das Wort „Vollmacht“ ein, aber es bleibt der Rest der üblichen Phrase aus, „können Sie sich mit einer Vollmacht ausweisen?“ Dem sogenannten Redner müssen außer der draufgängerischen Motorik – und außer der hohen Meinung von sich – doch auch noch die fixen Koppelungen eigen sein.

*

Hier müssen wir wieder daran erinnern, daß Phantasie in nichts anderem als in einem sekundären glatten Zusammenschluß zerstückelter Vorstellungen besteht. Die Gabe der Phantasie liegt in den Sollizitierungen entfernt zusammenhängender und teilweise ähnlicher Vorstellungen. Die Straffheit des Mi, die zur Übersicht, Achtsamkeit, zu peinlichem Vergleichen mit gesicherten Realitäten drängt, kann bei starkem J2 vollkommen fehlen.

Man muß von der Auffassung der Phantasien, als wären sie seelische Urschöpfungen, abkommen. Etwas Schöneres als schöne Wirklichkeit können wir nicht vorstellen; selbst der Künstler addiert nur, subtrahiert, kombiniert. Man macht die Stirn höher, die Augen größer, den Mund kleiner, je nach dem vorgesetzten Stile. Die malerische Gegend, in die man solche Produkte einträgt, rührt auch von irgendeiner Kopierung oder Imitation her. Vorgängige, die Wirklichkeit überragende, einheitliche Gesamtvorstellung, die dem Künstler zwar meist fehlt, wenn er auch damit flunkern mag, ist doch nur eine rasche Mischung früherer Eindrücke. Es sind freilich nicht alle Frauen so schön wie viele gemalte, aber kein ideales Gemälde einer Frau ist schöner als eine irgendwo in Wirklichkeit erscheinende schöne Frau. Die Phantasie kann nichts Schöneres erfinden als die tausend Arten schöner Steine, Blumen, Geschöpfe, Landschaften; eher, scheint es, kann man Häßlicheres erfinden.

Um zu wissen, was die Gabe der Abstraktion ausmacht, muß man natürlich wissen, was die Abstrakta sind. Abstrakte Begriffe sind nicht eigentümliche psychische Gebilde, sondern – man denke an irgendein Abstraktum, Kirche – sie sind Reihen von einem speziellen Bilde, noch einem speziellen ähnlichen Bilde, noch einem speziellen ähnlichen Bilde ... unter Sicherheit, man könnte den Marsch zu weiteren Ähnlichkeiten fortsetzen. Solche abgekürzte, als erweiterungsfähig gefaßte Reihen werden dann zum Substrat von Betrachtungen und Urteilen gemacht. Es ist also rasch schweifendes J2 die Bedingung des ab-

strakten Denkens. Je vager solche auftretenden Ähnlichkeiten sind, desto umfassender, wenn auch vielleicht nicht sachlich fruchtbarer, wird die Vorstellungsbasis der Erwägungen. Um gute, brauchbare Begriffe zu haben, muß man, unter der Spannung des Mi stehend, inner-sachliche Ähnlichkeiten zusammenstellen. Die meisten Begriffe sind schlecht gebildet, weil unwesentliche Ähnlichkeiten in die Reihe gezogen wurden, die sich dem Liebhaber irgendwie empfohlen haben; die präzise, wertvolle Abstraktion leidet demnach unter den Erregungen, unter + oder – R, die unerlaubter Weise mit im Spiele waren.

Aber immer wird die Abstraktion gebildet durch Anschauungen, immer bewegt sich das Prinzip der Ähnlichkeits-Zusammenfassung auf dem Boden der Anschauung.

*

Ein Beispiel sei gestattet. Wenn man die Stufen einer Treppe beim Hinaufgehen zählt, sagt man 1. beim Ersteigen der richtigen ersten Stufe, und die letzte Zahl sagt man beim Schritte auf die letzte Stufe. Wenn man hinabgehend die Stufen einer Treppe zählt, zählt man gewissermaßen die oberste schon nicht, indem man 1. sagt, während man auf die vorletzte tritt, und dann sagt man die letzte Zahl, während man auf die untere Fläche tritt, von der sich die Stufen erst erheben, die also keine Stufe als solche ist. Beide Zählarten sind natürlich richtig. Das Fundament ihrer Ähnlichkeit, resp. Gleichheit, liegt darin, daß man in beiden Fällen Niveauunterschiede zählt. „Niveauunterschied“ ist das Abstraktum, und dieser allgemeine Begriff ist natürlich durch und durch Anschauung.

*

Die Kunst des Abstrahierens, sagen wir das Talent des Abstrahierens, besteht also darin, daß man unter vielen möglichen, in einer gewissen Ähnlichkeit übereinstimmenden Vorstellungsscharen, die durch das J2 reichlich strömen müssen, ein folgenschweres Ähnlichkeitsfundament aussucht, auf Grund des durch Mi bei Kraft erhaltenen Herumspähens also eine Ähnlichkeitsreihe, die allen gefestigten Realitäten am nächsten kommt.

Es ist eine billige, hochnasige, kindische Manier, von einem eigenartigen, irreduzibel geschlossenen Talent zur Abstraktion oder von anderen derart wurzelnden Talenten zu reden. Man kann vielmehr zeigen, durch welche physiologischen Elemente des Charakters glückliche Abstraktionen entstehen.

*

Dominieren Ideenkombinationen, die über die nahe gelegene Wirklichkeit weit hinausgehen, aber ohne Motorik, so ergibt das den Charakter eines be-

schaulichen Träumers. Mit starker Motorik einen Narren. Dominieren deutliche, von der Wirklichkeit nur wenig abbiegende Kombinationen, mit gleichzeitig starker Motorik, so gibt es den Charakter irgendeiner aussichtsreichen Aktivität, den Gründer eines neuen Vereines, den Erfinder einer neuen Reklame, den Reformier.

*

Wir haben schon ein wenig über Dichter und Maler gesprochen. Es besteht ein großer Unterschied zwischen dem Talent des Dichters, soll heißen Lyrikers, und dem des Malers. Der Maler hat gewöhnlich – abgesehen von Formgedächtnis und Technik – als Basis seines Lebens ein + R, besonders als Freude an Gestalten und Farben; er braucht aber kein rühriges J2. Und wenige Maler haben Ideen und Ideenbauten; nur der große, seltene Maler ist nicht ohne reiche Gedankenbeziehungen. Der Lyriker hingegen ist nichts ohne das üppigste J2; und es ist eine irriige Meinung, daß sein wesentliches Requisite aus der exzeptionellen Stärke der sogenannten Gefühle besteht. Natürlich darf er nicht fühllos sein; aber Gefühle für die Dinge haben viele, Erregungen über Schönheiten und Vorgänge haben viele, die nichts zu dichten wissen, viel stärker vielleicht, als sie ein Dichter hat. Sondern die Fülle der erkannten Beziehungen, die er in Bildern und Gleichnissen, Ähnlichkeiten und Kontrasten prägnant aufdecken muß, bilden die Bedingung seines Schaffens.

Wir glauben, ohne + R fände der Mensch keinen Zugang in die lyrische Werkstatt; später kann ja Traurigkeit in sein Herz gezogen sein und dann wird sein reiches J2 von ihr die Richtung erhalten. Sein Denken und Reden wird freilich die Glut von der Stärke der Reaktion R erhalten, aber seine primäre Begabung muß in der Macht der Anschauungsbeziehungen liegen. Darüber bald noch ein Wort.

*

Hier möge ein kleiner ästhetischer Einschub Platz finden, der das Malertum ein wenig illustriert. Der Maler, wenn er kein rasonierender Kopf ist, glaubt eine Stimmung beim Betrachter zu erzeugen, wenn er das Objekt, z. B. einen finsternen Turm, in jener Ansicht und Situation malt, bei der er selbst die Stimmung fühlte. Darin kann er sich nun leicht irren, denn seine Stimmung kann damals durch einen inneren und äußeren Zufall entstanden sein und muß beim Beschauer die Stimmung der Turmdüsterkeit nicht erzeugen. Der große Maler müßte alles tun, um das Wesen der Düsterkeit durch Beziehungen und Kontraste greifbar herauszuarbeiten. Der Turm z. B. muß nicht nur hochragend sein, sondern die Umgebung muß so gegeben sein, daß sie von ihm beherrscht, wie erdrückt wird; seine Finsternis muß durch Kontraste der Freundlichkeit, des Blühens angeklagt sein. Der große Maler hat solche, das Hauptmotiv heraus-

hebende Beziehungen nicht etwa – wie das herkömmliche Geschwätz lauten würde – unbewußt oder instinktiv; er hat sie vielmehr ganz klar, weiß ihre Notwendigkeit für das Werk, er hat sie nur ohne lange Reflexion sicher und rasch, ohne schulgemäße, umständliche Begriffe und Termini.

*

Der Lyriker also muß von reichem J2 erfüllt sein. Begeisterung für vielerlei lebt in vielen, aber sie wird nicht zur Lyrik. Die Lyrik, sogar die, übrigens heutzutage so seltene, echte Liebeslyrik ist Vorstellungs- und Phantasieeichtum. Man wird selbstverständlich sagen, die wahre Lyrik, besonders die Volkslyrik, sei in ihrem Wesen so einfach. Das ist freilich simpel gesagt. Man verwechselt aber dabei Freiheit von Bombast und Pomp – den man ansonsten auch ruhig hinnimmt und schätzt – Schlichtheit, Leichtigkeit des Hinfließens mit Einfachheit. Man übersieht, durch das Zutreffende getäuscht, daß diese lyrischen Ausrufe und Weisen eine große Fülle von ungewöhnlichen, gar nicht einfachen Beziehungen in sich tragen. Herzliche Worte allein sind da ungenügend und wirkungslos. Reiche und sonderbare Ideen müssen aufleuchten, nur dürfen sie nicht ausgeklügelt und verschroben sein. Das Volkslied und das ihm ähnliche Kunstgedicht enthält, bei aller Treue der Empfindungen, einen Satz von erdachten Möglichkeiten an Situationen und Ereignissen. Es ist Sehnsucht, Angst, aber hauptsächlich Einfall in dem: gerade jetzt bei diesem Gange könnte der Steg brechen. Wenn eine Mutter zum Kinde sagt: Seelchen – so ist das gar nicht einfach, sondern eine ganze Metaphysik. Wenn eine ihren geliebten toten Gatten anredet: Nun hast du mir den ersten Schmerz getan, so ist das ein ganzer Lebensüberblick und ein Vergleich mit geradezu scharf ersonnener Pointe.

*

Haben aber auch die Dichter starkes J2, Fülle von Bildern und Kombinationen, so fehlt es ihnen doch meist an dem Mi, dem strammen Fixieren des Horizontes, der Spannung, unter deren Bremswirkung sich die Ideen untereinander auf ihre Verträglichkeit vergleichen und auf ihr Zusammenstimmen mit unentbehrlichen Wirklichkeitsreihen. Es werden Beziehungen hingeworfen, die nicht widerspruchsfrei sind und mit deren Möglichkeit es schlecht bestellt ist. Ein Dichtwerk muß etwas ganz anderes sein als ein Traum. Die wahrhaft fruchtbare Phantasie hat auch Mi und genügt all diesen Forderungen. Weil das Mi aber meistens fehlt, so kommt es, daß, obzwar einzelne Vorgänge stimmungsvoll geschildert sein können, sie doch so vielen Einwendungen betreffs innerer und äußerer Möglichkeit und ihrem Hineinpassen ins Ganze ausgesetzt sind.

*

Desgleichen ist es eine gewöhnlich falsche Meinung, daß der Schauspieler die Reden seiner Rolle auf Grund der sogenannten Empfindung für den dargestellten Charakter und die Situation halten müsse. Er muß vielmehr alle Beziehungen der Worte nach allen Richtungen in klarer Reflexion erfaßt haben. Er muß alle Beziehungen wissen – nicht, wie der Unsinn will, unbewußt haben – wenn er auch alle diese Beziehungen nicht in herkömmliche, logische Termini kleiden muß. Je voller er alle Beziehungen deutlich erkennt, desto mehr Erregungen, die er ja selbstverständlicherweise braucht, wird er auch für sie aufbringen und darnach seine Diktion reich nuanciert und eindringlich gestalten.

*

Auch wird jede Liebe umso stärker – wir sagen nicht opferbereiter –, je mehr J2 um sie ist, je mehr man von der geliebten Person weiß, je mehr eigene Gedanken und Phantasien sich an die geliebte Person anschmiegen.

*

Der Witz ist natürlich eine Funktion des J2, aber mit – R wird er unwirsch, will herabsetzen und ist satirisch, mit + R ist er fröhlich und humoristisch.

Wir wollen später das Wesen des Talentes allgemein bestimmen; vorher wollen wir uns über das Wesen des Interesses orientieren. Interesse besteht aus einem auf eine durch Reihenlücken provozierte Frage folgenden Spähen oder Zugreifen. Das gilt zweifellos für primäre Eindrücke und äußerlich arbeitende Leibesaktionen; es gilt aber ebenso für die Beschäftigung mit sekundären Vorstellungen, geistigen Eindrücken, bei welchen Spähen in den Horizont und ein Rest des Zupackens, eine Innervationsspannung besteht. Interesse ist also immer, natürlich in die jeweiligen Ideen hinein, starke Motorik.

Die Fähigkeit, dauerndes Interesse zu haben, ist eine Charakteranlage, aber das Objekt des Interesses ist zufällig erworben. Die Vorliebe, die Prädi-
lektion für irgendwelche erfüllende Ideen fliegt zufällig an, im Gang der Ereignisse, in allen Lebensaltern, nicht etwa nur, wie der Dilettant meint, durch Jugendeindrücke bestimmt, in allen möglichen Lebenslagen. Der Inhalt des Interesses wird nicht durch eine Gehirn-anlage bestimmt, wenn auch die Wahl der interessierenden Gegenstände durch R und M und ihre Stärkegrade beeinflusst werden kann. Oft liegt die Anziehungskraft irgendwelcher Vorstellungen auf das M in einem Leibeszustande.

Wenn ein junger Mensch etwa chemische Operationen in einer Apotheke sieht oder Entwerfen von architektonischen Zeichnungen, und er sich bald einer dieser Tätigkeiten mehr geneigt findet, so hatte nicht sein Charakter mehr Anlage für Chemie oder für Architektur, sondern er wurde durch zufällige Umstände geleitet. Er hatte etwa den Gedanken, seiner kleinen Freundin einmal

ein Haus zu bauen, oder er hofft, Gold zu machen; hatte er vielleicht wenig M, so wird er sich vor den Gefahren von Explosionen zurückziehen. Empfänglichkeiten in einem zufälligen Momente sind richtunggebend. Ob jemand Luxus liebt oder Ausbildung seiner Singstimme oder Geschichtsforschung, das ist für seine Natur eine angeflogene Geschmacksrichtung, ein Akzidens. Nur ob er in der Neigung zähe, fest oder wankend bleibt, das kommt aus seinem Charakter.

Die Freude am All-Wissen ist vielleicht allen Knaben gemeinsam, auch die All-Ursachen möchten sie wissen; aber dieser Wunsch verfliegt bei allen, außer bei den faustischen Menschen, und zwar deshalb, weil nur ein anhaltend starkes Mi und eine von allen Zufälligkeiten freie Empfänglichkeit, + R, die Begierde nach der Totalität der Ursachen, nach dem Typus der vollständigen Reihen, begründen kann.

*

Man darf vielleicht sagen, das Interesse sei kein Interesse, wenn es nicht anhaltend ist. Bevor wir diese Angaben festigen, wollen wir, unter Erinnerung an früher Gesagtes, über das Erlahmen des Interesses kurz sprechen.

Daß jedes Interesse mangelt, keine Freude an irgendeinem Gegenstand besteht, kann nur bei Kindern mit exzessivem – R vorkommen, welchen jedwedes Herausgerissenwerden aus dem Ruhezustand peinlich ist.

Gewissermaßen berechtigt ist das Verfliegen eines Interesses, wenn ein Gebiet ganz durchgearbeitet wurde und erschöpft ist.

Das Erlahmen tritt ein, wenn anhaltende Arbeit nötig ist, wenn Schwierigkeiten zu überwinden sind und eben das unermüdliche M fehlt. Das baldige Erlahmen der Teilnahme, als Charakterzug, kann erfolgen, beim baldigen Erlahmen der Spähkraft, des fixierenden Mi. Will man bei erschöpftem Mi es doch weiter anspannen, so wird natürlich ein Übelbefinden darob, dann – R und Ärgerlichkeit die Konsequenz sein. Wir haben schon davon gesprochen, daß ein Interesse, das raschen Genuß will ohne Arbeit, sich durch einen kurzen Genuß erschöpft. Ein Erlahmen des Interesses tritt auch ein, wenn ein Interesse nur scheinbar seinem Objekt zugewandt war, in Wirklichkeit aber einer damit zusammenhängenden Nebenerscheinung und die Nebenerscheinung weggefallen ist.

Bei jungen Menschen besteht seltener ein wahres Interesse für die Dinge an sich, weil sie immer mit ihrer Zukunft, ihren Wünschen und Plänen beschäftigt sind.

*

Damit das Interesse eigentliches Interesse, anhaltende Anklammerung an gewisse Vorstellungen sei, muß nicht nur ein starkes M zur Disposition sein, sondern jene Vorstellungen müssen das Eigentümliche haben, unter Erregung

sehr häufig wiederzukehren. Es muß also in dem Sinnesfelde eine Tendenz sein, gerade diese Vorstellungsart in häufiger Wiederholung zu reproduzieren. Interesse hat eine starke Verwandtschaft mit dem baldigst zu betrachtenden „Kreisen“. Auch die Vorstellungswiederkehr beim Interesse gibt dem Vorstellungsgang eine gewisse Einseitigkeit, um nicht zu sagen Beschränkung.

*

Talent nun ist die Kraft des Interesses für einen Stoff in allen seinen Teilen und Zusammenhängen, die Kraft des unablässigen Anschlusses an einen speziellen Stoff in allen seinen Elementen und Beziehungen. Seien diese Vorstellungsinhalte – Tonstücke oder algebraische und geometrische Größen oder Rechtsverhältnisse.

Aber zu diesem dauernden Verweilen in einem solchen Stoffgebiete muß noch nicht Mi gehören, jene Funktion, unter der allseitiges Vergleichen und Regulieren sich abspielt.

Man dürfte also sagen, Talent sei eine Art Dauerliebe. Dem könnte man ein Bedenken entgegenhalten wollen: viele hätten Liebe zu einer Sache, aber nicht Talent dazu. Dieser Einwand wäre falsch. Wenn jemand etwa ohne Talent Liebe zur Musik hat, so hat er wohl den Wunsch, Musik gelegentlich oder öfter zu hören oder sich musikalisch auszuzeichnen, aber er hat nicht die Liebe, bei einem Tonstück unabwendbar zu verweilen, bis er es durchaus in seinen inneren Beziehungen erkannt hat.

Auch Spieltrieb, insofern er nicht auf Gewinn oder Zeitvertreib ausgeht, ist ein Interesse und kann aber ein Streben nach scharfer Kalkulation sein oder nach einer von der Wirklichkeit abgewendeten Träumerei.

Es ist kindisch zu glauben, ein Maler habe ursprüngliches, spezifisches Talent für dieses oder jenes Genre, für Visagen oder Landschaften. Kein Talent als solches kann angeboren sein. Nur allgemeine Erregbarkeit, Regsamkeit, Reproduktionstüchtigkeit ist angeboren; der spezielle Inhalt des Interesses, spezielle Betätigung des Talentos wird durch Zufall gegeben. Auch die spezielle Empfänglichkeit für Tonintervalle, die eine rein physiologische ist, bildet noch lange nicht das musikalische Talent.

*

Wir wenden uns nun zu dem überaus wichtigen, durchgreifenden „Reproduktionskreisen“.

Im allgemeinen ist es den Menschen eine Last, von ein und derselben Sache okkupiert zu sein; jedes Interesse hat insofern die Tendenz zu erlahmen. Das hat einen prinzipiell einfachen physiologischen Grund; die gleichbleibende Einstellung des Gehirnes ist unerträglich wie die gleichbleibende Innervation

von Muskelgruppen. Nichtsdestoweniger gibt es in gewissen Gehirnen eine unverhältnismäßig häufige Reproduktion des Gleichen. Es gibt eine Gangart der Gehirnbewegungen, die sich in alle möglichen Regionen, ungebunden, will sagen in mannigfachsten Sollizitierungen, wenn auch mit Sinn und Umsicht, schwingt und eine andere Gangart der Sinnesfelder, die immer wieder zu beschränkten, ähnlichen, rekapitulierten Ideen kommt. Diese fortwährende gleiche Reproduktionswiederholung ist eine relative Hirnstagnation.

Dieses zähe, ausschließliche Interesse, welches für jedes andere Interesse so gut wie unempfindlich macht, jedes andere Interesse verbaut, diese sich stetig wiederholende Einstellung einer einseitigen J2-Bewegung, dieses Kreisen ist eine Gehirneigentümlichkeit, die uns eine Art Krankheit scheint. Nicht davon zu reden, daß viele wirkliche Geisteskrankheiten und Geistesschwächen jedenfalls durch das Kreisen charakterisiert sind. Freilich, Ausdauer, Zähigkeit im Verweilen bei einem Gegenstande kann man nicht schelten. Freilich, wo das Kreisen von Vorstellungen zu einigen Resultaten führte, ist es schwer, von einem abnormalen Prozesse zu sprechen. Und doch ist jene Einseitigkeit eine Unfreiheit des Gehirns, eine Fesselung, und dieses anhaltende Kreisen ist eine Art abnormaler Verbissenheit.

*

Wenn einer eine Haßidee in bezug auf einen Feind hat, also den Wunsch seines Untergangs, und immer wieder in diese Idee eingespannt ist, wird man die Krankhaftigkeit dieses Kreisens, unter – R, im allgemeinen zugeben. Anders ist es, wenn in einem die Liebe zu einer Person festsetzt; die Liebesgedanken kreisen nicht, sondern während nur die geliebte Person bleibt, gehen sie ins Weite und finden überall neue Modifikationen und Anwendungen. Kreist wirklich eine beschränkte Liebesidee, so erscheint sie auch närrisch. Wenn einer eine theoretische Idee hat, vielleicht noch eine recht kümmerliche, und immer darauf zurückkommt, und in allen Dingen der Welt immer wieder nur sein Ideechen verwirklicht findet, wenn auch unter freudiger Erregung, so steht die Sache im Gehirne vermöge der ewigen Identität vielleicht nicht anders, als wenn einer immer von der identischen Haßidee besetzt ist.

*

+ R neigt weniger zum Kreisen. Leichtblütigkeit besteht in rasch wechselndem + R, lebhaftem M und rasch wechselndem J2. Schwerblütigkeit besteht in andauerndem – R, nicht häufig lebhaftem M und seßhaft kreisendem J2.

*

Auf die Leute machen solche, die von der Welt abgeschlossen sind, bloß in sich versunken erscheinen, einen gewissen Eindruck. Ob aber die Kreisung in solchen Untergetauchten eine mächtige Idee zum Inhalt hat oder eine Dürftigkeit, vielleicht nur kreisende Selbstgefälligkeit, das ist schwer zu erraten. Solche in sich Verrammelte schauen nur wie durch ein Guckloch in die Welt. Die gewöhnlichen Beobachter mit ihren schlechten Augen können dann im Nebel nicht gut sehen, ob eine solche interessante, vertieft erscheinende Person aus einem ärmlichen Stübchen herauschaut oder auf einer hohen Burg befindlich aus einer Schießscharte.

Bei dem Kreisen handelt es sich um Vorstellungsmassen, die das Bewußtsein fast ausschließlich erfüllen, in die man über und über eingesponnen ist. Unberührt sind hingegen einzelne Bilder, die die Vorkommnisse begleiten, ohne weiter viel Raum und Einfluß zu gewinnen. So wenn einer bei jeder Schwierigkeit flüchtig glaubt, Gott werde ihn schon separat protegiere. Aber diese Vorstellungswiederkehr ist immerhin dem schweren Kreisen verwandt.

*

Es sind ja alle Menschen gelegentlich eingebildet, in einem gewissen Grade, aber stark und kontinuierlich auf seine supponierte Überlegenheit eingebildet zu sein, wie so viele im Grunde unbedeutende Menschen, die nichts Rechtes geschaffen haben, ist eine volle Narrheit. Auf sich stolz sein, ist im Hinblick auf den allgemeinen Determinismus, im Hinblick darauf, daß wir nur machtlose Produkte sind, wie Blumen, Dornen, Disteln, ein philosophisches Gebrechen. Immerhin dürften noch Männer wie SHAKESPEARE, NEWTON, BACH, auf ihrer Höhe stehend, sagen, wir sehen niemanden neben uns, aber dort unten am Hang ein Gewimmel. Aber die anderen? Da hat mancher gefunden, daß er vier, fünf neben ihm Stehende um einen Zentimeter überragt, und da bildet sich die Vorstellung in ihm aus, er sei bedeutend, und diese Vorstellung verläßt ihn nicht, kreist in ihm, begleitet ihn, wie manche ein starkes Ohrensausen, und dieses überall mitlaufende ethische Ich bin Ich, diese habituelle, klettenhafte Reproduktion möchte man für eine kleine Gehirnkrankheit halten.

*

Niemals kann man große Unternehmungen verstehen durch den Inhalt der sie anregenden Vorstellung. Die Vorstellung als solche hat wenig Macht, ist wenig von einem Phantasma unterschieden. Um einflußreich zu werden, muß ihr starkes M zu Hilfe kommen, oder sie muß in der Reproduktion stetig vordringlich sein. Denken wir an irgendein schreckliches Verbrechen; mancher sexuelle Raptus fällt unter eine ähnliche Psychologie. Ein Kerl hat die Idee, Kinder zu würgen, ihnen als Lebenden oder Toten das Blut auszusaugen, führt

die Idee aus. Die Idee ist ein Minimum an Vorstellungen; was sie zur furchtbaren Ausführung bringt, liegt außer ihr. Da besteht ein motorischer Drang, Macht auszuüben. Und da besteht im Geiste volle Dürftigkeit und Armut an Ideen, jene unheilvolle Idee ist losgelöst von allen Ideen menschlichen Verkehrs. Sie steht allein da und kreist. Ihr allein steht alle motorische Kraft zur Verfügung. Was dann zur praktischen Ausführung gehört, verbergen, verdecken, flüchten, das läuft so schlecht und recht, meist ungeschickt aus altem Erinnerungszwang mit. Wir können einen solchen Menschen niemals völlig verstehen, aber wir können beiläufig seinen Zustand vorstellen, und der ist: Abgeschlossenheit von den Weltideen, Leere, Kreisen einer einzigen Vorstellung und alle Motorik für sie.

Es ist für derlei oder bescheideneres menschenfeindliches Denken und Handeln ein schlechter Ausdruck im Gebrauch; sie sagen, es fehlten die Hemmungen. Man weiß überhaupt nicht recht, was dieser billige Ausdruck bedeuten soll. Meint man, im Gehirn fehle da etwas wie ein Sperrhaken? Man dürfte ungeschickterweise meinen, es fehlen ein oder zwei reflexionsmäßige moralische Ideen. Solche fehlen aber doch auch den meisten um- und vorsichtigen Menschen, die sich gut bürgerlich benehmen. In jenen Fällen der Gewalttat fehlt aber nicht ein Gedanke und es fehlen auch nicht zwei, drei herkömmliche Gedanken; es fehlt dem Bewußtsein des Täters die ganze Welt. Alles fehlt ihm von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, nur eine Vorstellung ist jetzt in ihm. Alle Reproduktionskraft ist versiegt, im ganzen Horizont steht ein dichter Nebel oder besser ein Feuerraum und darin kreist nur eine Vorstellung, ein Messerstich. Die Normalen verstehen keinen psychopathischen Zustand durch und durch; aber will man ihn dem Verständnis etwas näher bringen, so denke man, daß in einem Momente, wie wenn ein Wüstensturm die Augen mit Sand gefüllt hätte, alle Vorstellungen bis auf Eine versunken sind, in Einer wirbelnden – R-Leibeserregung und in Einem eruptiven M.

Über den Prozeß musikalischer Erfindung

Farben und Gestalten gibt es in der Natur in wunderbarer Vollkommenheit. Farben und ihre tausende Nuancen erkennen fast alle Menschen, wissen sie zu ordnen, entwickeln Geschmack in ihrer Zusammenstellung. Orientierung im Tongebiete haben unvergleichlich weniger Menschen, und musikalische Schaffenskraft hat ein verschwindend kleines Häuflein. Die Welt der Musik ist eine überirdische Menschenschöpfung. Dem Tonsinn gebührt unter allen Sinnen der höchste Rang. Den Tieren, mit Ausnahme lieblicher Vögelchen, fehlt er ganz. Auf dem musikalischen Gebiete liegt das Höchste, was die sogenannte Menschheit, hier zu einer kleinen Schar großer Komponisten zusammengeschrumpft, hervorgebracht hat – wahrhaft Himmlisches. Wenn wir nun von dem physiologi-

schen Vorgänge der Komposition keck und nichtig reden werden, so verzeih' uns Gott die Sünde, aber wir müssen sie begehen, um einen Versuch zu unternehmen, das rhetorische Gesäusel und Gepolter über musikalische Konzeption unschädlich zu machen. Vielleicht wäre es den Gebildeten genügend, wenn wir sagen würden: das Unbewußte spaltet sich in zwölf Ichs, in zwölf Halbtöne, indem der Dämon den Genius umschlingt, und unendliche Sittlichkeit in der Sonate ausströmt. Aber wir möchten doch nüchterner auf die Stelle hinweisen, wo das Geheimnis musikalischer Erfindung sitzen kann und auf die physiologischen Faktoren, die dort ihr Wesen treiben. Vielleicht kann das einmal von anderen noch deutlicher erfaßt werden.

*

Das Erkennen der Intervalle und ihre Ausnützung – gewiß erlernbar – ist wohl die erste Stufe musikalischer Erkenntnis, ist aber noch sehr weit entfernt von musikalischem Geschmack, Verständnis für Kompositionsstile. Das Merken der Skala und ihr häufiges Durchmessen ist wohl die Basis für die Intervallerkennung. Es braucht aber immerhin ein besonderes, nicht allgemein vorhandenes Gedächtnis – übrigens übungsfähig – um sich an die Stelle der Töne in der Skala, hiemit an die Intervalle zu erinnern und sie zu diagnostizieren. Durch Gesang und eigenes instrumentales Hervorbringen der Töne wird die richtige Reproduktion und Erkennung der Intervalle begünstigt.

Jedem Intervall kommt sicherlich ein besonderer zerebraler Zustand zu, so wie beim Singen eine besondere Innervation. Aber nicht an dieser feinen Leibeserregung, noch an dem Innervationsansatz oder der Kehlkopfbewegung wird das Intervall normal erkannt, sondern durch die erlernte, erinnerte, reproduzierte Reihung der Töne in einer Leiter.

Wir wissen längst, Erinnerung ist nicht Ausgrabung von irgendwo Eingprägtem, sondern Neuschaffen einer ehemaligen Feldbewegung. Die Reproduktion in der Musik, also umfangreiches, musikalisches Gedächtnis ist – wie wir es weiter noch determinieren wollen – eine eigenartige Funktion und eine seltene Anlage. Das Gedächtnis spielt bei der Musikalität in ihren verschiedenen Erscheinungsformen eine Hauptrolle. Die meisten Leute merken sich erst nach häufiger Kenntnisnahme Tonfolgen, und zwar gewöhnlich nur eine leichte Melodie und auch diese nur stückweise und nicht ganz richtig. Der Musikalische aber wird musikalisch durch starkes spezifisches Gedächtnis.

*

Nähern wir uns nun der Darstellung unserer Auffassung über musikalische Erfindung, so ist zunächst davor zu warnen, daß man, wie landläufig, die Melodie für das erste Element der Komposition halte.

Bei dieser Gelegenheit erinnern wir rasch daran, daß es keine eigentümliche psychische Vereinheitlichung gibt, welche die Töne einer Melodie zu einer geeinten, irreduzibel umrissenen Form verbinden könnte. Der Terminus Einheit stammt aus einem metaphysischen Selbstbetrug. Es gibt nur additive Reihen, deren Grenzen gekennzeichnet sind durch einen Anstoß, vollkommen gleichwertig einem Bedürfnis, dann Spannung und Lösung, was alles unter Leibeserregungen vor sich geht.

Die Melodie ist nun nicht das Erfindungselement, sie kann ja konstruiert werden, nach Überlegung variabel aufgebaut werden. Das Erfindungselement ist das kurze Motiv. Wir tun dem Leser nicht den Gefallen, seine Erwartung, daß wir „Keimzelle“ sagen werden, zu befriedigen. Denn Keimzelle ist furchtbar komplizierter Organismus, und das Motiv ist, wenn auch aus Starkem geboren und folgenschwer, ganz einfach.

Über seine Entstehung nun die folgende Meinung, wobei wir uns des Beginnens schämen.

*

Es ist ganz sicher, es sind dieselben Nerven, die durch ihre Bewegung gewöhnliche Klänge und Geräusche, wie sie in den Sprechworten vereinigt sind, anregen und auch die musikalischen Töne anregen. Und in demselben akustischen Felde ist Lärm, das gehörte Wort und der seltsamste Akkord.

Das Kind wie der Große vernimmt natürlich die Worte und Sätze in ihrem Rhythmus, d. h. in einer gewissen rhythmisierten anhaltenden Feldbewegung. Etwa, Großpapa; hörst du nicht; laß das doch – ein Daktylus, noch einer und ein schwerer Molossus. Starke Erregung besonders bringt starke Rhythmisierung. Das Kind lernt nach und nach die Worte und Sätze aussprechen, d. h. es trifft die Innervationen für die Artikulationen, die ebenfalls im Rhythmus erfolgen. Kann es schon etwas sprechen und will es das, so findet vorerst eine Reproduktion im akustischen Sinnesfelde statt und hierauf die rhythmische Innervation. Es sind also, sobald die Aussprache gelungen ist, die motorischen Felder, welche mit ihren Innervationen die Artikulation einleiten, zeitlich und histologisch, gewebsmäßig innigst mit dem akustischen Felde verbunden.

*

Das Kind kann nach vielen verfehlten Versuchen das gehörte Wort artikulieren, aussprechen. Es kann aber gehörte Musik, Gesang nicht leicht auf bloßes Hören hin, durch eine sekundäre Reproduktion im Tonfelde nachahmen: es muß, um das tun zu können, auch versucht haben, mitzusingen. Ist es ihm gelungen, so ist auch hier sekundäre Reproduktion und motorische Innervation verbunden.

Aber, wie die Erfahrung deutlich lehrt, ist es viel leichter, die groben Lautkombinationen der Worte zu merken als die zartbestimmten, einseitigen Kombinationen musikalischer Töne. Es ist zwar das gesprochene Wort in sich bewegter, schwingender, schwellender als viele Instrumentaltöne. Es trägt auch – vielleicht bisher zu wenig gewürdigt – Harmonienwechsel in sich, aber es ist doch viel roher und lärmender als ein fein bestimmter Instrumental- oder Gesangston. Und es zeigt die Erfahrung deutlich, daß es dem akustischen Sinnesfelde viel leichter wird, die grobgemischten, voluminöseren Summen von Wortklängen zu reproduzieren als den in sich schwächeren, einfacheren, isolierter auf sich angewiesenen, abgestimmten, sublimierten musikalischen Ton. So besteht demnach bei den stark Musikalischen die seltenere Fähigkeit, im akustischen Felde die reine, schwächere Reproduktion musikalischer Töne durchzuführen, oft zu ihrer Wiederholung angeregt zu werden, das heißt reiches musikalisches Gedächtnis zu besitzen.

Es werden auch viel mehr gehörte Themen im Felde eines Hochmusikalischen in Nachschwingung erzeugt werden als in dem eines gewöhnlichen Menschen, und so wird sich in jenem die Möglichkeit zahlreicher, eigenartiger Kombinationsreproduktionen herausbilden.

*

Wir üben alle fortwährend starkbewegte rhythmische Artikulationsinnervationen; wie erst beim Sprechen in der Erregung, im Affekte! Solche Motorik ist bei dem spezifisch Tonbegabten der Ursprung der Motiverfindung. Man kann selbstverständlich tausende Rhythmen durch Anordnung von Längen, Kürzen, Pausen erfinden; aber es ist wunderbar, wie wirkungslos solche bleiben. Der zur Komposition tief Begabte indes muß das stärkste rhythmische Innervationsleben in den motorischen Feldern haben und die stärkste Reproduktionskraft für spezifisch subtilere Töne in dem akustischen Felde. Und beide Regionen müssen so verbunden sein, daß sich die aufspringenden rhythmischen Innervationen sofort zu dem musikalischen, reproduzierten Tonmaterial gesellen. Und eine Reihe von sekundären, eo ipso in einem Rhythmus ablaufenden, reinen Tonreproduktionen wird sofort auf das mächtigste verstärkt durch aufgeregte Artikulationsinnervationen.

Zuerst werden bei dem jungen Komponisten die Artikulationsinnervationen zur lauten Äußerung führen, später verdünnen sie sich, wie alle unsere Innervationen und Impulse, zu Ansätzen. Rhythmische Artikulationsinnervationen, die sofort über dem habituellen Wege rhythmische, subtil-musikalische Feldebewegungen auslösen, erzeugen das Motiv. Sein Beginn ist das durch eine Gesamthirnsituation aufgebrachte Erzittern einer Artikulationsinnervation, die rhythmisch Kehlkopf und Brust zu Bewegungsansätzen bringt, gleich-

zeitig das akustische Reproduktionsfeld zur rhythmischen Bewegung mit-zwingt. All das erfolgt unter Leibeserregung und, da Kehlkopf und Brust in Mitleidenschaft gezogen sind, förmlich unter Leibeserschütterung. Aus einem starkbewegten, manchmal wilden zerebralen rhythmischen Artikulationsinnervationstanz erwächst das wahre Motiv. Die Motivinnervation ist aber nur, gleichwie ein Lachen, Seufzer, Zornesausbruch, Fluch, als Exponent des Gesamthirnzustandes herausgepreßt.

So ist das Talent des Komponisten die stärkste, mannigfaltigste Artikulationsmotorik in Verbindung mit spezifisch reiner Tonreproduktion in dem akustischen J2-Feld.

*

Das Motiv setzt sich fort, hat Antriebe in sich. Es gibt vielleicht Motive, die so leer an Rhythmus und Harmonie und so schläfrig sind, daß kein Komponist etwas damit anfangen könnte. Ist aber ein Motiv zeugungskräftig, so ist es das nicht so sehr durch die Tonfolge an sich, sondern durch die motorische Gesamtverfassung seines Vaters, in dem jene erste rhythmische Innervation schon eine Übergangskraft zu ähnlichen besitzt. Und ebenso ist die Sachlage begründet auf der Seite der Töne, wenn in der Feldebewegung schon eine Tendenz zu weiteren ähnlichen Vibrationen gegeben ist.

Man hat noch kein Verständnis, woher der Zauber mancher rhythmisierten Tonreihen, obzwar er nur physiologisch-akustisch zu verstehen wäre. Aber das möchten wir doch glauben, daß die in dem Motive, dann in der Melodie vorkommenden Intervalle immer auch eine Funktion der ausbrechenden Rhythmik des Motives seien.

*

Die Entstehung des mächtigen Motives ist von allen Rätseln der Erfindung das schwierigste. Für das Thema kann sich leichter eine reflexionsmäßige Konstruktion finden, ein Zusammenstellen, Komponieren. Und auch der gewaltige musikalische Oberbau und Aufbau läßt sich eher begreifen, denn dabei wirkt die ganze erlernte Tradition mit, Kopieren und Imitieren, das intellektuelle Studium der Akkordbeziehungen, dem freilich bei dem echten Künstler wohl die rein innerliche Liebe zu Akkordfolgen vorangeht.

Und wenn der Komponist älter wird, treten zu der rhythmischen Artikulationsinnervation Einflüsse aus dem J2, aus der Gedankensphäre. Heroismus, Wehmut, Trauer über die Unergründlichkeit der Weltgeheimnisse werden bei uns allen Leibeserregungen bewirken, physiologischen Aufschwung und Depression, die aber nur beim wahren Komponisten für die motorische Artikulationsinnervation und für die reine akustische Feldebewegung Anstöße abgeben. Alles, was man Geistigkeit nennen mag, Mattigkeit der Sehnsucht,

Sturm des Zornes, der Wildheit, Wirbel von Weltgedanken, ist für den Tondichter nur dadurch thematischer Impuls, daß mit jenen Idealitäten, beim Menschen untrennbar, eine physiologische Motorik, Rhythmik verschwistert ist.

*

Der Hörer wird von dem Motiv und seiner Durchführung im Innersten körperlich ergriffen. Freilich, neue, eigentümliche Weisen und Stimmführungen bewegen ihn zunächst nicht. Das geschieht aber nur aus dem Grunde, weil er, an ältere Gewohnheit gebunden, zunächst nicht ordentlich Takt für Takt zuhören kann. Geht er nur einmal mit, dann wird ihn das Ungewohnte doch bald erschüttern, wenn es wirklich stark ist, d. h. aus jenem inneren Sturm geboren ist. Alle normalen Gehirne sind in ihrer Konstitution gleichartig – wenn auch manche einer relativ viel stärkeren Feldbewegung fähig sind. Die in dem musikalischen Erfinder abgelaufenen Ton- und Artikulations-Innervations-Rhythmen müssen sich notwendig, wenn auch matter, bei dem Hörer ebenfalls einstellen und mit ihnen die umfassenden Leibeserregungen, in die der Komponist bei jener Innervationsmotorik gebracht worden war. Nicht nur seine Tonfeldebewegung schwingt in den auf musikalische Anstöße hin von den Hörern innerlich nacherzeugten Tönen wieder, sondern auch seine Innervation und gesamte Leibeserregung – und zwar nur deshalb, weil alle Menschen trotz Unterschieden nach gleichem Plane konstruiert sind.

*

Es ist zu selbstverständlich, daß die Musik nicht die Vorstellungen wiedergeben oder nur durchscheinen lassen kann, welche die Erregung des Komponisten veranlaßt haben. Man kann es der Musik nicht anhören, ob die Erregung dem Verluste einer Geliebten, dem Verluste einer Hoffnung oder eines materiellen Gutes gegolten hat, welches der Gegenstand der Sehnsucht, das Ziel seines Mutes war. Die Musik gibt nicht den Inhalt der Erregung, sondern die psychisch allgemeine, gewissermaßen abstrakte Form der Erregung – etwa der Furcht, des Aufschwunges – geformt in zerebral ursprünglichen Rhythmen voll Intervallen. Mit Recht glaubt man, in der Musik im Übersinnlichen zu wandeln; man wandelt im Reiche organisierter Erregungsformen.

B. Kommunikatives Aufscheinen der physiologischen Charakterfaktoren

Unser sehnlichster Wunsch ist es, dahin zu wirken, daß die Leute und besonders Psychologen und Biographen aufhören zu glauben, indem sie die Hunderte verschiedener Namen für Charakteräußerungen gebrauchen, diese bedeuteten auch ebenso viele verschiedene, seelisch eigenartige Fähigkeiten.

Nein, Liebe, Eitelkeit, Lieblosigkeit und alle die rasch hingeworfenen Signaturen sind immer nur Formen unserer wenigen Grundelemente, wie Aufnahme-lust, Wechselscheu. Hier wollen wir sehen, was die paar physiologischen Charakterkräfte bei Beanspruchung durch frühe Eindrücke des Zusammenlebens zuwebringen. Was sich so frühzeitig gestaltet, bleibt, wenn nicht übermächtiges Schicksal hereinbricht, lebenslänglich.

In diesem Kapitel findet sich alles, was man flach, herkömmlich die moralische Anlage nennt, oder urgegebene Antimoralität. Solche Annahmen sind beiläufig gerade so klug wie die Annahme eines angeborenen Sinnes für Auflösung mathematischer Gleichungen. Diese Idee, daß von Haus aus Moralität oder das heimtückische Gegenteil davon in einem Charakter wohnen, daß Humanität oder Morillosigkeit angeboren sei, rührt noch aus den Zeiten, da man rasch bei der Hand war, den lieben Gott zu bemühen, die Seele mit Tugenden zu spicken und daneben mit freiem Willen. All das der Welt zufällig zum Nutzen oder Schaden reichende Gehaben, alle gute oder böse Gesinnung löst sich dem festen Blicke von selbst in die einfachen Gehirnelemente auf. Alle diese vermeintlichen Eigenschaften sind nichts als Anwendungen der physiologischen Charakterurfaktoren, die durch Gesellung eine bestimmte Richtung erhalten. Wir haben ja schon vielfach gesehen, wie bestimmte Anlagen die Erzielung von Glück oder Unglück im Leben automatisch nach sich ziehen. Und analog werden wir hier zu zeigen haben, wie gute und böse Art nichts sind als Kombinationen unserer Arten der Urreaktionen und Reproduktionen.

Alle die herrschenden Charaktergebilde ergeben sich leicht aus den Grundfaktoren im Spiele gegen die Nebenmenschen. Beispielsweise; Egoismus ergibt sich oft aus – R. Derjenige, dem Eindrücke eine Belästigung sind, will sich vor den Eindrücken naturgemäß schützen. Da Personen und Ereignisse seiner Konstitution mehr oder weniger Leid bringen, wird er sich einkapseln in sich und für sich. Der + R, dem die Erlebnisse zu Freuden werden, wird verträglich, duldsam sein, sich anschließen und andere mit sich nehmen.

Wie wäre einem Manne, der tiefe, rationelle Einblicke in das Getriebe des wirtschaftlichen und finanziellen Lebens gewinnen möchte, zumute, wenn man ihm für seine Projekte eine Unterhaltung bieten würde, in der wohl auch Begriffe vorkommen, die in irgendeiner Beziehung zu den konkreten und schwierigen ökonomischen Transaktionen stehen, aber in ihrer kindischen Vagheit zu Erklärungen unbrauchbar sind, wie Erwerbssinn, Genußsucht? Ebenso ist uns zumute, wenn wir den wirklichen, physiologischen Aufbau der Charaktereigenschaften suchen, und man kommt uns mit ästhetisch-novellistischen Ideen, daß jeder von seinem Lebensplane beherrscht werde, daß beängstigende Konflikte zwischen Minderwertigkeitsgefühl und Machtstreben bestünden. Von all dem sind die meisten Menschen frei. Macht man aber spielerischen, inexakten Ge-

brauch von solchen Begriffen, dann können sie alles streifen, obzwar sie auf nichts genau passen. Freilich sind solche Theorien noch Gold gegen die Muschel-Valuta, das Kauri-Geld der Psychoanalyse. Wir werden später auch von Maximen des Ich, dauerndem Überwiegen gewisser Vorstellungen und Handlungsweisen, von der vollständigen Umwallung des Ich zu handeln haben. Aber solche hohe Dinge wie Lebensplan usw. kommen, wenn sie überhaupt, neben kurzfristigen Bedürfnissen und von der Hand in den Mund leben, bei einzelnen Individuen auftauchen, erst zu einer Zeit, da der wahre Charakter längst begründet ist. Dazu kommt der große Fehler, daß man bei den Versuchen der Charaktererfassung immer zwischen Normalität und Neurose hin und her pendelt. Neurosen – nebenbei gesagt – dürfte man nicht auf das unbedeutende, psychisch-logische Gedankenspiel von Kompensationen bezüglich Minderwertigkeitsgefühl und Machtstreben zurückführen; Neurosen wurzeln streng im Physiologischen und haben dieses leichte Ideengefüge nur als eventuelle Begleitung.

Wir wollen nun an vielen Exempeln zeigen, wie in der Beziehung unserer wenigen Grundverfassungen zur Umgebung die mächtigsten, dauernden Eigenschaften erscheinen.

*

Eine große Fülle von Eigenschaften und Stellungen des Individuums im ganzen Leben entwickelt sich aus den Eigenschaften des Kindes bezüglich Nachahmung. Nachahmung – eine rein physiologische Gehirneinstellung, wie bei den Affen. Bis zu einem gewissen hohen Grade kommt Nachahmung allen Kindern zu; wie würden sie sonst die vorgeschriebene Sprache erlernen? Wir werden aber sehen, wieviele entgegengesetzte Eigenschaften entstehen, je nachdem das Kind zur Nachahmung, vermöge seines R, neigt oder nicht. Nachahmung oder Ablehnung – das macht zwei große, polar entgegengesetzte Gattungen von Qualitäten.

Ganz ohne Nachahmung ist also kein Kind. Und bei dieser Gelegenheit sei die Zurückweisung einer eigentlich lustigen Spekulation gestattet. Zuerst soll das Kind noch kein Ichbewußtsein ausgebildet haben. Es spricht von sich „das Mädi will“, also unpersönlich. Nach einiger Zeit erwacht das Ichbewußtsein: das Mädi sagt: „ich will“. Das liegt natürlich nur in Nachahmung. Davon, wie das „Ich“ als empfindender Manövriertkörper in Wahrheit sich bildet, haben wir schon gehandelt. Hier nur etwas wenig zu jener komischen Psychologie. Mutter, Amme und andere sagen zuerst verhätchelnd „Mädi ist brav“ und später energischer „ich werde dir Patschi geben“ – und so entsteht in dem Kinde durch Nachsprechen der tiefsinnige Übergang von jener Unpersönlichkeit zur Persönlichkeit.

*

Die umfassende Nachahmung ist gegeben durch + R. Ein Kind, dem so gut wie jeder Eindruck – von Schmerz, Verlust abgesehen – willkommen ist, bei dem jeder Eindruck auf ein Gehirn stößt, das sich auf jede Bewegung und auf jede Veränderung sofort in Gesundheit einstellt, ahmt nach und tut später eben in Gewohnheit der Nachahmung das, was man von ihm will, denn das meiste, was man von ihm will, wurde ihm ja vorgemacht. Durch dieses + R entsteht reibungsloses Eingehen auf alles, was vorgezeigt wird. Im Kontakte mit den immer Kontakt suchenden Erziehern, im weitesten Sinne, entsteht durch dieses wunderbare + R, die Nachahmungsbereitschaft, Gehorchen, Fügsamkeit, Gefügigkeit, Anschmiegsamkeit, die zur allseitigen Gewohnheit wird, das ist Urgüte. Durch diese Hingebung an andere entsteht Geduld und Ur liebe.

Da mit dem durch + R freudig sich Anpassen die Urumgänglichkeit entsteht, d. h. die Freude am Beisammensein, am Verkehre mit anderen, so entsteht auch, bei nur einiger Stärke des M in den Sprachorganen, die Urmitteil samkeit und dadurch die Urwahrhaftigkeit. Wo bei dem Kinde Nachahmung ist, ist Hingabe an Hingebung, ist Liebe, und wo Liebe ist, ist Treue, und da fehlt die Lüge. Geht das vielleicht manchem zu rasch? Es geht aber in Wahrheit so rasch, oder es geht gar nicht. Ein solches + R-Kind wird im Spiel auch gerne nachahmen, sich in jede Rolle finden, es wird eine Urverträglichkeit erzeugt und Großmut.

Wir fügen zu allen diesen Eigenschaften das „Ur“, weil sie einfach das Hervortreten der Urfaktoren im Verkehre ausmachen, und weil diese Eigenschaften durch das ganze Leben dominieren und, wenn sie auch im späteren Leben durch Zufälligkeiten eingeschränkt werden, durch alle aufgedrängte Haltung und neben akquirierten Maximen durchschimmern.

*

Ein solches + R-Kind hat die göttliche Gabe, sich an fast allem zu freuen; es wird sich auch freuen, wenn ein anderes Kind ihm seinen Besitz zeigt; fehlt ihm selbst ein ähnlicher Besitz, den es wünscht, so wird es sich mit diesem Mangel zwar noch auseinandersetzen haben, aber es fehlt ihm jedenfalls der Ärger darüber, daß ein anderer etwas besitzt, und es wird Gelegenheit haben, durch Teilnahme an dem fremden Besitz Freude zu gewinnen. es fehlt ihm also der Urneid.

*

Die Liebe, deren Unendlichkeit jeder Liebende erkennt, entsteht doch nur – das affektierte mystische Geschwätz zum Teufel! – durch die Liebe in jedem Momente, und diese unendliche Addition wird erlernt und zur Gewohnheit

durch die Nachahmung der dauernden Liebkosungen und Hilfeleistungen der Eltern und Pfleger, insbesondere der Mutter. Was lieben heißt, alles oder doch das meiste an dem Geliebten loben, sich an ihm unentwegt freuen, ihn immer unterstützen, nie gefährden, also ohne auch nicht mit einem Worte kränken – all das haben wir von der Mutter gelernt, wenn wir + R sind. Ein Mensch, der in der Kindheit das starke Lieben nicht gelernt hat, wird später wenig lieben. Die unverlässlichen Zärtlichkeiten des Geschlechtsdranges gehören auf ein anderes Blatt.

Ein + R-Kind, also mit Eindrucksfreudigkeit und Nachahmungsleichtigkeit, in einem bösen Milieu, wird in einen Wirbel von Disharmonien geraten und wird sich schwer, vielleicht in interessanter Weise, seinen Weg im Lebensgedränge suchen müssen.

*

Und nun zum Gegenteil. Vielleicht noch zahlreichere und noch stärker das Leben bestimmende Eigenschaften bietet das – R, das sich in seiner Unruhebedürftigkeit gegen das Nachahmen sträubt und bei dem Nichtfolgen beharrt.

Die Eltern legen mit Recht soviel Gewicht auf das Folgen der Kinder. Sie tun es zwar zunächst wegen der dadurch erzielten Reibungslosigkeit des Verkehrs mit ihnen. Sie tun es aber auch, weil sie hoffen, das Kind werde durch Befolgen ihrer Gebote in eine für die Welt taugliche gute Form gebracht werden. Aber man kann das Kind leider nur zum äußerlichen Folgen bringen. Die Eigenschaften aber, die durch das innerliche Sträuben gegen Nachahmung und Ergebung hervorgerufen werden, bleiben trotz äußerlicher, erzwungener Nachgiebigkeit zum Unheil aufrecht; unsere bisherigen pädagogischen Mittel reichen zu ihrer Abänderung nicht aus. Ein Kind, das in sich keine Lust hat zu folgen, aber sich fügt, weil es erfahrungsgemäß böse Folgen des Ungehorsams fürchtet, nimmt nicht teil an den früher hervorgehobenen Segnungen des Folgens, sondern wird nur eher zum Heuchler.

– R kann sich an nichts freuen als an dem klaren Nutzen; im übrigen hat es die krankhafte Urärgerlichkeit über jedes Aufgestörtwerden und die folgenschwere Urungefügigkeit. Um durch ein Extrem zu illustrieren: wenn die Mutter sich an ein solches Kind anschmiegt, kann dieses solchen Eindruck schon als unwillkommene Aufrüttelung empfinden.

*

Durch andere Feldverhältnisse kann die Ungefüßigkeit verstärkt werden. So durch schwache Motorik, die, neben der Nachahmungsunlust, dem Kinde Bewegungen, die ja durch Gebote gefordert werden, schwer machen. Eine andere Ursache der Ungefüßigkeit kann aber auch der entgegengesetzte motorische

Feldzustand sein, wenn nämlich eigenen Ideen und Wünschen, in die das Kind durch kreisendes J2 eingesponnen wird, eine reizbar starke, nach außen drängende Motorik sich zur Verfügung stellt. Das folgsame Kind, mit + R, kann natürlich auch seine eigenen Wünsche, seine starke und kräftige Motorik haben, aber es stellt jene zurück, wenn man das seinem Wunsche Entgegengesetzte von ihm verlangt, weil es die Urtenenz der Anpassung hat und die Heiterkeit, seine Wünsche – ohne Hinterhältigkeit – zu verschieben.

Der Mensch mit dem – R, der seine „eigenen Ideen“ hat, gibt sie gerade dann nicht auf, wenn man ihm andere Ideen bietet – eben wegen seiner ungesunden Repulsion.

Das Kind, auch ohne einen nach außen gerichteten Willen zu haben, kann weiter ungehorsam, ungefüßig sein, weil es nicht aus seinen Träumen, Phantasien herausgerissen werden will. Aber auch hier liegt der Widerstand nicht so sehr in den Träumen, die sich ja nach Unterbrechung fortsetzen ließen, als in dem – R, das gegen jedwede Umstellung schmerzempfindlich ist, keinen Wechsel der Situation mitmachen will und dadurch zur Renitenz führt.

*

Da der Mensch mit – R jedes Aufgestörtwerden perhorresziert, so wird ihm Gesellschaft etwas widerwillig Ertragenes; er fühlt das Sprechen mit anderen, die Möglichkeit, einem Widerspruch ausgesetzt zu sein, als Last. Er glaubt leicht, er müsse sich anstrengen, etwas Interessantes zu bieten, findet er dann, daß das Uninteressante, was andere, aber mit Laune, bieten, goutiert wird, so wird er kritisch. Er wird so auf die Einsamkeit und auf einsame Beschäftigungen gewiesen.

*

Eine weitere Ursache einer Ungefüßigkeit kann auch liegen in der Unfähigkeit des Mi, eine scharfe, bestimmte Einstellung auf das von Fremden Vorgebrachte zu veranlassen.

*

Eine Fülle von bösen Eigenschaften erwächst aus der Ungefüßigkeit. Eindrucksärgerlichkeit, die das Individuum auf sich zurückwirft. Es entsteht, oder besser es besteht die innerliche Urentfremdung, der Grund oder besser das Wesen der Selbstsucht, der Rücksichtslosigkeit. Besteht die konstitutionelle Müdigkeit, also Urärgerlichkeit über Aufrüttelung, so muß sich psychisch-logisch dazu gesellen ein Haß gegen den Aufrüttelnden, also Urgehasigkeit und deren logische Kehrseite, der Egoismus.

Freilich, auch ein durch + R von Natur freundlicher Mensch kann, als stark empfindende Individualität, auf höheren Intelligenzstufen, einen Haß entwickeln gegen seiner Meinung nach schlechte Menschen und schlechte Zustände. Dieser Haß aus Überzeugung ist aber ein ihm gegen seine Natur durch Notlage aufgezwungener.

Der - R, der aus matter Abweisung zu vielfachen Abneigungen kommt, wird im späteren Leben überall Feindseligkeit zu sehen glauben, übelwollende Konkurrenz, Ausnutzung, Verdrängung.

Fällt er in Liebe, wird es nicht ohne häufige Verkennung der Absichten des Partners, Mißverständnisse und Schwierigkeiten abgehen.

*

Aus Urärgerlichkeit über Störung muß entstehen, bei starkem M, dauernde Zornmütigkeit, bei schwachem M, häufiger Jähzorn. Dieser unglückliche - R nimmt die ihn in ihren Kreis ziehenden Menschen gewissermaßen als Feinde. Aber er kann ihnen seine Abneigung gegen ihre Aggression kaum immer mitteilen; täte er das, so würde er sich als Grobian ungünstigen Folgen aussetzen. So entwickelt sich in ihm leicht eine Verkappung, eine Urverlogenheit.

Die Nichtobjektivität, die eine Lüge ist, kann eine zweifache sein. Man kann unobjektiv sein zugunsten eines Geliebten oder zuungunsten eines irgendwie Gehaßten. Die erstere wird sich eher bei einem + R, die zweite eher bei einem - R einstellen. Dieser sieht immer das Schlechte. Die „Welt“, meist neuerungssüchtig und unkritisch, hält sich beim Auftreten von Neuem meist an sein Unterhaltendes und nimmt sein Schlechtes faul in den Kauf.

*

Muß ein solches - R in die Gesellschaft im weitesten Sinn, so zeigt sich auch, bei stark M, energische Ablehnung, Bosheit, Gereiztheit, Trotz, zänkisches, unleidliches Wesen, bei schwach M: Schüchternheit. Die Starrköpfigkeit ist keinem Rate zugänglich.

0

*

Darf man die kommunikative Erscheinung des - R möglichst allgemein aussprechen, so kann es geschehen durch: Urverschlossenheit. Ohne freudige Nachahmung, Mitteilbarkeit, Offenheit ist man in sich gebannt. Das Kind mit Urabgeschlossenheit glaubt nicht, der Umgebung Wahrhaftigkeit schuldig zu sein. Es ist dem Kinde natürlich, seine Angelegenheiten und Stimmungen zu verbergen. Diese Abgeschlossenheit begünstigt die Onanie. Der + R, der sich

immer im Anschluß an andere sieht, ist dieser Gewohnheit weniger ausgesetzt. Ein umgängliches, immer mit der Umgebung auch in Gedanken lebendes Kind tut nichts, was es nicht mitteilen dürfte. Diejenigen, die sich, scheu oder faul oder motorisch trotzig oder in ihre eigenen Vorstellungen verbohrt, auf sich zurückgezogen haben, denken nicht daran, gegen andere offen zu sein, und so bilden sich in ihrer Seele die vielen geheimen Winkel aus, einmal Onanie, einmal Betrug.

*

Das - R-Kind, das sich vor allen Eindrücken, vor den Zumutungen der Gesellschaft zurückziehen will, sich an den von anderen gestellten Aufgaben vorüberschleichen will, muß schutzweise, psychisch-logisch zur Verstellung übergehen. Ist es schwach M, wird es furchtsam und feige sein; ist es stark M, wird es in Selbstverteidigung hartnäckig und gefährlich sein.

Ein das Fremde abweisendes, in sich weilendes - R, wenn es auf einige gelungene Leistungen sich stützen darf, wird in sich urverliebt. (Es wäre ein grober Irrtum, darin ein Motiv zur Onanie zu erblicken.) Bei schwach M gibt es stille Insich-Verliebtheit, bei starkem M Versuche, eine Anerkennung zu erretzen. Der - R bleibt durch Zurückweisung der Impression einsam, und gleichwie er dadurch Uregoist wird, wird er auch in-sich-urverliebt.

Das Kind mit - R, dem es eine Last ist, sich in etwas dreinzufinden, wird beim aufgenötigten Spiele ungefügg sein, und, wenn es stark M hat, wird es die anderen Kinder unterjochen wollen.

Die Repulsion, die aus einem Gehirne kommt, das sich durch fremde Eindrücke übermäßig aufgestört findet, ist die Urentfremdung. Sie bewirkt bei einem Individuum mit starker Motorik, daß ihm die anderen Menschen eigentlich nicht mehr Menschen sind, sondern Figuren, an denen er herumoperiert, sie verschiebt, mit ihnen spielt. Ein Hochstapler ist sich der einzige Mensch und unterhält sich mit dem Durcheinanderwerfen fremder Puppen. Man kann es wohl beobachten, wie der Mensch, der als junger die anderen, mangels Nachahmungslust, nicht als ihm gleich, sondern als Werkzeug nimmt, bei der Fortsetzung seiner Manier im späteren Leben etwas Kärgliches, Spielerisches, Unwirkliches zeigt.

*

Die schon früher hervorgehobene Wirksamkeit des Kreisens der Vorstellung spielt eine große Rolle für das kommunikative Leben. Die wahre Ursache dieser ewigen Wiederkehr gewisser Vorstellungen ist wohl eine Anlage der J-Felder zu einem Rückfalle in eine gegebene Verfassung. Das Kreisen findet ja auch leicht im ermüdeten, matten Geiste statt. Wenn es auch seinen Ursprung hat in einer Neigung der J-Felder zu einer einmal erreichten Konfiguration, so

gedeiht es doch besser beim - R. Es ist im allgemeinen ziemlich ausgeschlossen bei einem + R, der hundertfache Anlässe zur Freudigkeit, zur Heiterkeit findet, die ihn dem Kreisen des J2 entreißen. Auch bringt + R immer gern Wechsel in die reproduzierten Vorstellungen. Die Art, wie in einem + R wichtige Ideen sich wiederholen, ist immer verschieden von dem zähen, stieren Kreisen in einem - R.

*

Es gibt einen Neid, der im Kreisen wurzelt, eine gewisse geistige Umnebelung bedeutet. Sieht ein Kind eine Sache, die es gerne hätte, bei einem anderen, so ist die natürliche Regung, es ihm wegzunehmen - wie es auch ein Hund macht oder ein imperialistischer Staat. Ist diese Wegnahme unmöglich, so wird das - R-Kind mürrisch, auf dieses Ding versessen, neidisch; das + R-Kind, bei seinem sonstigen Besitze vergnügt, immer reich an diversen Freuden, hüpfte über das Intermezzo hinweg. Der Kreisende mit schwach M, dem Lebensglück oder Anerkennung, Liebesglück, Erwerbsglück fehlt, wird einen Menschen, mit dem er zufällig einmal sich selbst in Parallele gestellt hat, und der dann jenes ihm Erwünschte, aber Fehlende erlangt hat, wenn er auch in gar keiner wirklichen Beziehung zu ihm steht, dauernd beneiden. Oder der Kreisende kann allen gegenüber, die das ihm Mangelnde besitzen, in den Dauerneid geraten. Zwischendurch wird er allgemeine, einfach psychisch-logische Stellungen beziehen. Er wird die Besitzenden, welche die ihm peinliche Erregung über seinen Mangel, durch ihren Besitz, veranlassen, hassen; oder er wird sagen, das Fehlende sei eigentlich doch nicht besitzenswert; oder er wird sagen, die Besitzenden seien trotz ihres Besitzes nicht glücklich.

*

Auch der Freudige mit + R wird eventuell sich in langdauernde Phantasien einspinnen, aber er wird, menschenfreundlich wie er ist, Anschluß suchend, doch bereit sein, aus seinem eigenen Ideenkreise herauszutreten. Im - R herrscht bei kreisendem J2 ein Träumen, eine Versenktheit, die sich aus ihrem Weben nicht herausreißen lassen will. Solche in Versunkenheit und Umnebelung kreisende J2-Gebilde werden in der Verbissenheit, die dem Kreisenden Befriedigung gewährt, zu einer Art Manie. Der immerwährende Rückfall in einen Vorstellungsstand hindert nicht, daß auch andere Vorstellungen sich anschließen, aber es werden von dem Kreisenden immer nur solche gewählt, die wieder eine Ähnlichkeit mit dem kreisenden Kreis haben. Dieser scheint dem sozusagen Besessenen aus allen Dingen hervorzuschimmern; alles nicht in den Kreis Passende bleibt unassimiliert.

Das Kreisen wird unbedingt gefördert durch schwach M; starkes M würde eher das Kreisen unterbrechen; doch kann immerhin auch trotz starkem M die

Beschlagnahme durch jenes kreisende J2 beharren. Findet sich bei dem innerlich Umnebelten ein starkes M, so kann er, blind gegen die Nebenmenschen und ihre Interessen, zum Hochstapler werden, zum Betrüger, zum Verlorenen. Wie immer solche Menschen, durch die Lebenserfahrung unterwiesen und gewitzigt, sich heiter geben mögen, sie sind durch einen im - R wurzelnden Mangel an Anschließbarkeit, auch wenn sie regsam motorisch sind, in ihren Vorstellungen, ihrem J2, in sich begraben.

*

Durch all' diese Ausführungen ist die Zurückweisung eines jetzt gangbaren Begriffes gegeben und sein Ersatz durch tatsächliche physiologische Faktoren. Der Kampf gegen die wissenschaftliche Zulassung von Trieben und Instinkten, mit denen Seele oder Gehirn begabt sein soll, ist wahrscheinlich hoffnungslos; es ist zu bequem, die Wege der populären Abstraktionsmanier zu wandeln oder die Wege GALLS, den Bautrieb und Handelstrieb und die übrigen Sorten von Trieben fertig in dem Gehirn oder sonstwo festsitzen zu lassen und dem geisterhaften Ich alle möglichen Ausstattungen zu schenken. So ist jetzt wieder eine irgendwie angeborene - und obendrein lustig ererbte - Morallosigkeit, moral insanity, für Erklärungen rasch zur Hand. Aber alles, was man unsinnigerweise angeborene Amoralität, Antimoralität nennt, ist leicht aufzulösen in solche Eigenschaften wie - R-Entfremdung und all' das, dessen Ursprung wir im Vorangegangenen dargelegt haben.

*

Der Charakterspäher muß immer nach der Intensität, nach dem Grade der Felderbewegungen vigilieren. Es kann zwar vorkommen, daß auch ein Kind mit - R doch zur geschilderten Nachahmung der Mutterliebe gelangt, aber dann muß das - R der Abwehrreaktion überhaupt schwach gewesen sein, oder es müssen wenige Eigenideen da gewesen sein, oder es muß keine nennenswerte Motorik den Eigenideen zur Hilfe gekommen sein; es müssen also nur schwache Gegenimpulse gegen die Urkopierung vorhanden gewesen sein. Aber im allgemeinen bleibt das Gesetz herrschend, + R führe zur Akkomodation, - R zur Isolierung, Einkapselung, Vermummung mit allen ihren hervorgehobenen Folgen.

Der Charakterspäher, auch der Psychopathologe, darf nicht zufrieden damit sein, eine Erscheinung mit einem nahegelegenen Begriffe abzutun, sondern muß sie sorgsam auf ihre eigentlichen Faktoren hin prüfen.

Die „Durchgänger“ etwa darf man nicht alle in einen Topf werfen. Psychopathische Durchgänger werden wahrscheinlich solche desertierende Soldaten sein, die, trotz sicherer Gefährdung ihres Lebens, sich dem Glauben hinge-

ben können, dem weitreichenden, eisernen Arm des Militarismus durch eine Flucht zu entkommen. Wenn hingegen ein junges Geschöpf aus einem Elternhause, das alle Erfahrung ihm als böse stigmatisieren muß, voll Bedürfnis, in eine gute und schöne Welt hineinzukommen, jäh davonläuft, so muß das kein „Durchgänger“ sein. Eher schon, wenn die Person ein Elternhaus, das voll Liebe und geistigen Interessen, heimlich verläßt, von ihren zufällig widerstrebenden Ideen und wild aufflammender Motorik getrieben.

*

Wir hatten gesehen, das Kind empfängt Liebe, und ist es frei zur Nachahmung, gibt es Liebe. Einen eigenen, irgendwie ihm innehaftenden, autochthonen Trieb und Wunsch, geliebt zu werden, gibt es natürlich nicht – ebensowenig als andere umschriebene, fixe, von Haus aus in der Konstitution heimische Triebe oder Bedürfnisse.

Die Eltern und Pfleger bringen Liebe und Verhätschelung in das Leben des Kindes, und das muß ihm naturgemäß gefallen, wenn es + R ist, und es wird so gewöhnt, geliebt zu werden, und braucht dann Liebe. Der – R aber, der auf Grund seines absonderlichen J2, von starkem M begleitet, zur Renitenz gegen andere kommt, wird dafür natürlich nicht Liebesbeweise ernten, und so wird er ein Leben führen nach seinem Sinne, aber ohne das vom + R erworbene Bedürfnis, geliebt zu werden, und hat nicht die starke Gewohnheit akquiriert, sich lieben zu lassen. Es kann in ihm auch flüchtig die Idee auftauchen, wie es sein mag, wenn man geliebt wird, aber diese Idee ist nicht wurzelhaft. Wenn einer also durch – R oder sonstige Urfaktoren-Bewegung an dem Attachment, an der Gewohnheit, mit anderen vereinigt zu sein, vorbeigedrängt wurde, wenn ihm der Ernst, geliebt zu werden, fehlt, so wird er später, von Gelegenheiten und zufälligen Ideen bestimmt, doch nur ein kleinliches Liebesspiel treiben. Ein solches Wesen wird sich gelegentlich an andere anschließen zu einer Art von Vergnügen, denen, die ihm gefallen, auch Gutes bieten, wenn ihm die Darbietung leicht fällt, nichtsdestoweniger hat er doch kein Bedürfnis, geliebt zu werden und Liebe um Liebe zu tauschen.

*

Hiermit glauben wir genug getan zu haben, um jeden vorerst prinzipiell in den Stand zu setzen, die mehr auf das Individuum beschränkten und die kommunikativen Charaktererscheinungen in ihrer wahren Wesenheit als einfache, direkte Repräsentation der Urfaktoren zu erkennen. Die Vorstellungen nach ihrem materiellen Inhalt, auf die sich R und M und die J2-Reproduktionsart werfen, gehören nicht zum Charakter, aber wir werden diese materiellen Inhalte,

die mit ihrem Gewirre die entgegretenden Figuren füllen, beispielsweise betrachten.

Vorher doch im Rahmen der Urfaktoren ein Weniges über die Frau, weil sie von gar besonderer Art sein soll.

*

Noch rasch ein Beispiel für Eigenschaftsverbände. Mit größter, allseitiger Lebensfreudigkeit, + R, kann eine Einschränkung der Reproduktion auf eine Vorstellungsart einhergehen, die in das gesamte Wesen einer Person eine Beschränktheit und Steifheit hineinbringt. In der bezaubernden, unendlich schönen Erzählung „Prokopos“ von STIFTER kommen zwei herrliche Personen vor, die sich trotz Lebenslust, Edelsinn, Zartheit und Liebe, trotz schwachem, also nicht widerstandskräftigem M, trotz innigstem Wunsche zur Harmonie nicht begreifen und nicht ineinander finden können, weil die eine, in ihrer klaren Schlichtheit, Einfachheit, den Tiefsinn und die Romantik ablehnt, und die andere sich umgekehrt verhält. Ihre Gebundenheit, Unnachgiebigkeit entsteht durch eine einseitige, unveränderliche, beharrliche Reproduktionsart der J2-Felder.

Mancher wird etwa, da der mächtige STIFTER, aus Poesie, die Beziehung zwischen Beiden doch mehr in Metaphern, wenn auch vollkommen sicher darlegt, das Verhältnis nur unklar erfassen; wenn es ihm um volle Deutlichkeit zu tun ist, muß er es auf unsere Grundfunktionen bringen.

Die Frau

Es ist die beste Frau die, von der man nicht spricht; und uns wäre es auch am besten, wenn wir nicht von der Frau reden müßten. Es ist aber notwendig, ihre ruhig physiologisch gefaßte Charakteranlage dem unendlichen Geplauder über die Frau entgegenzustellen.

Dazu zwingt uns auch das kindische Gerede von spezifisch-männlichen Charaktereigenschaften gegenüber spezifisch-weiblichen Charaktereigenschaften. Wir haben schon bei der Betrachtung der ganz verfehlten Schätzung der Sexualität die kindische Meinung von fundamentalen Differenzen zwischen männlichen und weiblichen seelischen Anlagen gestreift. Die Verschiedenheit der peripheren Körper im großen und kleinen ist indifferent für die zentrale Charakteranlage, wenn auch nicht bedeutungslos für die Lebensführung. Das unsinnige Verfahren – von Methode darf man nicht sprechen – das dort gekennzeichnet wurde, aber naiv und beliebt ist, besteht darin, daß man beim Weibe etwa irgendwelche Erscheinung herausgreift, die aber nicht einer besonderen inneren Anlage, sondern einer äußeren Beziehung in die Schuhe zu schieben

wäre, und dann, wenn man, wie es leicht passieren kann, bei einem Manne doch auch dieselbe Qualität findet, ruhig sagt: in diesem Manne sei ein weiblicher Einschlag.

Die Sache verhält sich so. Völlig gleich sind die geistigen Durchschnittsbeschaffenheiten von Mann und Frau zwar nicht. Aber die beiden Geschlechter haben die gleichen Arten der Charakteranlagen, nur ist bei der Frau die motorische Funktion, das M, und die Spähspannung, das Mi, durchschnittlich schwächer. Es gibt aber eo ipso unzählige Männer, die auch schwach M und Mi haben, und genug Frauen, bei denen diese Urfaktoren stark entwickelt sind.

*

Wir dürfen sagen, wir sind den Frauen hold. Die vielfachen, dummen Anklagen auf Untugenden, wie Ureitelkeit, Urtreulosigkeit, Urverlogenheit und Herabsetzung seitens sogenannter Philosophen, denen sie ausgesetzt sind, sind uns widerlich. Die Frau wird von Männern immer vom Standpunkt der männlichen Stellung und Lebensweise aus abfällig kritisiert – das ist so, wie wenn ein Igel einen Kolibri für unvollkommen erklären würde. Aber wir wollen die tausend Aperçus über sie nicht um einige vermehren, wollen auch nicht von den Müttern, von denen wir die Liebe erlernt haben, schwärmen, noch von weiblicher Anmut, Blumenhaftigkeit, Hingebung und Feinfühligkeit; wir wollen, ohne Spur von sozialer oder moralischer Einstellung, ihre Charakteranlagen rein psycho-physiologisch mustern.

Unsere Betrachtung muß in zwei Abschnitte zerfallen, einen, in dem die natürliche Beschaffenheit erwogen wird, und einen, in dem gezeigt wird, wie der Frau durch gewisse notwendige Beziehungen zwischen Mann und Weib und durch soziale Verhältnisse eine Verschiedenheit gegenüber dem Manne äußerlich, akzidentell aufgezwungen wird.

*

Die Frau hat durchschnittlich geringe motorische Kraft und geringen methodischen Wissensdrang. Nun erwarten wir, daß die Frau in ihrer Güte, um uns die Skizzierung ihrer Schwäche zu erleichtern, auf diese und jene Genossin hinweisen werde, für die unsere Charakterisierung nicht zutreffen soll, indem sie, eben unmethodisch, einige seltene Ausnahmen herausgreifen wird, um die allgemeine, weitgesicherte Behauptung zu stürzen. Ja, es gibt wohl unter den Millionen Frauen Eine, die einem ministeriellen Departement vorsteht, irgendwo gibt es Eine Mathematikerin, Eine politische Hetzrednerin, Eine bedeutende Chemikerin, sogar Eine Athletin.

Mit jener weiblichen Entgegnung soll gewöhnlich bewiesen werden – ein komischer Beweis – daß die Frauen zu allem, was der Mann treibt, ebenfalls die Fähigkeit haben. Nun ist es wahr, der Mann treibt soviel Unsinn, daß auch die Frau leicht dazu Fähigkeit haben kann. Aber es dreht sich nicht um die Fähigkeit, nicht um die Abridbarkeit, sondern um die Impulse, die aus der Grundnatur kommen, um die dem Urcharakter entstammenden Absichten und Neigungen, um die angestammten, bestimmenden Kräfte. Sicher kann eine Frau durch Klugheit und Drill und Lohn dahin gebracht werden, alles zu werden, was ein Mann werden kann. Sie kann auch Feldherr werden. Aber man muß nur auf das achten, was zu werden es sie treibt.

Die Frau könnte da opponieren, soviel sie will, sie könnte die üblichen, so beweiskräftigen Protestversammlungen abhalten – es bleibt sicher: so wie sie es nie, trotz Tennisspiel und Sport zu einer rechten, ausgearbeiteten Muskulatur bringt, so hat sie in der überwiegenden Majorität in ihrem Gehirn auch nicht den starken motorischen Antrieb; und sie hat, trotzdem sie reichliche Vorstellungsbewegungen, J2 hat, selten und schwach jene Spannung Mi, welche die Vorstellungsreihen zum Vergleich mit den erprobten, erhärteten Reihen und zur Korrektur bringt, sie hat also kein dauerndes Interesse für Sammlung und Ordnung von Wissen, von Objektivitäten, keine Neigung zur Systembildung.

Es ist ganz lächerlich, solche Mängel aus der Organisation der Sexualität ableiten zu wollen.

Eher vielleicht dürfte man glauben, daß der Mangel motorischer Innervationskraft sich in der flachen, kleinlichen Stirn, hinter der die motorischen Felder liegen, spiegle.

Es wäre nur ein Scherz, wenn man Frau und Mann als zwei Spielarten bezeichnen würde, denn diese M-Schwächen der Frau sind nicht absolut und nicht ihnen allein eigen. Die Löwin ist auch nicht sehr verschieden vom Löwen, der weibliche nicht vom männlichen Hund; der Hahn ist von der Henne verschieden durch seine allgemeinen Aktionsimpulse. Die M- und Mi-Schwäche hat natürlich dieselben Folgen, die sie auch bei Männern hat. Und wenn wir von diesem Minus bei der Frau sprechen, so meinen wir, daß es ihrer überwiegenden Majorität zukomme.

*

Die Frauen werden in ihrer Idee von der geistigen Gleichheit mit dem Manne unterstützt durch herüberklingende Berichte über Schädelmessungen, Gehirngewichtsmessungen, Gehirnwindungs-Betrachtungen, die keinen Unterschied ergeben haben. Diese Betrachtungen sind schon durch alle möglichen Relativitäten zum Körpergewicht und verschiedenen Körperfunktionen sehr problematisch. Aber weiter können die Frauen hiebei sehen, wie beschränkt auch die

männliche Forschung sein kann. Wenn man die Muskeln eines schwachen Mannes und die eines starken Mannes in der Ruhe mißt, braucht kein besonderer Unterschied gefunden zu werden; Umfang und Gewicht können gleich sein. Aber in der Aktion fehlt dem Schwachen die Erhärtung und Kontraktionsmöglichkeit der Muskeln des Starken; also die inneren physikalischen, chemischen, neurotischen Ursachen der Funktion müßten gemessen werden. Genau so ist es beim Gehirn; die Sinnesterritorien, die ja auch dem Reproduzieren, somit dem Neuschaffen dienen, können – soweit wir sehen – anatomisch gleich erscheinen, aber die männlichen könnten funktionell eine stärkere Bewegungsfähigkeit, Figurierungsfähigkeit haben, die denen der Frau fehlt.

*

Will man so freundlich sein, in dem Gehaben der Frau die Manifestationen oder das Ruhen der Urfaktoren zu erblicken, so wird man für unsere Behauptung von ihrem schwachen M und schwachem Mi täglich viele Beweise finden. Diese Auffindungen wollen wir durch einige Hinweise erleichtern.

Es ist doch anzunehmen, daß die Frau, die soviel schwächer in der Muskulatur ist, auch schwächere Funktionen in den motorischen Gehirnfeldern aufweise, und daß die Innervationen, M, dort schwächer vollzogen werden, und daß so insbesondere das Gesetz, Ordnung und Wirklichkeitsdeckung der Vorstellungsreihen provozierende Augenmuskelninnervieren, sekundäres Spähen, Mi, schwächer sein werde. Alles Fassen, Packen, Zuspringen ist bei ihr matt, energielos. Trotz ihrer Sportübungen sind sie in allen Bewegungen lässig, zaghaft und meist, etwa schon beim Aufsteigen auf einen Wagen, ungeschickt. Sie gehen ja auch turnen, aber der natürliche Impuls zum Laufen, Klettern, der den Buben lange vor dem Turnunterricht eigen ist, fehlt ihnen. Warum probieren sie unter sich nicht auch so wie alle Buben das Kopfstehen? Ohne Turnmode treibt es sie nicht zu einem Turngerät; ihr Bewegungsdrang geht nur zur schwächlichsten Bewegung, dem Tanz. Ihrer Willensziele sind wenige, selbst ihre Liebesunternehmungen sind seltener – wegen mangelnder Motorik. Wer stärker im Zugreifen ist, wird leicht härter und rauher; die Frau ist nicht liebevoller und mildtätiger als der Mann, nur mitleidiger. Wie ihnen durch ihr schwaches M die Tatkraft des Mannes vorenthalten ist, so sind sie dadurch auch bewahrt vor seiner Hast, Unrast und Roheit.

*

Und gar schlecht steht es mit dem Mi. Wir sagen nicht, daß es ihnen an Intelligenz fehle, an Phantasie, aber die innere bremsende Spähmotorik fehlt, unter der das geistige Fixieren, Packen, Ordnen, zustandekommt. Darum fehlt

der Wissensdrang; sie haben kein Interesse für Wissensarbeit, natürlich am wenigsten für theoretisches Wissen, für Reflektieren und Meditieren.

Der Unterricht ist ja für beide gleich: aber nur die Buben schauen auf der Straße grübelnd auf alle Bauarbeiten, auf Maschinen; sie legen ihre Naturaliensammlungen an, fangen Tiere, botanisieren, experimentieren. Wer hält die Mädchen ab, das alles zu tun? Ein Mädchen hat – wie wir herkömmlich vulgär sagen sollen – den „natürlichen Trieb“, im Auto zu fahren; der Bub hat den Wissensdrang, den Auto-Mechanismus zu verstehen.

Wer hindert die Frauen je an intensiver, stiller, freier Geistesarbeit, zu der es so viele Männer, trotz ihrer anstrengenden Berufstätigkeit treibt? Niemand außer ihrem schwachen Mi, dem Fehlen der Spannung, unter der geistiges Sammeln, Vergleichen, Regulieren, Systembildung statthat. Wer hinderte sie je, anhaltend wissenschaftliche Bücher zu lesen? Nicht einmal zur Spekulation des Schachspieles treibt es sie. Immer reizt es so viele Männer, sich in der Politik, die, wie jämmerlich geführt, doch die Welt bewegt, auszukennen – wenn auch mit unzulänglichen Behelfen; die Frauen nicht. Man ersuche, in unserer Zeit beliebter psychologischer Experimente, Frauen, die viel in der Welt herumgekommen sind, ein Landkärtchen ihrer Reiserouten mit Bergen, Tälern, Flüssen zu entwerfen – da wird man staunen.

Auch ohne solche Hinweise findet man auf Schritt und Tritt Beweise – nicht ihrer Unintelligenz – sondern ihrer Wissensferne, ihrer Methodenlosigkeit, ihrem Mangel an Schärfe und Exaktheit. Die meisten sind selbst in Handarbeiten unzuverlässig. Ohne Wissensdrang bleiben sie fabelhaft unwissend – was ihrem Reize übrigens keinen Abbruch tut. Wer keinen Wissensdrang zur Geschichte, Geographie, Geologie hat, kann nur ein flaches, kümmerliches Bild vom Leben, von der Natur und Landschaft haben. Man kann mit ihnen ernste Gespräche nur so vorsichtig führen, wie man sie mit Kindern führt. Durch ihren Mangel an geistiger Spannkraft und Konzentration sind sie bei den großartigsten Trauerspielen und Symphonien der Ablenkung durch Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten ausgesetzt.

*

Sobald Männer in ihrer Arbeit Gemeinsames haben, werden sie fast alle gleich. Die Professoren auf der ganzen Welt sind gleichartig. Da die Frauen meist von solchem gleichartigen Arbeitsdruck verschont sind, bleiben sie in sich individueller. Von scharfem Nachdenken unbedrückt, bleiben sie auch leichter, umgänglicher, heiterer.

Die Leute reden so unsinniges Zeug. Wenn ein Mädchen mit einer Puppe spielt, soll sich da schon die angeborene Mutterliebe zeigen. Es ist auch ganz falsch zu glauben, daß gerade nur den Mädchen Kleidersinn, Eitelkeit, Gefall-

sucht irgendwie von Natur aus eigen wäre. Auch die Buben halten auf Putz und sind eitel und gefallsüchtig, nicht von Natur aus, sondern kommunikativ durch Verkehr; nur sind sie nebenbei doch noch von vielerlei Interessen bewegt, und es stechen bei den Mädchen jene Eigenschaften mehr hervor, weil sie im übrigen geistesärmer sind als die Burschen.

Jedoch vergesse man nicht, was wir schon geltend gemacht haben, daß all diese Mi-Schwächen bei den Männern, selbst bei solchen von großem Kaliber, auch außerordentlich verbreitet sind. Und man bedenke, daß, da es bei der Frau doch an Ansätzen zur Motorik und Spähspannung nicht fehlt – obzwar diese physiologisch durchschnittlich schwächer sind als beim Manne –, durch Erziehung und Milieu das, was gewöhnlich rudimentär ist und bleibt, zu rüstigerer Arbeit aufgestachelt werden kann.

*

Wie merkwürdig und hocheufreulich, daß ihr Antlitz den Kindertypus so lange bewahrt. Der Mann sieht in der Frau ein Kind, das minniglich geworfen. Das Gesicht zeigt vielleicht das kindliche Einfache, Weiche, weil ihr Haupt nicht gedankenschwer, weil sie weniger geistige Arbeit, intellektuelle Kämpfe durchgemacht hat, die ihre Spuren in den zarten Mienen hinterlassen hätten.

Da es der Frau durchschnittlich an geistigen Bedürfnissen, Interessen und Wissen fehlt, so hat sie wenig Fond für Verkehr mit dem Manne im Zeichen des Ernstes, der aber wohl eine Bedingung der Freundschaft ist, und sohin wird die Beziehung bald in Gleichgültigkeit oder eventuell in Liebe umschlagen.

*

Hiemit ist für uns die Betrachtung über die dominierende Naturanlage der Frau erledigt. Und wir werden nun kurz besprechen müssen, wie die Frau durch allgemeine zwingende Verhältnisse zu jenem Verhalten gedrängt wird, aus welchem das oberflächliche, wertlose Denken von Männern besondere Ur-Charaktereigenschaften herauslesen will.

Vorerst sei nochmals eingeschärft, daß sich die Frau oft in einem Gehaben zeigt, das durchaus nichts mit der geistigen Anlage zu tun hat, sondern nur mit ihrer somatischen Beschaffenheit. Das psychische Gehaben der Frau ist oft getrübt durch – mit der Diagnose „Hysterie“ rasch abgetanenen – Depressionen und Aufregungen, die ihre Ursachen wohl in sexuellen Verhältnissen haben, aber absolut nicht in einer geistigen, allgemein-charaktermäßigen oder individuell eigenen Heimlichkeit, in gesteigerter Begehrlichkeit, sondern in der physiologischen Beschaffenheit bezüglich peripherer Organe, von wo aus, aber nicht durch ihre Stilllegung, unter gewissen Umständen, Substanzen auf das Nervensystem chemisch alterierend wirken.

Dazu tritt dann leider ihre kindische Zerfahrenheit, geistige Hilflosigkeit, ihr Mangel an entschiedenem Denken, was sie verhindert, die Sache richtig anzusehen, über die Misère frei hinweg sich einer beherrschenden Tätigkeit zuzuwenden.

*

Wir schätzen die Herzensbeziehungen zwischen Mann und Frau so hoch als nur irgendwer. Aber, was die Frau – wenn auch nicht in ihrer Gemütsiefe – in einem großen Teil ihrer Erscheinung ist, wird sie nicht durch ihre, von der männlichen wenig verschiedenen Charakteranlage, sondern durch eine physische Zwangssituation. Diese Situation wird durch kein Geschwätz von sozialer Reform und Emanzipation verändert; sie ist vermutlich ewig. Der Mann kann die Umarmung auch bei Passivität der Frau ausführen; die Frau kann die Umarmung nur haben, wenn der Mann im Zustande regster Aktivität ist. Der Mann könnte jede ihm gefällige Frau, falls sie ihm gefällt, genießen. Die Frau muß warten, bis der kommt, dem sie entscheidend Aktivität anregend gefällt. Der Mann ergreift die Frau; die Frau muß um den Mann werben, ihn reizen. Diese Aufgabe nun bestimmt ihr ganzes Benehmen, entweder klar, zielbewußt – nicht etwa in einer von Unwissenden unsinnig vorausgesetzten unbewußten Weise – oder durch Tradition und Imitation. Und so ergibt sich notwendig eine unversiegbare Quelle fast fortwährender, zu Zwecken der Anziehung dienlicher Täuschung und Heuchelei – die aber nur der Seele Oberfläche kräuselt, mit ihrem Charakter gar nichts zu tun hat.

Ein Mann braucht sich vor der Frau nicht viel „herrlicher“ zu geben, als er ist; die Frau muß, um die Chance des Gewinnens zu haben, beständig Mittel ersinnen, um sich zu verschönern. Sie muß immer heiter scheinen, sie muß den Lümmel zu bewundern scheinen, sie muß alles weniger Schöne an ihrer Figur verbergen. Sie muß vom Schuh, vom Strumpf ab Lieblichkeit der Formen vorlügen. Sie muß ihre Zeit vertrödeln mit Kosmetik, mit Beschaffen von Toiletten. Alles, damit ihr einmal, man kann nicht wissen, wo und wann, eine Eroberung gelinge.

Damit man sehe, wie töricht es ist, hervorstechende Eigenschaften der Frau einem Urcharakter zuzuschreiben, mußten wir Dinge besprechen, die nicht besprechenswert sind.

*

Es folgt auch Gutes aus dem Zwang der Werbung. Da eine Frau nicht so energisch und beweglich im Suchen des Mannes sein darf, findet sie schwerer einen Mann, der ihr paßt, als er die Frau, die ihm paßt. Hat sie also einen gefunden, so hält sie in fester, als er gehalten sein will. Sie ist, auch ohne psychopathisch zu sein, dadurch um das Festhalten des Mannes besorgter und dadurch

rascher eifersüchtig als der Mann. Sie hat mehr die Tendenz zum dauernden und treuen Verhältnisse als der Mann, der von physischer Natur aus untreu ist. Nicht davon zu reden, daß fast alle seine Verhältnisse, erotische, politische, kommerzielle, nicht minder seine Cliques, auf Lüge aufgebaut sind.

*

Doch werfen wir noch einen Blick auf die Folgen von der oben erwähnten, nicht sündhaften Unehrlichkeit, die jenes physische Verhältnis für die Frau nahelegen muß. Da dem Manne ein gewisses Drängen, Nötigung wider den Strich geht, so muß die Frau im allgemeinen so tun, als lege sie auf gewisse Zärtlichkeit nicht viel Wert.

Eine andere eigentümliche, psychisch-logische Folge. Da die Frau gefallen muß, muß sie sich auch in dem Glauben festigen, daß sie gefallen kann, und daß sie also viele Vollkommenheiten besitze. Sie muß zur Selbsterhaltung selbstgefällig werden. Da ihre Anziehungskraft teilweise auch auf Vortrefflichkeit des Geistes basiert sein muß, muß sie – bei etwaigen Meinungsverschiedenheiten – immer glauben, daß ihre Vernunft stark und daß sie im Rechte sei. Solche Selbsttäuschung und andere Täuschungen entspringen zwangsläufig aus der Rolle der Werberin. Nichts von all dem gehört zu ihrer psychischen Anlage, noch zu moralischen Gebrechen. Die Seele des Mannes aber ist eine Mördergrube.

*

Nun noch eine kurze Betrachtung über eine Folge des Mangels der Frauen an durchdringender, weitschauender Überlegung: sie sind allen Schlagworten und der Gefährdung ihrer Selbstbeherrschung ausgesetzt. Moralisieren, ethische Betrachtungen liegen uns hier ganz fern, wo es uns nur um die Wirkung von Aktions- und Reproduktions-Anlagen zu tun ist. Seelisch angestammte Inhalte gibt es nicht und keinen gedanklich oder gefühlsmäßig konkreten, ursprünglichen, physiologischen Trieb. So hat auch die Frau kein angeborenes Schamgefühl. Das Schamgefühl ist etwas Anerzogenes, und zwar anerzogen durch die Verständigen, auf Grund altweiser Erfahrungen und Überlegungen, die dem Frauenwert und der Erhaltung einer kräftigen Gesellschaft dienen wollen. Da die Frau so wenig umfassende Reflexion vornimmt, so weiß sie dieses für ihr eigenes Glück so wichtige Gefühl in manchen Geschichtsperioden nicht zu schätzen und läßt es sich abgewöhnen. Sie weiß nicht, wohin sie käme, wenn es ihr von der Gesellschaft erlaubt wäre, vor der Ehe sexuell frei zu sein. Oft ist auch eine Mode frivol, die Frauen, die sie mitmachen, sind meist nicht so frivol wie die Mode, aber sie nehmen sie an, denn die meisten wissen nicht, was sie tun. Und so ist sie leicht in einen Sumpf zu drängen, den dumm-schurkische Freiheitssänger für ein hohes Kulturniveau ausgeben.

Methodische Winke und Überleitung zum nächsten Abschnitt

Vielleicht würde einer glauben, es sei, da wir uns nun schon einmal dem leidigen Geschäft hingegeben haben, anstatt Unterhaltung Aufklärung zu bieten, am ratsamsten, wir legen ein Lexikon an. Auf der linken Seite stehen als Stichworte die „Eigenschaften“ und rechts die Urfaktoren, durch welche sie repräsentiert werden, bei speziellen äußerlichen Gelegenheiten. Diese Idee wäre sehr schön, nur würde kaum jemand dieses Lexikon benützen. Solche Eigenschaften wären beispielsweise: arbeitstreu, arbeitsscheu, anhänglich, Auffassung schnell, langsam, aufgeräumt, aufrecht, aufrichtig, brüsk, bescheiden, einflußbar (Kreisende sind es nicht), bedächtig, bizarr, schlagfertig, schlicht, zartfühlend, zuverlässig; und rechts die spezielle Situation, in welche die Urfaktoren eingreifen. Wir meinen also, das Lexikon wäre überflüssig, da jetzt schon jeder imstande ist, sich selbst die physiologischen Urfunktionen, die solche Eigenschaften ausmachen, leicht zu bestimmen, und jeder den leeren Schlagworten, wie Temperament, Typus, aus dem Wege gehen wird und so die Lexikongleichung sauber aufstellen kann. Nur muß er noch auf die schon hervorgehobene Kardinaltatsache achten, daß spezielle, zufällig akquirierte Vorstellungen bei zufälligen Gelegenheiten die Spielbälle für die Grundfunktionen abgeben.

*

Einige Anweisungen zur Eigenschaftsbestimmung seien noch zu jenen schon früher gegebenen Vorsichtsmaßregeln entgegengenommen. Daß hinter gleich erscheinenden Eigenschaften und besonders hinter ihren gleichen Wortbezeichnungen verschiedenes Wesen steckt, ist genügend betont worden; nun muß man sich die Aufgabe stellen, sie auf die mehrfach möglichen Urmanifestationen zurückzuführen und die im Konkreten geltenden auszuwählen. Zu diesem Zwecke muß man in eine Vorschule gehen, indem man sein eigenes liebenswertes Ich, ohne glänzendes Wortaufgebot, auf die wahren Urkomponenten ansieht.

Ein Mensch kann langweilig sein aus ärmlichem J2, aus geringer Regsamkeit, d. h. schwachem M, aus abweisender Stimmung, – R, und ein reicher Geist, aus Mangel an Bedürfnis, sich anderen anzuschließen, oder aus Furcht, kein Verständnis zu finden. Waghalsige Tat kann gegeben sein aus Unkenntnis der Gefahr, also ärmlichem J2, oder aus stark M oder aus besonderer Lobgier, die nur eine ganz zufällig erworbene Eigenschaft ist. Aberglaube kann gegeben sein durch schlaffe Spähinnervation, schlaffes Mi, oder reichste Phantasie, stark J2, oder durch ein dumpfes Kreisen weniger Vorstellungen. Schlechtes Lernen kann gegeben sein durch Unfähigkeit zu anhaltendem M, oder Mangel an Reproduktionskraft im J2, oder Mangel an Mi, oder schweifende Reproduktion,

oder – R, d. i. Unlust zur Nachahmung, also Mangel an Gehorsam, demnach Mangel an Pflichterfüllung, oder durch Pubertätsstimmung.

Man möge sich vielleicht einmal zur Übung die „bösen Sieben“ anschauen: Üppigkeit, Hochmut, Geiz, Neid, Zorn, Schlemmerei, Trägheit. Durch eindeutige Uranlage ist wohl nur gegeben Zornmütigkeit, – R und stark M. Trägheit kann entweder sein Arbeitsunlust wegen Vergnügungslust – also ein zufällig akquirierter Vorstellungsinhalt J2 –; oder Dummheit, dumpfes J2, die den Wert der Arbeit nicht versteht; oder physiologische Mattigkeit – in diesem Fall wäre sie Uranlage. Die anderen netten Eigenschaften sind alle – kein Kind ist doch von Natur aus etwa geizig – durch Zufall der Lebensumstände, des Umgangs, zufällig fixierter Ideen und entsprechenden Sollzitivierungen fast bei jeder Art Grundanlage akquirierbar. Alle diese Sünden wurzeln demnach, Gott sei Dank, gar nicht fest in Naturanlagen.

Drang, Schauspieler zu werden, kann eine Manifestation sein von stark M, Aktionslust ist eben auch die Lust zu agieren; oder von traumhaftem J2, eine größere, interessantere Figur zu sein, als das wirkliche Leben einem beschieden hat; oder von einem ebenfalls traumhaftem Wunsch, gefeiert zu werden. Und dabei spielen zufällige Vorstellungen hinein, angeflogene Vorstellungen und Akquisitionen durch Beispiel, Nachahmung, Gelegenheitsmacherei.

*

Man muß immer unterscheiden: ursprüngliches Wachstum einer Eigenschaft aus den Urfaktoren heraus und Eigenschaften aus zufällig erlebten Vorstellungen – deren Aufnahme eine gewisse Empfänglichkeit der Urfaktoren vorfinden kann, aber nicht vorfinden muß. Diese Einteilung kreuzt sich mit dem, was wir endogenes und exogenes Verhalten nennen. Waghalsigkeit aus stark M ist endogen und ist permanent; Waghalsigkeit in der Hoffnung auf fremdes Lob ist exogen und unbeständig; ist niemand da, der loben will, ist auch keine Waghalsigkeit da.

*

Je schwächer die Intensität aller Grundfunktionen, desto mehr ist das Individuum zufälligen Vorstellungen, also dem zufälligen Inhalte seines J2 ausgesetzt. Bei ihm hat nichts Bestand, das R ist nicht stark, das M erlischt bald, die Bildung fester Reihen kommt nicht zustand. Es ist ja das Psychische in so vielen Menschen wie unfertig und verbogen. Ihre Liebe ist keine Liebe, sie wissen oft nicht, ob sie erloschen ist oder noch besteht. Ihr Haß kein Haß; was in ihnen kreist, ist meist die große Meinung von sich. Ihre Erinnerungen und Phantasien sind wie Zeichnungen kleiner Kinder. Ohne Mi sind sie voll Unklarheit über Gut und Böses; ihr Urteil über andere Menschen ist auf leichten Schein gegriin-

det, und sie bewerten alles nur mittels der paar kursierenden Wortmünzen. Sie bestehen fast aus lauter Minima. Ihre psychische Gestalt ist ein unschöner Torso. Hätten sie einen Wunsch nach Klarheit, so würden sie es bei sich selbst nicht aushalten. Von solchem Wirrwarr, solcher Halbheit und Nichtigkeit, leben dann die sogenannten psychologischen Novellisten. Leider ist zu fürchten, daß diese selbst sich über die Natur der menschlichen Eigenschaften und vielleicht ihrer eigenen nicht klar sind.

*

Zu den zufällig angenommenen Eigenschaften gehören diejenigen, die psychisch-logisch entstanden sind. Hat einer mit natürlichem schwachem M und – R eine besondere Niederlage, eine Blamage erlitten und ist dadurch Nachteilen ausgesetzt, so kommt er, wenn ihm einiges J2, die Gabe eines leichten Vorstellungsspieles gegeben ist, dazu, mutige Allüren anzunehmen, oder sich selbst zu sagen, er sei schon auf dem Wege, mutig zu werden. Das ist kein sehr tief reichender Mechanismus, sondern einfache psychisch-logisch aufgezwungene Imitation. Eine solche Stellungnahme bricht meist bald zusammen. Manchen, die sich selbst so Zwang antun, wird er erleichtert durch ein ärmliches J2, das, mangels weitgehender Gedanken über die Sachlage, in ein bockiges Kreisen gerät.

*

Nehmen wir noch ein Beispiel vor für die Notwendigkeit aufmerksamer Erfassung von Eigenschaften. Eitelkeit und Stolz. Obzwar der farbenglitzernde Biograph seinen Helden, um nur ja recht viele Attribute zu häufen, mit beiden gleichzeitigen Eigenschaften bemalt, sind sie doch unvereinbar. Eitelkeit, wozu auch ihre Durchführung gehören, wie Ruhmredigkeit, ist die Freude, sich selbst und anderen zu gefallen; Stolz ist Gleichgültigkeit gegenüber Beifall der anderen und Genüghaben an seinem eigenen Beifall. Der Eitle buhlt um Lob, der Stolze wird eher untergehen, als um Lobes willen sich untreu werden. Beide Eigenschaften könnten so ziemlich von jedem Charakter zufällig akquiriert werden. Hatte einer zufällig für seine Worte oder Handlungen Beifall gefunden, so kann er ihn lieben gelernt haben und weiter aufsuchen. Ist einem ganz Gleichgearteten zufällig der Beifall verweigert worden, so wird er in der Überzeugung, dennoch Gutes geleistet zu haben, auf sich zurückgeworfen.

Dabei begünstigt natürlich die Verschiedenheit der Uranlagen die Hinneigung zu einer der beiden Eigenschaften, ohne sie aber zu oktroyieren. Der im allgemeinen + R, der Bewegliche, der sich leicht unter Menschen mischt, wird eher eitel werden; der – R, der Abweisende wird eher stolz werden.

Selbst Arbeitslust und ihr Gegensatz, Vergnügungslust, können bei gleichen Ureigenschaften, etwa bei heiterer Erregung, frischer Motorik bestehen und

wurden nur jeweils durch verschiedene äußere Gelegenheiten, Beispiele, Anleitungen begründet.

Man muß immer festhalten, nicht alles, was zum Bilde eines Menschen gehört, gehört auch zu seinem Charakter. Und es gehört Sachkenntnis und Vorsicht dazu, den eigentlichen Charakter durch alle zufälligen Überlagerungen hindurch zu bestimmen.

*

Man könnte glauben, diese Einschärfung der Unterscheidung von Zufallswirkung und Urcharakterwirkung sei nicht erst nötig – wenn man nicht wahrnehmen würde, daß nicht nur die gewöhnlichen Literaten von solchen wesentlichen Unterschieden nichts wissen, sondern daß auch auf Gebieten, wo ernster, klarer Blick nottut, diesbezüglich eine leichtfertige Unachtsamkeit herrscht. So etwa auf dem Gebiete der Ethnologie. Es ist ein Unterschied zwischen den Eigenschaften, die ein Volk, will sagen die Volkszugehörigen im Durchschnitt, zeigt, und seinen angestammten Rassenmerkmalen. Es könnte etwa ständiges Handeltreiben bei einem Volke betrügerischen Sinn ausbilden – wenn nicht vielleicht gerade große Erfahrung im Handel die Ehrlichkeit empfiehlt; aber solche Gesinnungen können keine Rasseneigentümlichkeit sein. Die meisten Eigenschaften sind eingepägt worden durch die Natur der Siedlungsgebiete, Arbeitsgelegenheit, Geschichte, und bedeuten dem Gehirncharakter gegenüber Zufälligkeiten. Die eigentlichen Rassenmerkmale, die diesen Namen verdienen, sind reine Körper- resp. Gehirnanlagen; Rassenmerkmale wären Körperstärke, starke Hirnfeldermotorik.

Man halte es nicht für Blasphemie, sondern nur für ein harmloses Beispiel, wenn wir sagen: als ein Muster für die wahre Erkenntnis von Rasseneigenschaften könnte es dienen, wenn man von den Hunderassen ihre wahren Charaktereigenschaften aufstellen würde, die sämtliche in $\pm R$, stark, schwach M und Vorstellungsbeweglichkeit oder Vorstellungsträgheit liegen.

Wenn ein Stamm in Eis- oder Sandwüsten lebt, wird er natürlich einen ganz anderen Habitus annehmen, als wenn ihm ein Hausen in fruchtbaren Küstengegenden beschieden wäre; aber nicht um Habitus soll es sich der Ethnologie handeln, sondern um Urmerkmale.

Einer Rasse könnte in vielen ihrer Glieder Treuherzigkeit zukommen, wenn das auch natürlich keine Ureigenschaft sein kann. Die Ursache der Treuherzigkeit liegt in affektiven + Hirnreaktionen bei nicht überstarkem M , indem sich daraus ein leichtes, freundliches Wesen herleitet. Besteht bei + R ein tumultuöses M , so entsteht große Eigenwilligkeit, Rücksichtslosigkeit, sohin wohl auch Falschheit. Wenn eine Rasse zur Schwermut neigt, so muß sie ein – R , eine zerebrale Kränklichkeit besitzen.

Wie schwierig es ist, unter der Überlagerung geschichtlicher und individueller Modelung die echten Rassenmerkmale herauszusuchen, braucht man nicht zu sagen.

Was etwa über den Charakter der alten Griechen gesagt wird, ist flunkernde, klassische Schönrederei.

Ein Baustil erbringt keinen Bau, wenn nicht Baumaterial da ist, und so wenden wir uns jetzt zu dem, was neben den Gehirnkraften die Figur ausmachen muß, zu den Vorstellungsinhalten.

Im Reiche zufälliger Vorstellungen

Wir haben nicht das leichte, beliebte, belanglose Geschäft unternommen, nach vager Ähnlichkeit zusammengestoppelte Menschentypen zu schildern, sondern wir wollen die wenigen Grundeigenschaften, die einen Charakter zusammensetzen und, immer gleich, in Lebensweise, gesellschaftlicher Beziehung, Talenten zutagetreten, auf ihre physiologischen Faktoren nach Kraft und Gangart zurückführen, und haben auch einen Plan ihrer möglichen Nuancen und Kombinationen gegeben. Das R , M , Mi , $J2$, die Reaktionsart, Ursensitivität, die Motorik, die Spähmotorik, die Vorstellungsreproduktion sind der Charakter, sind die Maschinen, die sich der Vorstellungen bemächtigen; Erlebnisse, also Vorstellungsgebilde im allgemeinen sind das Arbeitsgut, mit dem die Maschine gespeist wird, wodurch die menschlichen Figuren entstehen. Dieses Vorstellungsgut ist für Dilettanten das hauptsächlich Interessante, für die Charaktererfassung aber irrelevant. Es ist wie bei der Anatomie und Physiologie; sie betrachten etwa die Gesichtsteile nach ihrer Form und Funktion, aber sie kümmern sich wenig darum, ob Mund und Augen malerisch schön sind. Die Menschen werden oberflächlich nach ihrer Erscheinung beurteilt, wie sie gegeben ist durch Benehmen, Handeln und Sprache, in welcher Gedanken und Grundsätze ausgedrückt werden. Gerade diese Vorstellungsinhalte und die Vorstellungsfolgen sind dem Zufalle zuzuschreiben; sie sind es, auf deren Bearbeitung die Grundpotenzen zufällig gewiesen worden waren, die manchmal festgehalten wurden, unter denen eine gewisse Auswahl getroffen werden konnte, die oft aber nicht abzuweisen waren. Von zufälligen Situationen, Gelegenheiten, Lektüre, Beschreibung, Belehrung, von Begegnungen, guten und bösen Erfahrungen, Vorbildern, aus nah und fern werden die zufälligen Vorstellungen in das Triebwerk der Urfaktoren geworfen. Alle die Spezialisierungen für das motorische Angreifen und für die Reproduktionsarbeit werden durch Zufall begründet. Nicht nur Jugendeindrücke, auch Erlebnisse aus späteren Jahren drängen fortwährend ein Material auf, an dem die Faktoren zufällig haften und so daran arbeiten, wie sie unter Umständen auch an einem entge-

gengesetzten Material gearbeitet hätten. So wird die Lebensfigur durch Charakterarbeit an den Vorstellungen! Die Figur sehen die Leute in ihrer kindischen, trivialen Weise, aber den Charakter kennen sie nicht. Die Vorstellungen, Ideen sind das Kleid, in dem der Mensch erscheint, seine wahre Nacktheit sind die konkreten Urfaktoren und ihre Modalitäten. Die meisten Vorstellungen, Ideen, wenn sie auch von den Charakterfaktoren appetitiert sind, bilden für die Figur nur das Füllsel und sind beliebig auswechselbar.

*

Manchmal schmiegt sich das Kleid dem Leibe deutlich an, so daß er erkannt wird; manchmal wird er durch Vorstellungen und Daten vollkommen verschleiert. Leute, die mit annähernd gleichem Stoff gefüllt sind, scheinen, trotz Faktorenverschiedenheit, ähnlich. Eine einfache Verschleierung ist es, wenn ein Mensch mit natürlicher Schwerfälligkeit, die zu Ungeschick führen würde, sie durch behutsame Vorsicht verbirgt. Ein hochmotorischer junger Mann sieht, wie ein milder, edler, sanfter Mensch in der Gesellschaft Sympathie und Lob findet; eben die rührige Motorik des Jungen und seine Eitelkeit kann ihn auf die Nachahmung jenes Stillen, Nachgiebigen weisen; so erhält sein eigenwilliges, ausschweifendes Wesen ein seiner Tatkraft fremdes Kleid, das sie verbirgt. Und nun hängt es wieder vom Zufall des Lebens ab, ob er bei dieser unpassenden Rolle bleibt, oder ob er sich einmal energisch zu Ideen und Taten der robusten Natur wendet.

*

Angenommen, daß in den Werken der Dichter zu deutlichem, starkem Einfluß gekommen wäre: die Landschaftsmomente der Heimat, Eigenschaften ihres Stammes, die Ideen, welche die Gesellschaft und den sogenannten Zeitgeist durchdringen – so daß man jedem Dichter seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe ansähe – so hat man in diesen seinen Ingredienzien alles eher erkannt als seinen allgemeinen wie ästhetischen Charakter. Das alles war für seine Geisteskräfte zufälliges Füllsel. Seinen Charakter, hiemit auch seinen literarischen Charakter, muß man grade auswärts von jenen Elementen suchen, in seinem individuellen, durch unsere Grundfaktoren definierbaren Geiste und Schaffen. Hätte er in einem anderen Milieu gelebt, so hätten seine Werke anderen Stoff, andere Materie gezeigt, und er wäre doch ganz dasselbe künstlerische Individuum geblieben, was für den Forscher allein das Interessante ist. Felsen, Schluchten, Verbrecher zu schildern, mag dem Dichter durch irgendeine Modernität aufgedrängt sein, solche Dinge schauerlich, ergreifend zu schildern gelingt ihm nur durch Mittel, die aus seinem eigenen Charakter stammen.

Liebe

Bloß beispielsweise wollen wir an ein paar Vorstellungsgruppen erinnern, die nur zufälligen Lebenskonstellationen ihren Ursprung danken.

Zu den Erscheinungen, die außer durch Grundfaktorenarbeit durch vielerlei angeflogene Vorstellungen gebildet werden, gehören die verschiedenen Arten sogenannter Liebe. Es ist doch zu klar, daß etwa die Liebe eines Stadtmädchens, die zwar auf ein Haar genau denselben Charakter hat wie irgendeine Bäuerin, sich aber Ideale von Lebenswerten angelesen hat, von der Liebesart des Landkinds ganz verschieden sein wird. Uns scheint es eigentlich unwürdig, über so einfache Dinge zu sprechen; das hier Gebotene wird hoffentlich selbstverständlich erscheinen, während man es liest, und man wird darüber vergessen haben, daß man sonst über die gleichen Dinge ganz anderes, Verkehrtes, Verschwommenes, in Romanen besonders ganz Konfuses gelesen hat.

*

Da wir zunächst über unegoistische Liebe, die in gewissem Sinne allein den Namen Liebe verdient, handeln wollen, so müssen wir ein Wort über die Beziehung der Liebe zum Egoismus sagen. Die Leute richten sich da mittels der Begriffe Egoismus, Altruismus ein kleines Chaos ein. Gute Menschen wollen theoretisch ihre Liebe zum Geliebten auf nichts machen, indem sie in ihr bloßen Egoismus erblicken wollen; sie klagen sich gewissermaßen der Selbstsucht an, sie hätten eben an dem Geliebten und ihrer Liebe nur eine selbstsüchtige Freude. Diese Auffassung der guten Menschen macht ihnen alle Ehre, ist aber durchaus irrig. Da sie für die Geliebten auch sterben könnten, wird man solche Liebestat doch nicht recht eine Freude nennen dürfen. Richtig ist nur, daß das große Lieben – sei es durch stark + R, sei es durch stark M, durch zufällige Gewohnheit erzeugt – in den Bestand des gesamten Organismus des Liebenden eingegangen ist, eine Eigenschaft des Liebenden geworden ist wie etwa musikalisches Talent, und ein unabtrennbares, undiskutierbares Bedürfnis ausmacht wie Atmen. Bei solcher Liebe dreht es sich nicht um Freude, sondern um ein sich selbst Genügen, sich Entsprechen.

Etwas ähnliches liegt im Folgenden vor. Wenn man sich die letzten Zeiten, die man mit einem nunmehr Dahingegangenen verbracht hat, deutlich vor Augen führt, die Orte aufsucht, wo er wandelte, so ist das doch kein Genuß; man erzeugt sich nicht etwa die Einbildung, er lebe noch – Unsinn! – sondern man bleibt traurig, wird trauriger, unglücklicher, und ruht doch in der Trauer, weil sie dem Wesen jetzt adäquat ist.

Und hierher gehört auch das: jede Vollendung, jedes Erledigen, jedes Loswerden eines Schwebezustandes genügt uns. Jedes „es ist vollbracht“, und sei es eine Bestattung, ist – doch natürlich keine egoistische Freude, aber – immer

Herstellung eines Gleichgewichtes; eine Festigung und insofern etwas dem Organismus Entsprechendes.

Wenn man einen Menschen rein, ganz von Liebe erfüllt, unendlich liebt, muß das doch nicht ein idealer Höhepunkt der Ethik sein. Wenn einer um den Preis des Todes von Millionen Menschen seinen Geliebten retten kann, so täte er es.

*

Wir wollen verschiedene lediglich durch ihr Vorstellungsmaterial unterschiedene Arten sogenannter Liebe aufstellen und möglichst flüchtig umschreiben: rein seelische Liebe, suberotische, erotische, sexuelle und genitale Denkart.

1. Die höchste Liebe hat zur Bedingung, daß Geschlechtsunterschiede keine Rolle spielen; heißen wir sie die wahre Liebe, die ohne jede Lust sein kann. Zu dieser hohen Liebe gehört die Liebe der Eltern zu den Kindern, der reifen Kinder zu den Eltern, die der Ehegatten zueinander, wenn sie nicht mehr sexuell lieben, der Geschwister zueinander, der Freunde und Freundinnen zueinander.

(Reifende Burschen werden auch gegen die Mutter galant; mit Schauern denkt man an die blödsinnige Meinung, daß bei einem normalen, gesunden Kinde schon sexuelle Wünsche und Regungen in die Elternliebe hineinspielen sollen.)

Man könnte diese reine, mächtige Liebe damit charakterisieren wollen, daß der Geliebte zu einem ideellen Teile des Liebenden wird, etwa wie dessen Augen, so daß er eine Erweiterung von ihm wäre. Aber die Liebe ist noch mehr; denn man liebt den Geliebten mehr als den eigenen Leib und gibt diesen hin, um den Geliebten zu retten.

Wenn ein Mann verlangt, daß seine Frau nach seinem Tode nicht wieder liebt, daß er also auch weiter der Einzige sei, den sie je geliebt habe, so ist er von allem eher – etwa von sexueller Eifersucht, von Eitelkeit – beseelt als von wahrer Liebe. Denn, wenn die Frau, in ihrer Liebe zu ihm, auch nach seinem Tode keinen Ersatz kennen wird, so ist es doch nur gemeiner Egoismus, wenn er ihren Ausschluß von der Liebe verlangt. Im Gegenteil, er müßte ihr neues Lieben wünschen. Das ist alles zu einfach. Dahinter stecken keine Probleme.

Der Mensch der höchsten Liebe, wie ein Heiliger, liebt auch, ohne geliebt zu werden. Darauf verzichten die anderen Liebesarten selten. Es gibt eine so hohe Liebe zu einem einzelnen, daß sie nicht daran denkt, Gegenliebe zu finden. Die Liebe zu einem großen Kreise rechnet auch nicht auf Gegenliebe. Wollte Jesus geliebt sein?

*

2. Die suberotische Neigung. Vorerst wollen wir wieder kursierende, phrasenhafte Meinungen mit einem Minimum von Betrachtung abtun. Die Leute fasseln von einem Sexualtrieb. Es gibt aber überhaupt keine, psychisch oder physiologisch, abgegrenzt markierten Triebe. Es gibt höchstens Reflexe und ausgenützte Erfahrungen. Dem, was die Leute Trieb nennen, liegt in Wahrheit ein leidiger Zustand zugrunde, für dessen Abstellung zufällig, und nach und nach, die Mittel entdeckt wurden. Es ist ein Unsinn, psychologisch ernst, nicht bloß in salopper Redeweise, einen Lebenstrieb zu statuieren. Es gibt nicht einmal einen Atemtrieb, sondern bei bedrängendem Zustand gewisser Organe entstehen Atemreflexe. Ein neugeborenes Kind hat keinerlei Sättigungstrieb, als wenn es seinem Nahrungsmangel abhelfen wollte. Natürlich wird es hier viele jucken, mit dem unsinnigen „Unbewußten“ herauszurücken. Ein Kind führt vielmehr rein reflektorisch durch den Zustand der Gewebe des Mundes eine Muskelbewegung des Mundes aus, die zum Saugen dienen kann. Man sage nicht so überflüssig und unwahr, es habe einen Saugtrieb. Wenn einer im Fieber nach Wasser verlangt, so tut er das auf Grund früher erworbener Erfahrung, aber man kann nicht dafür einen Trinktrieb ansetzen.

Von einem angestammten psychischen Geschlechtstrieb oder auch nur von einem physiologischen Sexualtrieb kann keine Rede sein; es gibt überhaupt keine präzis-spezialisierte Gehirnanlage. Sondern – wie schon dargelegt – nach einer undefinierten Unruhe, die nicht von einem Trieb ausgeht, sondern von einem physiologischen Organ-Zustande, eröffnet sich durch Erfahrung, Vermutung eine Aussicht zur Stillung jener Unruhe.

Wenn ein kleines Kind irgendwelche Kitzel an seinen Geschlechtsteilen empfindet, so ist das nicht die Spur irgendeiner Sexualität, und wenn Kinder jene Organe berühren, so ist das genau so indifferent, wie wenn sie in der Nase bohren. Freilich liegt heutzutage den Leuten die wahnsinnige Idee nahe, daß Kinder in der Nase bohren, gehe bereits vom verhüllten Sexualtrieb aus. Allgemeine Motorik, allgemeine Neugierde und mancherlei Zufälligkeiten führen zu einem an sich harmlosen Benehmen, das übrigens längst von Ungebildeten als Sexualität mit Behagen angesprochen wurde und in gleicher Weise durch die tief sinnige Psychologie der „Gebildeten“ gedeutet wird.

*

Sobald nun einmal dem jungen Menschen durch Erfahrung die unbestimmte Unruhe und ihre mögliche Stillung aufgeklärt ist, sind die Vorstellungen der Wichtigkeit, der Begehrenswertheit des anderen Geschlechtes, das lebhaftere Interesse für dasselbe gegeben. Darauf beruht eine Verkehrsstimmung, die suberotische, in die sich aber nicht ein Hauch von eigentlicher sexueller Begehrde hineinmengt. Ein Verkehr zwischen Mann und Weib, solange sie nicht

gewelkt sind, ist niemals indifferent, sondern immer antagonistisch. Kein Blick, kein Ton zwischen Mann und Weib, der so wäre wie ein Blick und Ton zwischen ihresgleichen. Aber ebenso sicher ist es, daß dieser Verkehr auch bei blühenden Menschen absolut ohne Wunsch, ohne Begierde, ohne Sexualität sein kann. Es ist nicht leicht zu erklären, wie ohne jede sexuelle Empfindung und Bewegung dieser Gegensatz sich auswirkt. Man dürfte nicht als Gleichnis dafür wählen: es sei eine sommerliche Temperatur, ohne daß einem warm wäre. Schon dieses Gleichnis brächte zu viel Unruhe in das Bild. Nur die ganz verblaßte Idee, in der Richtung des Partners liege irgendwie eine Freude, beherrscht diesen suberotischen Verkehr. Es ist, wie wenn man eine Meerfahrt mache, ohne das Land des Zieles zu sehen, noch zu ahnen, dennoch immer bewegt durch die vage Idee einer Annäherung.

*

3. Erotische Liebe. Sie ist eine geistige Liebe, Herzensliebe, die verbunden ist mit dem gelegentlichen leisen, verschwommenen Wunsch nach einer sexuellen Umarmung, die weit davon entfernt ist, als Selbstzweck zu gelten, sondern nur Besiegelung einer Zusammengehörigkeit sein will. Diese Liebe geht nicht auf die sexuelle Befriedigung aus. Wer gerne Berge steigt, muß sich wohl stark fühlen, aber er muß nicht – wie es bei manchen allerdings doch der Fall ist – steigen, um die Füße zu bewegen. Mann und Frau werden nicht ohne ein unklares Bild der Freude der letzten Umarmung sein, aber es schwebt weit entfernt im Nebel, ganz überstrahlt von anderen Ideen.

Diese erotische, zum weitaus überwiegenden Teile also unsexuelle Liebe ist vollkommen getragen, ja gebildet von zufälligen Vorstellungen, Ideenassoziationen und den anderen besprochenen Sollizitierungen, von den Reproduktionen zufällig erworbener Ideen. Die Frau erscheint manchem Manne wie eine überirdische Welt von Anmut, Güte, Reinheit, Zartsinn und Wahrhaftigkeit, zu der er sich vor der groben, ordinären Welt retten möchte. Oder der Mann liebt ein Mädchen erotisch als Bild allgemeiner Lebensfreudigkeit und, wenn er fürchtet, daß sie in ihrer Lebenslust in gefährliche Irrungen kommen könne, als Bild höchster Bemitleidenswürdigkeit.

Wir wollen die Gedanken nicht verwässern, indem wir Symbolik und Allegorie hineinwirren, aber beide Teile erscheinen sich als Erfüllung ganz allgemeiner Lebensträume, und sie sind sich Repräsentanzbilder ihrer zufällig erworbenen, idealen Vorstellungskreise. Selbst ein Naturbursche vom Lande, der sich zu einer feinen Dame mehr hingezogen fühlt als zu einem schönen Landmädchen, erhofft bei jener nicht eine besondere Sexualität, sondern sieht in der Schönheit ihrer Kleider, in ihrer Eleganz eine Botschaft aus einer von ihm gegahnten, glänzenderen Welt.

Die Frau in ihrer motorischen Schwäche hat immer ein allgemeines Bild von Stärke, von Mut und Heldenhaftigkeit, das sie dann in einem Manne verkörpert glaubt. Es wäre ein dummer, ekliger Gedanke zu glauben, die Frau nehme die Energie und Tatkraft des Mannes als Unterpfand einer genitalen Stärke; im Gegenteil, auf dieser Stufe denkt sie nicht daran; auch ihr ist die Manneskraft ein Teilbild einer Welt ohne Schwäche und Feigheit.

Viele Frauen erscheinen dem Unverständigen herbe, ohne Liebesbedürfnisse zu sein, weil sie abweisend sind. Sie sind aber nur solange abwehrend, bis sie die Verwirklichung ihrer hochfliegenden Ideale schon in der äußeren Form und dem Auftreten eines Mannes gefunden haben.

*

4. Die sexuelle Hinneigung ist der unverblümete Wunsch nach dem Genuß der Umarmung. Aber selbst die Sexualität wird beherrscht, auch bei Normalen, durch Vorstellungen allgemeiner Art, und zwar in zwei Vorstellungsrichtungen. Es schimmert entweder die Idee durch: den Partner erobern, Widerstand überwinden, beherrschen, unterliegen machen, oder die weichliche Idee: dem Partner Freude bereiten, ihm also ergeben sein. Beim Manne finden sich beide Vorstellungsrichtungen, auch bei demselben Manne abwechselnd; bei der Frau gewöhnlich nur die letztere. Erstere ist die Anwendung eines starken M auf ein besonderes Vorstellungsgebiet; die zweite Gedankenrichtung ist dem schwach M eigen. Durch die reine, wahre Liebe ist die erste Gesinnung mit ihren Vorstellungen selbst bei stark Motorischen wohl ausgeschlossen. Auch dort, wo Bewunderung der Schönheit der Frau andere Gedanken überwiegt, entsteht die Gesinnung der Ergebenheit.

*

Von gleichen Vorstellungen wie jede normal vorstellende Sexualität sind auch Sadismus und Masochismus getragen. Es wurden ihrer schon gedacht. Vollkommen zu verstehen ist von Normalen keine Abnormität, aber dem Verständnis nahegerückt kann sie werden. Die Gewalt, wie wir schon sagten, dieser Leidenschaften liegt nicht in den Vorstellungen, die mehr oder minder ähnlich auch die Normalen haben, sondern in der zwingenden Motorik, die sich mit den Vorstellungen derart verbindet, daß alle anderen Vorstellungen ausgeschlossen sind, und in dem Umstande, daß diese Vorstellungen, bei Versunkensein der übrigen Welt, stetig kreisen. Der Wahn liegt nicht so sehr im Wähnen, in den phantastischen Bildern, sondern in ihrer beharrlichen Einzigkeit und in der motorischen Impetuosität. Beide abnorme Betätigungen sind dem tiefmächtigen Zustande des Verbrechens, das wir geschildert haben, nahe verwandt.

Hat der Mann die oben hingestellte Idee der Bezwingung, vereint mit wilder Motorik, so gibt sie sich in brutalen Formen und exzessiven Bildern des gewalt-samen Ausbruches der Idee der Stärke.

Ist der Mann weichlich oder bewundernd hingegeben, so wird er alles tun, die Abhängigkeit vom Weibe, die weibliche Überlegenheit, seine Untergebenheit in Bilderformen seiner Knechtschaft, in Vorstellungen seiner Entwürdigung zu bringen. Schon durch seine geheime Vorgeschichte wird er darauf gewiesen, sich als Besiegten zu empfinden und zu geben. Er kann sich daran ergötzen, daß Kinder von einer Frau gezüchtigt werden, denn er bringt sich in die Rolle des Kindes und die Frau in die Rolle der Siegerin.

Hingebung, also leise Verwandtschaft mit Masochismus, liegt eo ipso in der unmotorischen Natur der Frau. Aber gewiß kann auch eine Frau durch aller-hand zufällige Ideen, und wohl bei starkem M, zum Sadismus gebracht werden. Sie kann z. B. auf die Idee kommen: ihr Männer, um welche die Frauen werben sollen, die sich uns auch versagen können, euch will ich mir erobern und unterwerfen.

Zu jenen Phantasien kommen die vielfachen psychisch-logischen Varianten. Der Sadist kann sich freuen, wenn ihm Widerstand geleistet wird, um dann noch größeren Triumph zu haben; der Masochist kann sich vorübergehend als Sieger geben, um dann noch tiefer gestürzt sich als Besiegten zu fühlen. Es ist furchtbar überflüssig, noch weiter auf das Zeug einzugehen.

Wir haben uns mit der Sexualität nur beschäftigt, um darauf hinzuweisen, wie sie – natürlich periphere organische Zustände vorausgesetzt – nicht Trieb, sondern Funktion von J2 ist.

*

Ganz ein Produkt zufälliger Vorstellungen ist auch der „Don Juan“. Was man einen Don Juan nennen will, ist natürlich zum großen Teile eine Sache leerer Nominaldefinition. Es könnte sich auch jeder Schwächling, der in seinem Leben drei simple Mädchen gewonnen hat, als Don Juan vorkommen. Aber wenn man auf den bewährten, allgemein anerkannten Don Juan schaut, so wären gewisse Auffassungen über ihn ausgeschlossen und gewisse notwendig. Ausgeschlossen ist die von vielen süßlichen Gemütern beliebte Deutung, er wolle geliebt werden, er suche rastlos diejenige, die ihn wahrhaft liebt. Wenn dem so wäre, so wäre er ein weichlicher Schwächling, denn Geliebtwerdenwollen ist an sich ein Bedürfnis nach einer Art Lebenshilfe. Weiter wäre er, wenn dem so wäre, wie es den Schwärmern beliebt, ein Schafskopf; denn ein gescheiter Mann wird nicht in aller Welt bei Frauen aller möglichen Eigenschaften un-aufhörlich um Liebe herumsuchen, sondern es würde ihm genügen, wenn er bald Eine findet, die ihm treu anhänglich sein kann. Der „fliegende Holländer“

ist nichts weniger als Don Juan. Weiter wäre er, wenn er so wäre, wie die Schwärmer wollen, auch ein dekadenter, unerträglich eitler Bengel, wie viele gewöhnliche Männer, falls er glauben würde, daß er solche Eigenschaften besitze, die einer einzigartigen, ihm dargebrachten unerhört großen Liebe wert seien. Hingegen: wesentlich für ihn scheint eine körperliche, unversiegbare, immer bereite Potenz und, bei motorischem Eroberungsdrang, ein zufälliges ausgebreitetes Vorstellungsleben, das ihn alle Frauencharaktere verstehen und würdigen läßt, dabei idealisierende Vorstellungen von weiblicher Geistigkeit.

*

Endlich gibt es 5. ein Niveau, das rein genitale, wo sich das Interesse auf die bezüglichen Organe selbst richtet. Die Behandlung dieser Dinge übergeben und überlassen wir vollständig anderen.

*

Alle diese sogenannten Liebesarten kippen ineinander um. Alle Liebesstufen, mit Ausschluß der obersten, sind nur Plateaux für zufälliges Vorstellungsgewimmel, sind Funktionen zufälliger Assoziationen und Sollizitierungen zufälliger Tage und Stunden, ein Gedränge, in das die eigentlichen Charakterfaktoren nach ihrer reizbaren, trägen, starken, schwachen, kreisenden Art eingreifen.

Wenn die belletristischen Schriftsteller einen Rat annehmen wollen, so plagen sie sich nicht mit dunklen Darstellungen angeblich dunkler Dinge, sondern bedienen sich einfach bei Berichten über normale Komplikationen unserer eben angeführten Numerierung – nur 1. sollen sie aus dem Spiele lassen – mit der Angabe, wann diese einzelnen Arten einander zufällig ablösen. Behandeln sie aber von dem Normalen „interessant“ abweichende Figuren, so können sie diese und sich selbst beliebig verrenken und verzerren.

Maximen

Nun wollen wir unter den wenigen Beispielen von Vorstellungs-Distrikten, innerhalb der die Charakterfaktoren sich ergehen, hervorheben, wie das schon längst umrissene Ich höhere Stufen seiner Ausbildung und Einbildung erklimmt. Es bringt es herrlich weit durch seine Festlegung auf Maximen – im weitesten Sinne – und seine Hingabe an Vorstellungsgewohnheiten.

In der Jugend herrscht mehr der Charakter in seiner Deutlichkeit; es dirigieren überwiegend die einfachen Funktionen der Urfaktoren. Hat indes der Mensch schlimme Erfahrungen gemacht, hat er von Regelwerk gehört, wurden

ihm beispielgebende Muster hingestellt, so bilden sich in J2-Reproduktionen die Vorsätze, Ziele für das Handeln und für Gestaltung seiner geistigen Figur – Maximen. So etwa: folge deinen Eltern, füge dich dem Mächtigeren.

Es gibt Maximen, die mit den Urfaktoren gehen, und solche, die gegen die Urfaktorenweise, sie verleugnend, aufgepflanzt werden.

Ist einer sehr aktiv, stark M, wird er sich leicht sagen: wittre nicht überall Gefahren. Hat einer – R und schwach M, will von anderen nichts wissen, gibt also anderen auch ungerne und hat nicht die Kraft, sich viel zu verschaffen, so wird er seinen Besitz ängstlich festhalten – das ist die Anlage zum Geiz. Da wird er nun bald die seine Urfaktoren simpel umschreibende Maxime aufstellen: sei sparsam. Deutlicher müßte er eigentlich sich sagen, sei geizig; nur muß er das übelklingende Wort vermeiden. Hat einer – R und stark M, so wird er für sich zusammenraffen; und so wird er, seinen Urfaktoren gemäß, sich sagen: erwirb mit aller Kraft. Er meint, was er nicht aussprechen darf, sei habgierig. Ein überstarkes M wird sich umfassende Beherrschung weiter Kreise zur Lebensaufgabe machen.

Gegen die Urfaktoren. Hat sich, wie dargestellt, beim abweisenden, bitteren – R, Neid oder gar kreisender Neid gestaltet, so kann er, wenn ihm J2 hilft, diesen leidbereitenden Neid, also gegen seine Natur, bekämpfen wollen. Ein Mensch kann sich sagen, sei vorsichtig bis zur Feigheit, oder sei unerbittlich, stiehl, betrüge, raube, aber er kann sich nicht sagen wollen: sei neidisch.

*

Zunächst sei die Aufmerksamkeit gelenkt auf Maximen, die, trotzdem sie einen Inhalt zu haben scheinen – wie der lächerliche kategorische Imperativ KANTS – keinen Sinn haben, weil sie jeden beliebigen Sinn haben können.

Die Menschen erwerben sich gewisse, scheinbar leitende Lebensregeln, à la: Mensch ärgere dich nicht. Oder etwa die folgende philosophische Maxime für den Hausgebrauch: wie immer man es treiben möge, der Ausgang ist nicht sicher, also nützt viel Überlegen nichts, und überdies ist alles, was einem passieren mag, ziemlich gleichwertig. Diese Regel ist ganz leer. Denn sie läßt den stark Motorischen, im Hinblick auf sie, sich in alle waghalsigen Unternehmungen stürzen, und erlaubt ebenso dem schwach Motorischen, nichts zu tun und stille zu halten.

Viele Maximen kommen gegen die Urnatur zustande – durch Niederlagen, Unglücksfälle, die das Leben infolge der eigenen Urnatur gebracht hat, oder die man bei anderen gesehen hat und sich zur Warnung dienen läßt. Ein jäh ausbrechendes M kann sich durch Maximen Selbstbeherrschung empfehlen, ein schwächliches M kann sich Vordringen, Elan empfehlen, eine starke sexuelle Potenz kann sich den Rat geben, in der Erotik mehr das Geistige zu würdigen,

ein – R kann sich Freundlichkeit anraten, ein leutseliger Menschenfreund kann sich rücksichtslosen Egoismus oktroyieren wollen, – meist sind diese aus Mißlingen und zugeflogenen Vorstellungen erwachsenen Maximen wirkungslos.

Eine Eigenschaft, die man nicht besitzen möchte, etwa Dauergesprächigkeit, liebt man auch nicht an anderen. Es ergeben sich diesbezüglich Unterschiede bei + R und – R. – R lehnt solche, ihm nicht eigene Eigenschaften auch bei anderen schlankweg ab und wird sich selten zu einer Toleranzmaxime bequemen. Das heitere + R findet in seiner Natur leicht die Toleranzmaxime, erträgt die fremde Eigenheit, nimmt sie aber eigentlich nie ernst, sondern erlaubt nur, daß sie ihm wie ein Schaustück vorgeführt werde.

*

Durch psychische Selbstverständlichkeit bildet sich insbesondere eine Anschauung im J2 aus, die zu einer gewaltigen Maxime werden kann. Von anderen Menschen sieht man fertige Taten, hört Worte, nur in sich selbst – um einmal psychologisch unexakte Ausdrücke summarisch zu gebrauchen – in sich selbst fühlt jeder, denkt jeder, will jeder. So ist jeder doch eigentlich der einzige Vollmensch. Der – R, der andere Menschen überhaupt abstößt und sie wie Menschenschatten oder Dinge nimmt, ist jenem Trug leichter ausgesetzt als der + R, aber auch dieser fällt dem Trug von der eigenen Präponderanz anheim. Er wird eine fast unentfliehbare Gewohnheit und wird zu einer verkappeten Maxime: du bist wer!

Diese Vorstellung von der eigenen Bedeutung kann durch äußere Zufälligkeiten, Erfolge unterstützt werden und – wie wir schon gesehen – zu einer kreisenden Vorstellung werden, die den manischen Egoisten ergibt, verliebt in all sein Tun und Denken. Aber auch ohne dieses Kreisen kommt man fast nie von der Idee der eigenen Überlegenheit los, die mit jener psychischen Selbstverständlichkeit begonnen hat und zu einem beherrschenden Vorstellungsbilde, zu einer Maxime wird.

Von ihr gehalten, fällt es dann leicht, die Dimensionen der anderen zu ihren Ungunsten abzuschätzen. Hat einer eine Idee, die der eines anderen ähnlich ist, so ist des anderen Idee wenig wert, und das Wertvolle ist gerade das Stückchen, um das sich die eigene Idee von der fremden unterscheidet. Der „Redner“ ist immer von sich begeistert, von seiner Wichtigkeit überzeugt; so auch die meisten Schauspieler.

Fast alle kommen erst durch empfindliche Niederlagen dazu, ihre große Meinung von sich zu dämpfen. Es erfordert viel Vergleichsarbeit unter dem strengen Druck des Mi, um sich selbst auf nichts zu machen, sich zu objektivieren und die anderen Menschen voll zu nehmen, gewissermaßen zu subjektivieren

ren. Das ist dann die wahre Bescheidenheit. Sonst ist Bescheidenheit meist nur eine Befangenheit.

Aber jeng weise, wirklich Bescheid-wissende Bescheidenheit ist selten.

Von der zunächst psychisch-notwendigen Präponderanzvorstellung geht indes aus große Selbstschätzung, Überschätzung, Überhebung, Unbescheidenheit, Anmaßung, lauter Dinge, die hauptsächlich nur in der J2-Bewegung fundiert sind, durch starkes M freilich noch forciert werden.

*

Vielleicht darf man noch beachten, wie aus gefälliger Lustigkeit Überhebung werden kann. Ein lustiges Kind, + R, das bemerkt, wie seine Lustigkeit in Wort und Tat andere ergötzt, kann, bei gutem M, und besonders, wenn sein nachahmendes J ein rechtes Vorbild findet, zum Lustigmacher werden. Wir haben schon von Schauspielern gesprochen, die, um sich selbst aus ihrer Verstimmung zu retten, sich übermütig, meist freilich sarkastisch-lustig geben; aber wären solche nicht in guten Tagen wirklich lustig gewesen, könnten sie sich jetzt nicht lustig zeigen. Jenes lustigmachende Kind bringt sich nun schon gegenüber den anderen zur Geltung, und es kann sich somit bald Überhebung einstellen.

Von demselben Punkt aus können indes ganz andere Figuren-Bildungen ihren Ausgang nehmen. Von verschiedenartigen, reichen Vorstellungen besetzt, kann einer die Stoffe und das Benehmen, womit er die anderen erheitert, niedrig einschätzen und sich selbst also, insofern er ihnen dient, sich für sie zum Hanswurst macht, auch niedrig einschätzen – so kann er dann lustig, ironisch über sich selbst schweben. Er kann aber auch jetzt erst recht vom Hochschätzungsteufel gepackt werden, indem er sich bewundert, daß er, der in sich geschlossen und voll wichtiger Vorstellungen ist, sich zur Unterhaltung anderer herabläßt. Lauter Zufälle der Ideensollizitierungen – nicht im Charakter wurzelnd.

Bauern sind oft herzliche und bescheidene Lustigmacher. In der Gesellschaft führen oft Bescheidene einen kleinen Mimus auf, spielen den Erhabenen, Aggressiven, Begriffstützigen.

Einer, der den Unsinn der Welt humoristisch ansieht, kann seinen wahren Humor auch völlig für sich behalten. Derjenige, der seinen Humor anderen, gewissermaßen schauspielerisch zum besten gibt, zeigt sich in einer Überlegenheit, und er braucht also Weisheit, um nicht in Überhebung zu verfallen.

*

All das war bloß Stelldichein zufälliger Vorstellungen. Nur die Raschheit oder Trägheit, Zähigkeit oder Unbeständigkeit, Fülle oder Armseligkeit, mit der sie reproduziert werden, gehört zum Urcharakter des J2.

Figuren

Wir wollen in äußerster Kürze einige Figuren herausgreifen. Wir wissen, der Leser möchte Namen von prominenten Persönlichkeiten, Beispiele, Anekdoten, die unterhaltend sind, und wahrscheinlich die Figur im falschen Lichte zeigen und möglichst wenig von ihrem Wesen verraten. Biographien sind noch lange kein Mittel zur Erlangung der Einsicht in die Charakterbauten. Wir wollen nur noch einmal zeigen, wie die Erscheinungen, die so leicht und oberflächlich in gewisse Typen gereiht werden, durch ganz verschiedene Urfaktoren zu Wege gebracht werden können, und wie zufälliger und zufällig sollizitierter Vorstellungsstoff, also etwas außerhalb des Charakters Liegendes, die Figuren modelt.

Wieviel verschiedene Arten von Ursachen können hinter dem „Übermütigen“ stecken! Der „Ehelose“ ist gewiß nicht ganz normal, aber kein Typus, denn nicht nur verschiedene äußerliche Gründe, auch ganz verschiedenartige innere Gründe können die Figur geschaffen haben.

*

An eine alte, naheliegende Wahrheit anknüpfend, wollen wir sagen, der Stil zeigt mannigfache Persönlichkeitsfiguren. Er zeigt das äußerlich angeflogene Wissen, meist Halb- und Scheinwissen, das zusammengewirbelte Füllsel des Kopfes. Man erkennt, wie der Mensch sich hingezogen hat, um schön oder witzig zu schreiben. Der schreibende Literat hält sich an eine mißverständene Erlaubnis gehobener Diktion; aber wenn er so reden würde, wie er schreibt, würde man ihn für irrsinnig nehmen. Wie blüht der Unsinn der Metaphern und ihrer Aufeinanderpropfungen! Aber der Stil zeigt noch mehr als das zufällige Akquirierte; er zeigt deutlich die J2-Bewegung, die Reproduktionsart und vertritt, ob die Reaktionsart, R, freundlich oder abweisend ist, ob die Motorik, M, schlaff oder zugreifend, ob die Spähkraft, Mi, gespannt, Vergleich und haltbare Stabilität fördernd oder lässig ist, so daß Verwirrung das Feld behauptet.

Die Urfaktoren stellen sich dar einfachst im Satzbau, je nachdem die Sätze überwiegend nebengeordnet sind, oder adversativ entgegengestellt, oder einräumend konzessiv, oder kausal begründend usw.

*

Die meisten Epiker, deren Darbietungen dem Lesepublikum genügend munden, beschreiben die Ereignisse, schildern die Personen einfach, wenn auch nicht ohne Metaphern, simpel, objektiv, wie ein Kind ein Schaf beschreibt, mehr oder minder im Zeitungsstil, mehr oder minder zutreffend. Die großen Meister erzählen – von ihren Kunstgeheimnissen ist hier nicht zu handeln – viel

treuer und dennoch zieht, aber ohne ein Wort der Reflexion, durch ihre Wunderwerke ihre eigene ergreifende Lebensstimmung. Diese, ihre dichterische Grundstimmung, sei sie ruhige Hinnahme der tragischen Schicksalsgestaltungen, oder Ahnung höherer Leitung, sei sie Idee eines Spieles geheimer Kräfte, oder Trotz gegen das Schicksal, ist nur eine theoretisch, durch zufällige Vorstellungen im J2 erworbene Stellung zum Weltlauf, die aber aus verschiedenen zufällig möglichen, durch der Männer charaktermäßiges Urfaktorenspiel, Spiel der Reaktions-, Motorikarten ihnen ausgewählt wurde.

*

Viele werden den „Philosophen“ für einen „Typus“ halten. Das wäre recht irrig, denn das äußere Gebaren der Philosophen, langweilig bei Auseinandersetzungen zu verharren, ist ungenügend, sie zu charakterisieren. Es gibt die verschiedensten Figuren von Philosophen durch die verschiedensten Ursachen gemodelt. Man darf nicht glauben, daß der Inhalt einer philosophischen Meinung aus dem Charakter des Autors abgeleitet werden kann; eine solche Ansicht führt nur zu Redeb Blüten. Die Theorien selbst vielmehr haben ihre historische und innere sachliche Entwicklung, ihren innerlichen Ausbildungsschwung und ihre innere Tendenz zum Umschwung. Der Anschluß an eine schon bestehende Philosophie geschieht wohl vermöge des Privatgeschmackes.

Das äußere Getue der sogenannten Philosophen, ihr Stil ist schon eher abhängig von ihren Charakterfaktoren. Der eine wird zum Philosophen – von der angeflogenen Bekanntschaft mit dem Stoffe abgesehen – durch matte J2-Bewegung, durch Träumerei; der andere durch schwächliches M, das ihn von der Welt weg, auf seine paar Gedanken hin wendet; oder weil er kreisend in sein eigenes Minimum von Ideen verliebt ist; oder weil seine träge Reproduktion ihm immer dieselben Ansichten aufdrängt. Stark M ist selten bei ihnen. FICHTE hatte es wohl; natürlich hat er daraus nicht die Anregung zur Lehre vom absoluten Ich, Welt-Ich empfangen, diese ist vielmehr durch sachlich-theoretische Ursachen entstanden, aber die unwesentliche, äußere Färbung erhielt die Lehre durch sein eigenes, auf persönliche Expansion gerichtetes „Ich“. Fast alle Philosophen sind ausgezeichnet durch große Höhe und Würde, die sie zur Schau tragen. Solche Eitelkeit wird nur denen fehlen, die durch starke Spähmotorik kritisch gegen ihre Meinungen und gegen sich werden und sich als klein und schwach erkennen gegenüber den bedrohenden Ungetümen der Probleme.

*

Wie merkwürdig ist die Ausbildung der Figuren über die Stärke ihres Grundcharakters hinaus durch die Zufälle der Welt! Die Leute können mit dem stillen, in sich geschlossenen, kopfhängerischen Menschen nicht viel an-

fangen, während man mit dem Beweglichen, in Ernst und Scherz, bei Aufgaben, Plänen, Unternehmungen besser auskommen kann. Durch diese relative Unbrauchbarkeit wird der erstere auf sich zurückgeworfen, wird immer fester in sich verharren, und kann so in seinem Geistesleben reich und machtvoll werden.

Die Leute tratschen gedankenlos über alles, den Zuhörenden ist alles recht. Derjenige aber, der etwas Bedeutendes sagen will, wird lange in Überlegung schweigen, er ist befangen, er paßt nicht zu ihnen, vielleicht auch nicht zu einseitig gerichteten Fachmännern; bald erregt er durch seinen Ernst den Verdacht, mehr sein zu wollen als die anderen. So kann seine innere Entwicklung, durch das Ausbleiben der Aufnahme in verschiedene Kreise, aufgehalten und gebrochen werden.

Derjenige, der irgendwie nicht voll genommen wird, wird unsicher, er wird ängstlich schauen, ob man ihn achtet, er wird Referenzen geben wollen, erwähnen, wie er da und dort geehrt wurde, und wird dadurch seine Position zum Nachteil seiner Figur immer ungünstiger machen.

Derjenige, der sich nicht in einer fest begründeten Glückslage befindet, wie befriedigende Ehe, befriedigender Beruf, der bezieht seine Freuden nur aus zufällig aufblitzenden glücklichen Umständen, lieblichem Aufenthalt, Bekanntschaft mit einer lieben Person; verschwindet das wieder, so ist er über dieses Verhuschen der Lichtblicke viel tiefer und nachhaltiger betrübt als im gleichen Falle die in ihren dauernd-befriedigenden Verhältnissen sicher geborgenen Menschen. Er wird also im allgemeinen wohl wehleidiger werden als die anderen. Natürlich könnten dieser Weichmütigkeit andere Faktoren entgegenwirken.

*

Mancher Literat hat die Anlage zur geistigen Frechheit. Diese wird erzeugt durch schwache Spähkraft, schwach Mi, Fehlen der Selbstkritik und andererseits stark M. So gewinnt er Suada, bringt den Mut auf, Gemeinplätze als Entdeckungen zu geben, für gemeinplätzig Gedanken aufgebauschte Einkleidungen zu wählen, mit großem Mute Forderungen aufzustellen, die ohne ihn schon längst anerkannt waren und nach Kräften von aller Welt erfüllt werden.

Das überwiegende Gros heutiger Schriftsteller ist fleißig, liest kleine populäre Schriftchen über Pantheismus, Renaissance, indische Spekulation, und bringt gar nichts Rechtes zustande. Von überallher gewonnene Schlagworte und daraufhin konstruierte halbe, schiefe Gedanken wimmeln in den literarischen Produkten, an denen philosophische oder dichterische Begabung wenig Anteil haben. Das Unlogische – hier wirds Ereignis. Die meisten sind stramme Egoisten.

Der wahre Dichter darf kein Egoist sein, er muß verloren sein in den Dingen. Bei Überhebung ist keine Lyrik möglich. Ein Egoist ist ohne dichterische Weihe. Der rechte Dichter muß in dem Momente, in dem er in einer reichen Ideenflut untersinkt, innig gerührt sein, aber nicht über sein Geschick, sondern über die Erscheinungen des All, über Frühlingsschönheit, Liebe in der Welt. Es wird eine freudige Rührung sein, vielleicht wie die Genesungsstimmung nach einer Krankheit.

*

Es gibt einen besonderen, lebenslänglichen Egoismus mancher Dichter, der wohl nicht sagt: ich bin bedeutend, der aber doch den Dichter immer nur mit sich beschäftigt sein läßt. Es ist das ein immerhin selbstisches Kreisen, wenn auch in stark erweiterten Kreisen. Es kann vielleicht den Zuschauer berühren wie eine Art Inzucht und Unzucht. Für diesen Egoismus der Beschaulichkeit eines Menschen hat die Welt nur insofern und insoweit Wert, als sie zu seiner vermeintlichen Höherbildung beiträgt. Als Schriftsteller beschreibt er immer sich, sucht sich für die Darstellung seiner Wünsche und Eigenheiten passende Situationen, bringt Gestalten, die wieder seine eigenen Eigenschaften verkörpern. Es ist die leichteste Art der Erfindung; solche ewig mit sich Beschäftigte glauben sich in ihrem sogenannten Schaffen in eine Gattung mit GOETHE stellen zu dürfen.

Um wieviel mächtiger erscheinen jene, die Gestalten schaffen, an denen sie keinen Teil haben – außer allgemeiner Menschlichkeit. Diese Objektiven, die ihnen ferne Charaktere festhalten, die SCHILLER, SHAKESPEARE, DICKENS sind die Starken, Gesunden.

*

Eine Figur, die vielleicht Interesse verdient. Es hat einer + R. ist voll Liebe, aber im J2 sind reproduzierte Ideale dermaßen ausgebildet, daß er trotz + R ein Betragen, das nicht seinem Ideal entspricht, mit Schwäche behaftet ist, peinlich empfindet, auch wenn es bei den von ihm Geliebten erscheint. Er kennt, nicht durch – R, sondern durch seine Ideale abweisend geworden, keine Kompromisse. Nun hätten manche für eine Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit ein feines Ohr, aber durch ihr schwaches M bleiben sie weiter entgegenkommend, konnivent auch gegenüber diesen unwillkommenen Unvollkommenheiten. Jener indes hat ein so starkes M, daß er sich scharf von den ihm nicht Genügenden absondert. Ein solcher will gerade den innigsten Anschluß, aber seine Ideale treten dazwischen, so daß er sich schmerzhaft vom Anschluß losreißt.

Man muß selbst weitere Figurenbildungen erkennen lernen.

*

All das Studium der Person wird ja nur erst dann interessant, wenn man ihre Eigenschaften bis zu den Elementen auflöst. Sonst bleibt die Dutzendware der Beschreibungen. Wenn man nicht bis zu den Urfaktoren vorstößt, ihr Wirken nicht unterscheidet von dem breiten, durch Zufälligkeiten ihnen zugeschobenen Angriffsmaterial, den Vorstellungen, kommt man nicht von der zutage-liegenden Figur zu ihrem Charakter. Dann wird höchstens, in belletristischen Machwerken, für seichte Köpfe ein Durcheinander von Eigenschaften serviert. Dann bleibt man im Anekdotenhaften stecken, im bedeutungslos Zufälligen, im zerbröckelten Mosaik.

Als Beispiel für die Methode: Charakterisierung GOETHE

Es soll die Anwendung der physiologischen Charakterlehre auf die Charakterisierung einer umfangreichen, großen Persönlichkeit durch ein kurz gehaltenes Exempel illustriert werden – eine Kostprobe. GOETHE soll das Opfer sein, soll sich eine Zergliederung in seine Urfaktoren gefallen lassen und den Nachweis, wie in seinem Werke und Wirken diese physiologischen Charakterpotenzen des Hirnsystems einfach bloßliegen. Sie, im Anschluß an den Zufall, die Regenten der Person. Auf den Ohrenschauspiel klangvoller Ausdrücke, wie Intuition, Divination, wird man also verzichten müssen. Daß ein Unterschied besteht zwischen Biographie und Charakteristik, wird man nicht verkennen wollen. Die Aussprüche GOETHE über seinen Charakter, so interessant sie sich geben, sind natürlich unzuverlässig, wie gewöhnlich die Selbstbeurteilungen, und wollen ja auch kaum die Urquellen seines Werdens und Seins aufzeigen. Auf der Darstellung seiner Jugend in „Dichtung und Wahrheit“ stützen wir zunächst unsere Charakteristik, die indes durch sein ganzes späteres Leben ihre Bestätigung findet. Wir können hier nicht einen ganzen „GOETHE“ vollenden; wir möchten nur andeuten, wie man, im Gegensatz zu glänzenden Tiraden-sammlungen und Paraphrasen Goethescher Worte, vorgehen müßte.

*

Wenn man meinen würde, es wäre besser, anstatt unserer Schreiberei einige herrliche Stellen jenes Werkes hier abzudrucken, so stimmen wir bei. Wie entzückend sind schon solche Sätze: meine Mutter konnte alles ertragen, nur nicht die Sorge. Unter den Sentenzen finden sich übrigens genug Selbstverständlichkeiten und die pädagogischen Bemerkungen sind nicht sehr instruktiv. Aber jetzt ist es zu spät, vor der Verwendung seines Werkes zurückzuschrecken. Es gibt andere Selbstbiographien, die für den Psychologen wertvoller und verlässlicher sind. In der Devise: Aus meinem Leben Dichtung und Wahrheit – also

eine halb poetisierende, halb historische Darstellung – zeigt sich, ganz nebenbei gesagt, etwas unerlaubte Selbstgenügsamkeit. Er will hauptsächlich sich mit Reminiszenzen unterhalten und Novellistisches hineinmischen – ein selbstherrlicher Egoismus und die Courage, ihn nicht zu verbergen. Einer genauen Chronologie befließigt er sich nicht. Man muß manchmal erraten, wie alt er zur Zeit irgendeines Vorganges gewesen war. Das ist nicht zu verwundern, es ist auch kein großer Übelstand. Er berichtet nicht einmal deutlich seinen Studiengang. Nach dem Wortlaut im Buche hat er 1759, in seinem zehnten Lebensjahre, Bilder, die auf Bestellung des während einiger Zeit im Hause einquartierten französischen Königsleutnant THORANE gemalt wurden, fachmännisch, präzise kritisiert. Diese Präzision dürfte doch wohl erst späteren Jahren entstammen, aber, wenn auch verschwommen, wird sich sein Urteil auch schon damals in ähnlicher Richtung bewegt haben. Oder er gibt an, er habe sich als Kind über das Herrliche und Erhebende seiner Vaterstadt durch politische Gleichheit erfreut. Nun, gar groß kann die Freude nicht gewesen sein. Im allgemeinen ist es sicher, wenn Jugenderlebnisse, Jugendmeinungen in späterer Erzählung auch etwas zu bedeutsam genommen werden, können sie doch, da man sich im höheren Alter noch ihrer erinnert, zu ihrer Zeit nicht ganz empfindungslos geblieben sein.

*

Die Leute, die in Schwärmerei und mit Rhetorik darauf ausgehen, eine sogenannte Entwicklung eines Menschen zu zeichnen, benützen dazu meist Vorgänge, die unterschiedslos bei allen Arten von Kindern übereinstimmend erscheinen, wie Kinderpossen, Neugierde, Schauer vor abgelegenen Winkeln des Hauses, Angst vor Unbekanntem, geheimen Stolz, Stolz auf Familie, Zeichnen, Basteln, Zweifel und Kritik an der biblischen Geschichte. Auch erhebt sich fast in allen über Geburt nachdenkenden Kindern, durch hingeworfene Worte oder Sticheleien angeregt, die eigentlich ganz vernünftige Frage, ob sie tatsächlich von ihren jetzigen Eltern oder von höherer Seite herkommen. Solches Zeug ist recht unterhaltend, aber zur Charakterisierung untauglich.

*

Wie steht es also mit der reaktiven Sensitivität, dem R? Im mächtigen Reiche der intellektuellen Laien wird man natürlich glauben, unser Mann werde wohl in Freud und Leid die stärkste allgemeine Erregbarkeit besitzen. Dem ist in Wahrheit nicht so. Bei Würdigung aller Geschehnisse ergibt sich: er hat dominierend mittelmäßige starke, freudige Reaktion, mittelmäßig + R, durchsetzt von häufiger stark leidender Reaktion, stark – R; besonders stark ist das + R nur in Beziehung zu dem reproduzierenden J2.

Er ist nichts weniger als ein fröhlicher, allgemein lebhaft empfindender, allgemein warmer Bursche. Nebenbei: aus dem Briefwechsel mit SCHILLER kann man an dem Anteil SCHILLERS lernen, was Wärme, und an seinem Anteil, was Kälte ist.

*

Wir müssen uns aber beeilen, die Bedenken gegen unsere Behauptung eines mittelmäßigen R hinwegzuräumen, die aus seiner Lyrik gewonnen werden wollen. Von den rokokomäßig tändelnden Gedichten ist zu schweigen. Natürlich lebten in ihm alle möglichen Gefühle, und die große Schönheit seiner Darstellungen – wir denken momentan an den Geistergesang am Beginne des zweiten Teiles Faust – liegt darin, daß er den ganzen Umkreis aller Gefühlsbeziehungen einer äußeren und inneren Situation durch die treffendsten, also fesselnden Begriffe und Worte darstellt. Aber, die Gedichte zeigen in ihrer großen Mehrheit durchaus nicht das weiche Dichtergemüt, das in den Strudel der Gefühle hinabgerissen wird, verträumt auftaucht und in seligen Melodien aufseufzt, wie ein NOVALIS, EICHENDORFF, LENAU. In ihm ist nichts von Glut oder Wildheit. Das Gedicht an den Mond – vielleicht eines der schönsten der Weltliteratur – ist doch, trotz der miserablen Deklamatoren und Kommentatoren, nichts anders als, mit stimmungsvoller Ausnützung von Mond und Fluß, ein Rückblick auf die Vergangenheit und Vorsatz für die Zukunft, lediglich stimmungsvollste Reflexion und Programm. Er hat überall eine wunderbare, aber geruhsame, man dürfte sagen regulatorische Gefühls-Komplexität.

*

Es sei uns zunächst eine kurze allgemeine Charakteristik seines R gestattet, die erst später und bei Betrachtung seiner Reproduktionsart, des J, die rechte Formung erhalten wird. Vorerst aber noch eine Erinnerung bezüglich des R, der Gesamterregung. Wir wissen, daß R stark und schwach sein kann, – R, wenn es aufgestört, leidend, abweisend in einem allzeit oder vorübergehend ruhebedürftigen Gehirn spielt, und + R, wenn es zugreifend, freudig ist. Es ist ferner zu unterscheiden eine allgemeine Erregbarkeit auf fast alle Eindrücke und eine spezialisierte, die nur von Einer Art Vorstellungsreproduktion in starken Gang gebracht wird. Das allgemeine R erfolgt auf jedes Erlebnis, in allen Angelegenheiten, persönlichen Verhältnissen, praktischen Aufgaben, wie immer das Gehirn berührt wird; das spezialisierte R erfolgt hauptsächlich auf Eine Funktionskombination hin.

GOETHE nun hat nicht ein herrschendes – R; aber er hat häufig – R; natürlich ist gemeint dort, wo ein anderer kein – R hätte. Und er hat kein allgemein starkes + R; er hat vielmehr ein + R, das nur dann stark wird, wenn es von einem reinen J2-Verlauf, Reproduktionsverlauf in Gang gesetzt wird, d. h.

von dem unter J2 bald zu sprechen sein wird: er ist auch ihr gegenüber mit Freude lehrhaft.

Das arme Mädchen hatte Umgang mit Burschen, die des Umgangs mit GOETHE und Grete nicht würdig waren und sie ausgenützt hatten. Die Burschen waren in dem Verdacht inkorrektcr Unternehmungen zum Schaden von Frankfurter Bürgern gekommen, und auch die beiden Guten schienen, aber ganz irri-gerweise, in diese Affäre verwickelt. Nachdem er sich in der privaten Untersuchung von Schuld und Verdacht rein gewaschen hatte, war er über die Gefahr, in der seine Genossen, hauptsächlich über die Gefahr, in der Gretchen schwebte, ganz verzweifelt. Er erklärte, wenn da nicht Rettung käme, würde er sich ein Leid antun. Er wollte nicht aus seinem Zimmer, bevor er nicht wisse, wie der Handel ausgegangen sei. Er schloß sich ein, es kam zum Rasen, er warf sich auf den Boden. Das ist alles hysterischer Zustand in der Pubertätszeit, trotz der ehrlichen, ritterlichen Empfindung, die sich da geltend gemacht. Er fiel sogar in Krankheit. Solche seltene Eruptionen in exzessiven Fällen sind durchaus kein Zeichen für ein starkes R, sondern sie treten, wie der einmalige Jähzorn, bei schwach motorischen, bei gewöhnlich und anhaltend schwach Empfindenden und schwach Erregbaren auf. Aus etwas späterer Schilderung ist zu entnehmen, daß der Krankheit eine ziemliche Hypochondrie und Ungebändigkeit folgte.

Wir haben schon einmal gesagt, aus jugendlichem Ulk und Mitmachen eines allgemeinen Übermutes darf man nicht schließen, daß einem nicht die Anlage zum Philister tief innewohnt. Und ebenso darf man nicht schließen, daß aus Liebesaffären entstandene Verwirrungen eine dauernde und allgemeine große Erregbarkeit beweisen.

*

Wir haben schon hervorgehoben, wie mißlich es ist, das Charakterstudium durch die problematische Idee der Vererbungen zu verwirren. Es handelt sich darum, den Charakter zu erfassen und zu ergründen, ohne die Sache durch ein Hinschielen auf die Ahnenreihe zu trüben. Da in der Ahnenreihe alle möglichen Eigenschaften vorhanden sind, bleiben solche Vererbungsvermutungen ganz unfruchtbar. So kämen wir der eigentlichen Feststellung von GOETHES Erregbarkeit nicht näher, wenn wir sagen, es setzt sich in dem eben geschilderten exaltierten und doch nicht grundstarken Gehaben eine Eigenschaft des Vaters fort. Dieser war wohl auch meist still in sich gesammelt, aber, wenn ihm einmal eine Sache doch sehr nahegeht, etwa beim Siege der Franzosen über FERDINAND VON BRAUNSCHWEIG, dann wird er – so gegen THORANE – aufgeregt und aufbrausend. Wir werden bald sehen, wie GOETHE in seiner wichtigsten Ureigenschaft durch den Vater gekräftigt wird, aber rein durch Imitation.

*

Solche gewaltsame Exaltation tritt ja auch auf in einer späteren Liebe, die durch „Werthers Leiden“ repräsentiert wird. Selbstmordgedanken, wenn auch nicht recht ernst zu nehmen, kommen doch aus – R. Solche Verzweiflungsausbrüche kommen aus dem körperlichen System, sind mindestens verwandt mit Hysterie, aber sie beweisen nicht die Innigkeit des Gefühls, nicht die Stärke der Dauerbewegung, beweisen nicht die allzeit tiefe dauernde Hingabe in Liebe. Seine Ehe war schließlich eine Nützlichkeits- und Opportunität. Alle seine Liebesbeziehungen sind, wenn auch seine dazugehörigen Briefe ungleich schöner sind als die anderer Verliebter, den erotisch-minderwertigen Verhältnissen recht verwandt. Sie sind den Dutzendverhältnissen nicht sehr unähnlich und nur dadurch vor tausenden uninteressanten Verhältnissen anderer ausgezeichnet, daß ein Goethescher Geist bei solchen Gelegenheiten zu schönen Gedichten und anderen Enuntiationen angeregt wurde. Auch durch die Wärme seiner Briefe an Frau VON STEIN darf man nicht an der Meinung irre werden, daß es sich in dieser Beziehung um eine auch der seichteren Jugend gewöhnliche erotisch-sexuelle Schwärmerei handelte.

Höchst fatal ist es, daß er in seiner Beziehung zu „Ännchen“, weil etwas wenig Mannigfaltigkeit in das Verhältnis kam, von der Sucht befallen wurde, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit des Mädchens durch willkürliche und tyrannische Grillen zu beherrschen. Ein „Moderner“ mag vielleicht darin gleich Spuren eines Sadismus erblicken. GOETHE aber irrt sich, wenn er glaubt, daß gemeinlich viele von einer solchen Quälsucht befallen werden. Das ganze Verhalten zeigt den Mangel einer geraden, starken Empfindung. „Ännchen“ dachte und empfand aber ganz gesund und frisch und – milde ausgesprochen – gab ihn auf. Hierauf wieder körperliche Exaltationen wie bei Gretchens Verlust, aus welchem er sogar körperliches Übelbefinden der folgenden Jahre ableiten will.

Weder in der Praxis noch in der Poesie ist eine gesunde, dauernde Glut und eine mächtige psychische Aufwallung, die eben seinem R fehlt. Die Periode der herrlichen „Trilogie der Leidenschaft“ ist beherrscht von dem Zustand des Alters, den quälenden Ideen des Abschieds von der Welt und der Sehnsucht nach einem letzten Genusse. Er muß bis in die höheren Jahre zu Frauen hinüberschielen, was ein Gegensatz zu tiefer, lauterer Liebe ist, was teilweise auf Eitelkeit basiert ist und teilweise auf einer ästhetischen, künstlerischen Einstellung zu den Frauen beruht. Solch süßliches Verliebtsein ist kein Beweis für Liebeskraft und kein Beweis für starke Erregbarkeit, stark R, das sich in seiner Durchschlagskraft in jeder Beziehung, an allen Orten, zu allen Zeiten zeigen müßte.

*

Überall wird man durch ein nicht hervorragend starkes + R hindurch sein – R zutage treten sehen, seine Grillenhaftigkeit, Geheimtuererei, Ungebärdigkeit, ein abweisendes, in sich zurückstrebendes – R.

Er hat, und das hängt auch mit dem bald zu betrachtenden schwach M zusammen, in der Jugend nicht getollt, wie die „Genialischen“; er hat nur sich und andere geistreich unterhalten. Ihm fehlt die selbstverlorene, aber noch lebensgesunde Melancholie und die stürmende Unruhe. Er hat eine gewisse seelische Urruhebedürftigkeit, die Wurzel seines Verweilens bei der klassischen Kunst. Er hatte, solange er gesund war, keine rechte Entrüstung, keinen Zornstoß. Er stand jung vor dem seltsamen Straßburger Münster, und da zeigt sich wieder die starke Beigabe von – R, und er fürchtet sich vor dem gotischen barbarischen Ungeheuer. Aber – und da zeigt sich eine erst später zu betrachtende Ureigenschaft – er bemüht sich brav, die Abmessungen des Domes zu erlernen. Er spürt viel von dem Charakter der Gotik, aber es fehlt das starke + R, die Urliche; so fühlt er das Geheimnis nicht recht und ging fort und blieb bei dem, was er im Vaterhause und in Galerien gelernt hatte, bei dem einfachen, schönen, leicht übersichtlichen griechischen Tempel. Er hat von seinem – R ein häufiges, tiefes Ruhebedürfnis, d. h. eine Abwehr von Eindrücken, die gegen die schon festsitzenden gekehrt sind. Dieses – R-Ruhebedürfnis läßt ihn frühzeitig wie später alles, was Aufregung, Sturm, Überschwang, Romantik verrät, abweisen, und im Klassischen verharren. Wildheit wird selbst im Faust bis zur Vernünftigkeit hinab abgeräumt.

Er ist aus – R, womit eben leicht kreisende Beschäftigung mit sich zusammenhängt, kontinuierlich Tagebücher führender Pedant.

*

Ähnlich gemäßigt, wie mit der Erregung, steht es mit der Motorik, dem M. Sowie sein R nicht stark und dauernd lebhaft ist – außer, wie wir noch einmal sehen werden, bei Dingen des Wissens – so ist auch das M nicht kräftig, außer bezüglich des Sprechens, der Mitteilbarkeit.

Er war beim Reiten ursprünglich unzweifelhaft ungeschickt, beim Fechten kaum minder. Und sollte er wirklich, wie er angibt, in späteren Jahren beim Reiten doch gelegentlich verwegen – nämlich nach seiner Auffassung – gewesen sein, so ist so etwas bei vorgeschrittener Geistesausbildung Sache eines gewissen Mithaltens und eines gewissen Zwanges durch zufällig erworbene Maximen. Als er mit jungen Leuten, die in Frankfurt schon frühzeitig recht selbständig gewesen sein müssen, an Trinkabenden zusammenkam, später hauptsächlich weil Gretchen in diesem Kreise war, führte das seinerseits nicht zu flotten Unternehmungen, sondern er fügte sich drein, weil man ihm die Freude

gemacht hatte, ihn zur Verfertigung von Gelegenheitsgedichten einzuspannen und weil er dort über verschiedene Themen lange Exkurse halten konnte.

*

Und was für seine Geistestätigkeit so wichtig ist, er hatte auch kein mächtiges Mi. Das Mi, die vom Fixieren stammende Anspannung, unter deren Regime die Vorstellungen an bewährten gemessen werden, verglichen, gegen Einwände gefestigt, in systematischen Konnex gebracht werden, was Kritik genannt wird, ist bei GOETHE mittelmäßig. Schon das Jugendmärchen zeigt keine rechte Bindung und keine Pointe. Man denke an das, was gelegentlich der Erwähnung der „Stella“ von uns gesagt wurde. Er hatte nicht den eigentlichen Scharfsinn. Er hatte viel zu viel Willkür. Seine Idee der Pflanzengestaltung aus dem Blatte, die keine sehr fernliegende ist, war eine Sache träumerischen Hinblickens, etwa auf eine Knospe, ein Einfall, den er auch ganz unausgeführt ließ. Es ist eigentlich beschämend, wie er NEWTONS Lehre und Forschungsart nicht verstand und von dilettantischer Subjektivität geleitet und verleitet blieb. Ein Mensch mit starkem Mi würde nicht über die philosophischen Gegenstände. Gott, Seele, All, wie es bei GOETHE doch der Fall ist, die verschiedensten, unvereinbaren Ansichten gehegt haben. Er hat nie spitze, schlagende Argumentationen geliefert, wie LESSING, HERDER und andere Dichter. Daß er mit gewissen Philosophen, wie die von KANT und FICHTE, nichts anzufangen wußte, sie ablehnte, kann man als gesunde Freiheit von metaphysischer Verstiegtheit und Hingabe an sinnliche Wirklichkeit halten. Aber auch die Philosophen, an die er rührte, etwa SPINOZA – dessen Verwerfung der Reue ihm gefiel – oder LEIBNIZ, hat er nicht ergriffen, in keinerlei Prägnanz, und sie nur in laienhafter Verwässerung verstanden. Von allen Philosophien, außer der Erkenntniskritik, klingen Momente bei ihm an, ohne daß sich irgendeine eigenartige Harmonie ergeben hätte. Alles Beliebige läßt sich, aber immer nur halb aus seiner Meditation heraushören. Schlecht Mi! Alle Grenzen verwischt, ohne daß eine neue Form zutage tritt. Unter seinen Worten kann diverser Sinn stecken. Alles in alles eingehüllt.

Man denke an den phantastischen, richtiger gesagt, an Phantasie überreichen JEAN PAUL, der die schärfste Mi-Spannung hatte, der immer die philosophischen Beweise strikt führte, und FICHTE etwa. GOETHE hingegen philosophierte dilettantisch verwaschen herum, in Geringfügigkeiten.

Wie simpel, bloß theatermäßig, inexakt und wenig durchdacht ist selbst seine Auffassung vom „Hamlet“, dem er für dessen Aufgabe zu schwache Schultern zumutet, wo doch ein Herkules sich nicht zu helfen wüßte, wenn er auf einen Verdacht hin nicht nur Einen Mörder, sondern auch noch die eigene Mutter vernichten müßte.

*

Er fügte sich dem durch juristische Studienanleitungen unterstützten Diktate seines Vaters, Jurisprudenz zu studieren mit der unausgesprochenen, geheim gehaltenen Absicht, sich von ihr zu alten Sprachen, Geschichte abzuwenden. Zu erwägen, ob diese Unehrllichkeit oder Inprietät ihm Ehre mache oder nicht, liegt uns himmelweit fern. Aber sie ist charakteristisch für seine Natur, die ohne stark R und ohne stark M, ohne leidenschaftliche und energische Auflehnung, auf Klugheit gestellt ist.

All sein M dient seiner geistigen Lernregsamkeit.

*

Reproduktionsmodus, J2! Nach Spuren und Monumenten seiner großartigen Ideenkombination braucht man nicht lange zu suchen; aber es gilt, seine Spezialität herauszuarbeiten. Bei der Funktion der Sinnesfelder in der Reproduktion sehen wir ihn früh in seinem Glanze. Da lebt Beobachtung, da drängt sich Vorstellung zu Vorstellung und, da diese Assoziations- und Reproduktionsfunktion mit Freude verbunden ist und seine Gesundheit bildet, so entsteht Wißbegier, Lernlust und Nachahmung alles Gehörten und Erlernten. Bevor wir die Art seiner Intellektualität betrachten, möge ein Fall aufgeführt werden, in welchem, wie in einem Brennpunkte, einige Strahlen seines geistigen Wesens zusammenlaufen. Mit beiläufig elf Jahren erdichtet er sich, um die Sprachen Latein, Französisch, Englisch, Italienisch etc. zu üben, eine Korrespondenz zwischen sechs oder sieben Geschwistern aus verschiedenen Ländern. Beim Lernen wird er erst lustig; so führt er auch einen korrespondierenden Bruder ein, der im Judendeutsch schreibt. Dazu orientiert er sich über die Geographie der Länder, wohin er die Geschwister versetzt hat.

Ein starkes R, eine starke Erregung gibt es für ihn hauptsächlich bei den J2-Funktionen, die auf Sammeln der gegebenen Wirklichkeit und angrenzender Vorstellungen gehen, also auf das ganze Miniaturengenetriebe, das man direktes Wissen nennt. Und auch sein M geht nicht, wie es bei starkem M der Fall wäre, auf den allgemeinen Bewegungsdrang, wie er sich in allen Lebensgeschäften, schwierigen Leistungen, Unternehmungen, Kämpfen ausgibt, sondern sein M geht besonders auf Reden, natürlich im Zusammenhang mit seiner speziellen Erregung durch den Wunsch allseitigen Wissens. Sein Geist stellt gewissermaßen einen flächenreichen Wissenskörper dar, aber, damit man nicht glaube, daß damit schon die Komplettheit eines Geistes gegeben ist: GOETHE'S Stärke ist nicht die feste Konzentration und ist nicht die freie Phantasie. Für diese Skizze rasch einige Beweise.

*

Das reiche Geistesleben seines Vaterhauses bot ihm kontinuierliche Gelegenheit zu lernen, welche Gelegenheit natürlich bei einem anderen Kinde, das

nicht seine große Aufnahms-, Reproduktions- und Assoziationsbewegung hätte, vollkommen unwirksam geblieben wäre. Mit zehn Jahren ging er täglich ins französische Theater. Gegen das vierzehnte Jahr ließ ihn sein Vater schon durch Katechismen in die Jurisprudenz Einblick nehmen. Frankfurts Altertümer, Gebäude, historische Persönlichkeiten lernte er, unterstützt durch Vaters Bücher und Schriften, gründlichst kennen. Die Religionsunterschiede werden ernst besprochen. Er liest so viel für sich, aber an Winterabenden wird noch im Familienkreise vorgelesen, z. B. Geschichte der Päpste. Er erlernt Gartengeschäfte. Sein Vater sendet ihn zu den Handwerkern, sie zur Ablieferung von Arbeiten zu ermahnen, und so erlernt er, gemäß seinem Wissensdrang – nicht etwa ein Handwerk so nebenbei, wie es ein stark M getan hätte, sondern – ihre Beschäftigung und Lebensart würdigen. Er lernt Kunstgegenstände erkennen, unterscheiden, klassifizieren, wenn ihn der Vater zu einem von ihm beschäftigten Juwelier schickt. Über die Prinzipien der Kunst meditiert ihm der Maler JUNCKER etwas vor. Häufig werden Schauspiele aufgeführt. Dieser prächtige Vater, dessen Kopie er zum Teil ist, ob durch Vererbung sei dahingestellt, jedenfalls durch Imitation – hält ihn zur leicht geübten Ausdauer an; keine Arbeit darf unvollendet bleiben. Vor der erwarteten Krönung Josephs zum König nimmt er mit ihm die Wahl- und Krönungsdiarien (Tagesprogramme) der beiden letzten Krönungen und der letzten Wahlkapitulationen durch; über das, was er dann zur Zeit der Wahl auf der Straße an zeremoniellen Besuchen und anderen Vorgängen sah, mußte er – wie gern tat er das! – kleine Aufsätze anfertigen.

Er wird heimisch gemacht in den Malerateliers, durfte sogar dreinreden. gab den Malern seine Ideen zur Konzeption an. Wahrscheinlich waren seine Bemerkungen bezüglich der Sujets sehr klug. Aber wie untalentierte für die Malkunst muß er gewesen sein, wenn nach dieser frühzeitigen Versiertheit in der Kunst, nach Unterricht bei Zeichenmeistern und nach späterer Arbeit bei OESER, seine nichtigen, wertlosen, kahlen Zeichnungen herauskamen. Er war genau das Gegenteil einer Künstlernatur. Immer zu viel auf den Gegenstand gerichtet, ohne das feurige R, war er nicht durch das wunderbare Variationsspiel der Linien und Farben ergriffen, sondern auch hier immer Beziehungen erlernend. Auch zum Klavierspielen hatte er, wie man wohl aus den Erwähnungen entnehmen darf, nicht viel Lust und wohl auch kein Talent.

Mit welcher Gier ergreift er aber all diesen Lernstoff. Und was er gelernt hat, lehrt er bald. Oberflächliche Beurteiler haben ihn sicher damals frühreif und altklug genannt. Er gibt sich mit zirka zehn Jahren, etwa gelegentlich eines Bühnenauftrittes, nicht dem Eindrucke lustig hin, sondern hat schon, wohl nach

Vaters Art, seine Reflexionen bei der Hand. Er hält den Knaben, wenn sie ihn necken, Vorlesungen und sagt ihnen, daß das Leben hübsch sei, daß man Gott, vor welchem alle gleich seien, alles zu verdanken habe. Mit dem zehnten Jahre liest er über die dramatischen Einheiten und denkt über diese Theorie nach. Ebenso über die unvollkommene Gerechtigkeit der Welt.

Er hatte von Kindheit an die meisten Bände der Dichtungen, die sein Vater besaß, durchgelesen und viel freiwillig memoriert. So lernt er sofort auch die auffallendsten Stellen von KLOPSTOCKS *Messiade* auswendig. Er ist als Bübchen schon voll Kenntnissen, in der biblischen und profanen Geschichte wohl beschlagen. Er hatte mit zirka zehn Jahren Stücke von TERENCE gelesen, OVIDS *Metamorphosen*, kennt sonst viele Dramen und Romane; RACINE und MOLIÈRE arbeitet er ganz durch, CORNEILLE zum großen Teil. Er macht architektonische Risse, er interessiert sich für Städteverfassungen.

Und zu seinem beständigen Lerneifer und Höreifer gesellt sich, wie das schon die Memorierlust beweist, Sprechmotorik, Redelust und Redegewandtheit. Auch ihm wenig verständliche französische Verse lernt er auswendig. Durch Erlauschen im Theater und sonst wo bemächtigt er sich in kurzem der französischen Sprache. Dieses alles im-Kopf-behalten-wollen ist seine durch fortwährende J2-Tätigkeit aufgerührte Spezialregung, sein Spezial-R. Er rezitiert auch Predigten, die er gehört; er lernt, ganz jung, mit Gier nicht nur den Anfang der fünf Bücher MOSES, Stellen der Aeneide, der *Metamorphosen* auswendig, sondern auch ein Gesetz, die Goldene Bulle KARL IV., die man ihm erklärt hatte.

Verkehrt er mit Gleichaltrigen, so geht er immer daran, ihren geistigen Arbeiten nachzueifern; während die meisten Kinder nicht viel Bedürfnis nach Umgang mit älteren Leuten haben, steckt er viel bei solchen, um zu lernen, und diese hatten natürlich an seiner Lernbegierde Freude und befriedigten sie.

*

All dies Lernen, Memorieren, freudiges Wiederholen muß zur Imitation führen, als jener Tätigkeit physiologische Fortsetzung. Wenn einer mit sieben Jahren schon gern Gedichte abschreibt, wird er natürlich bald auch welche machen. Gehen Kinder oft ins Theater, so werden sie zu kopierenden dramatischen Versuchen angeregt. Wieviel leistete er schon in früher Jugend an Gedichten und Projekten zu Dichtungen, ungereimten und gereimten geistigen Oden, Texten für Kirchenmusik! Er erzählt Märchen, und ein Märchen, das er seinen Gespielen oft wiederholen mußte, bringt er in Dichtung und Wahrheit – aber doch wohl in einer schöneren Form, als es damals gehabt haben dürfte. Es enthält natürliche Motive aus seinem kindlichen Leben, aus seinen Neigungen und aus Reminiszenzen von Erzählungen; aber hervorzuheben ist, daß es, bei

seiner Farbigkeit, schon den Fehler seines geringen Mi zeigt, den etwas niederen Grad seiner Umfassungs-, Konzentrations- und Spähkraft; es hat keinen rechten Schluß und keine Spitze. Im elften oder zwölften Jahre lebt er im Alten Testamente, versenkt sich in die Familienauftritte der Patriarchen, will, KLOPSTOCK und ELIAS SCHLEGELS Schilderungen nachahmend, die Geschichte JOSEPHS, des Sohnes JAKOBS, poetisch oder prosaisch eingehend ausmalen. Er ist voll reproduktiver Energie, und jedes geistige Operat reizt ihn zur Nachahmung. Und so ist es geblieben; er hat Franzosen, Engländer, Griechen nachgeahmt und – man darf das Wort nicht scheuen – er hat nichts frei erfunden.

*

Seine Liebesneigung zu Gretchen nimmt auch eine etwas didaktische Wendung; er ist eifrig dabei, ihr alles zu erklären und ihr Vorlesungen zu halten; er ist mit vierzehn Jahren, und schon früher, gründlich und lehrhaft. Er ist redselig, und seine Motorik liegt im sprudelnden Sprechen. Wenn in den Wahl- und Krönungstagen ein Zug an ihm vorüberging, beschreibt er ihn gleich bei sich selbst mit Worten, wie er sie bei Gretchen gebrauchen wird – Liebe und Genauigkeitssinn und Rekapitulationsdrang. Das Bild eines akkuraten, vollendeten Theoretikers. Und so ist er geblieben; auch in den Gefühlsdarstellungen, als der Domäne des Dichters, vollendet theoretisch. Mit diesem Streben nach erschöpfender, additiver Schilderung ist noch nicht die Fähigkeit widerspruchsloser Gesamtumspannung bei Mi verbunden. Wenn der Krönungszug in seiner ungeheuren Pracht vorüberzieht, wünscht er eine Zauberformel, um die Erscheinung einen Augenblick zu fesseln. Das ist der ewige Traum GOETHES, deskriptiv festhalten zu wollen.

*

Er sagt, vom Vater habe er die Statur, des Lebens ernstes Führen; von seinem Schwernehmen und der Neigung zum Unmut dürfte er auch einiges haben; aber er hätte auch sagen können, vom Vater habe er seine geistige und dichterische Manier: Lernen, Festhalten, Wiederholen, die treffendste psychische Statistik liefern, lebenslängliche Genauigkeit und Pedanterie. Der Vater belehrt fortwährend, läßt lernen, erläutert jede Erscheinung, er gibt ein Bild der Ordnung, des Fleißes, der Stetigkeit, die er streng auch vom Kinde verlangt. Und der Knabe hat das J2 in sich, das Zeug, alles zu merken und nachzuahmen. Er sieht seinen Vater lange Reiseschilderungen emsig für sich niederschreiben. Er sieht seine eifrige, geduldige Sammlertätigkeit und wird vom Vater frühzeitig zu Auktionen geschickt, die Sammlung zu vermehren. Der Vater hatte viel dilettantisches Treiben, er betrieb zum Beispiel Seiden-

zucht; und auch solches Treiben blieb dem Sohne haften. Es gab in Frankfurt viele Männer, die sich, wie sein Vater, auf sich zurückzogen und durch Studien und Liebhabereien eine eigene abgeschlossene Existenz bildeten; und diese suchte der Knabe auf, und sie wirkten auf ihn in gleicher Richtung wie sein Vater. Ein ebenso denkfroher Knabe wie GOETHE hätte sich ohne die Zucht des Vaters ganz anders entwickelt und wäre vielleicht ein Dichter in Zerstretheit, Zerfahrenheit, fesselloser Romantik geworden. Er hatte die eigene Natur, sich dem Vater zu assimilieren. Ihn beherrschte des Vaters Ordnungssinn. Man soll uns nur recht verstehen: in seinen Dichtungen steckt ein süßer, wehevoller Kanzleidiener. Als Kind revidiert er schon, in seinem elften oder zwölften Jahre, das früher von ihm Gedichtete, Konzipierte und bringt es in Ordnung. Göttliche Pedanterie des Vaters. Und so bleibt GOETHE sein Leben lang und schreibt, registriert, breitet Empfindungen aus, führt Buch, sammelt Sentenzen, notiert alle Vorgänge – und wenn ein SHAKESPEARE das hätte machen müssen, so wäre er vermutlich irrsinnig geworden.

*

Es sei noch gestattet, zur Bloßlegung seiner Urfaktoren in etwas freierer Weise auf die Art seines Vorstellungstriebes hinzuweisen. Wir erinnern nochmals daran, daß es nicht angeht, aus den Taten und Schriften eines Zwanzigjährigen das Urwesen eines Menschen zu beurteilen. Denn um diese Zeit haben alle Sturm und Drang, große Sensitivität, Sentimentalität und Übermut, was alles verpufft, wenn es nicht wurzelhaft war. Und so ist bei ihm das alles verpufft, denn es war nicht seine Grundnatur. Bei anderen ging das alles auch nachher in der Zeit der Vollreife nicht verloren. Man muß seine Spezialität von Grund aus erfassen, aber nicht bei allgemeinen Anbetungshymnen vergessen, was ihm gefehlt hat. Man darf nicht die Schleusen des Redeschwalles öffnen, den „Olympier“ ausspielen, oder sich nach dem orientieren, was die Besucher in Weimar oder unbedeutende Leute über ihn zum besten gegeben haben.

Wir wollen ihn zunächst an seinem Stile messen. Schon früher haben wir Wesentliches über den Stil gesagt. Der GOETHE zeigt in jeder Mitteilung eine Allseitigkeit, ein reelles Darstellen der ganzen Situation, das für den Leser etwas Stärkendes hat. Ein kleines Beispiel. Wir gewöhnliche Nullen würden etwa sagen: damals machten sich zu Neujahr die Bekannten Gratulationsbesuche. Die moderne aufgeblasene Null, der Verschleißer billiger Witze, würde etwas vom alten zeremoniellen, bezopften Bürger faseln. GOETHE sagt: der Neujahrstag war zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von persönlichen Glückwünschen für die Stadt sehr belebend. Welche Malerei in „Umlauf“, welche Deutlichkeit in „stadtbelebend“, in der größten Kürze die Darstellung aller Elemente einer Angelegenheit. Er hat immer Ausdrücke der Komplettierung

bereit, wie, er hielt sich in „unwirksamer“ Entfernung, „trockene“ Galanterie usw. usw. Der Saft seiner Schildereien ist die konkrete oder begriffliche Vollständigkeit. Er hat nie Ungeduld, Zusammenziehungsbedürfnis, Kürzungsbedürfnis, wie die Geister der konzentrierten Abstraktion. Aber bei dieser ruhigen, klaren Sachlichkeit hat sein Stil – außer in der vorübergehenden Periode der physischen Nervosität – niemals starkes R, nie ein starkes M, die die Vorstellungen aufwühlen würden. Ihm fehlt das geniale, auch zutreffende Brillante, der seltsame Einfall. Wir sagten schon, es fehle dem Stil die Durchpulsung durch ein fesselndes, umstrickendes Weltgefühl. Und auf das dort Gesagte zurückkommend: jede Darstellung eines Gefühls ist bei ihm vollkommen deutlich, auch seine Gleichnisse bringen Licht, vollendete Sachlichkeit, aber ohne daß ein Gefühlssturm durch die Worte brausen würden. Sein Stil kann stärken, aber er kann nicht erschüttern, nicht überwältigen, nicht in höhere Welten heben. Sein Stil zeigt nicht die besondere Profilierung des Stiles LESSINGS, HERDERS, SCHILLERS und mancher anderer, sondern hat die vielen damaligen Schriftstellern eigene ruhige, gefällige, bequeme, auch weitwendige Breite, die in jener Zeit des Neuhumanismus den antiken Klassikern entnommen war. Diese reiche, aber umständliche Ausführlichkeit wird bei GOETHE gemildert durch eine größere Leichtigkeit, die von VOLTAIRE überkommen ist.

Er vergißt keine Seite einer Erscheinung; er hat auch nichts aus seinem Leben vergessen und alles verwertet. Um Gretchen zu finden, war er einmal in die Kirche gegangen; das scheint im Faust auf. Seine Darstellung ist der reine Spiegel für physische und psychische Vorgänge, aber nichts mehr. Er ist nicht dadurch ausgezeichnet, daß er tiefer, nachhaltiger, brennender empfindet als andere, nur dadurch, daß er alle Elemente eines Gefühls in einer Situation in treffenden Worten herausstellt. Wir dürfen ohne Geistreichelei und ohne impertinenten Hohn, im Gegenteil das Wesentliche anzeigend, sagen, er ist immer in verklärter Pedanterie szientifisch, sich und die anderen eingehend belehrend. Aber wie anders die – öfters nicht sofort einleuchtende, aber – immer bewegte, ergriffene, aufregende Diktion eines JEAN PAUL oder NOVALIS, oder ARNIM, oder der milde Zauber STIFTERS inmitten wuchtigster Erlebnisse. Dieser war in seinen Schilderungen nicht minder vollständig und exakt als GOETHE, aber darüber hinaus spürt man das Wehen der Unendlichkeit über der kristallklar gefaßten Schwere des Lebens und seinen Irrungen, die ruhige Ewigkeit des Weltganges. Und andere Stimmungen bei anderen. Aber bei GOETHE fehlt dieses innere und höhere, ergreifende Vibrieren des Stiles. Man findet bei ihm alles unübertrefflich zutreffend, aber der Jubel und das Zittern des Lebens überkommt einen nicht.

Man würdigt den Umstand zu wenig, daß die starken Gleichnisse nicht so sehr durch das Prinzip der Ähnlichkeit erzeugt werden, als durch R- und M-Aufregung, die an das erklärende Bild leidenschaftlicher geknüpft ist als an das zu Erklärende. Solcher Art Bilder hat er selten; ein JEAN PAUL lebt gerade in solchen oft weit hergeholt, aber immer innerlich erregenden Ähnlichkeiten. GOETHE'S Miniaturenreproduktion ist geradezu die völlig genaue Wiederholung der primären Anschauungen, aber es fehlt ihm, mangels eines gewaltigen R und M, jene durchschimmernde tiefe Erregtheit und die erschütternd zugreifende Kraft.

Er war im Innern nichts weniger als romantisch, aber mit seiner universellen Erfassung und universellen Wiedergabe konnte er auch eine Mignon und den Harfner hinstellen.

Sein gesamtes J2-Wesen ist – durch die Zufälligkeit des väterlichen Einflusses gestärkt – Wiederholen, Lernen, Lehren, sich selbst Belehren. Es ist komisch, daß die Leute mit seinen Selbstcharakteristiken vor lauter rhetorischem Dusel nichts anzufangen wissen. Daß man durch literarisches Hinausstellen seiner Unruhe mit ihr fertig werden will – meist ist man wohl schon beim Beginn des Unternehmens mit ihr fertig gewesen – ist etwas ganz Gewöhnliches und nicht spezifisch GOETHESCHES. Aber er sagt, er suche dasjenige, was ihn freut, quält, beschäftigt, in ein Bild, Gedicht, Drama zu verwandeln, um seine Begriffe von den Dingen zu berichtigen. Das ist eben die Rekapitulations- und Belehrungsfunktion, pedantisch und gediegen.

*

Wir haben schon oft hervorgehoben, daß eine rechte, ehrliche Beobachtung GOETHE'S lehren wird, daß ihm das Mi, die unter Spähen erfolgende Vergleichung, Korrektur, tadellose Zusammenpassung fehlt. Er hat die reichsten Vorstellungsmassen ohne die Sicherheit und Beständigkeit der Meinungen, die von dem unablässigen Aneinanderwetzen der Meinungen kommt. Er hatte in seinem Leben alle möglichen Meinungen und ist nicht der Mann des scharfen kritischen Blicks. Wie in der Spekulation die Präzision fehlt, so fehlte im Leben die innerlich wohl fundierte Stellung. Er ist alle Wege gegangen. Wodurch es geschehen konnte, daß konfuse, moderne Windbeutel, mit ihrer Haltlosigkeit, ihrer geistigen Zwiespältigkeit, ihrer ewigen Untreue gegen sich und andere, ihm ähnlich zu sein glauben und ihn als ihren Schutzpatron anrufen.

*

Nicht nur an der Umfangsspannung fehlt es ihm, es fehlt ihm an etwas, was ihm Unverständige, durch sein mächtiges Vorstellungsgetriebe irreführt, zuschreiben möchten, es fehlt ihm an freier Erfindung. Wir sehen in allen

Menschen eine Art von Mechanismen. Und so ist es mehr als ein Gleichnis, wenn wir uns zu sagen erlauben: er war als Kopiermaschine so wunderbar genau und vielseitig und treu, daß für freie Erfindung kein Platz war. Nicht ein Werk GOETHE'S ist etwas anderes als Wiedergabe.

*

Allen hier zu erwartenden Widerspruch können wir jetzt nicht beseitigen. Vielleicht kommt man mit dem „Faust“. Wir können ihn ja hier nicht durchgehen. Aber gerade an ihm zeigt sich der Mangel an Mi, Mangel an Schärfe einer Durchführung. Und man darf nicht vergessen, daß schon früher mancher „Faust“ in der Literatur umging, mit den entsprechenden Motiven, und daß in seinem kaum ein Motiv ist, das frei erfunden wäre.

Man wird wohl niemanden für so abgeschmackt halten, daß er die Schönheit, Größe, Weisheit des Werkes nicht verehren und lieben würde. Aber dem minder konzentrierten Mi ist es doch nicht gelungen – falls es überhaupt beabsichtigt war – irgendeine Entwicklungsidee darin konsequent durchzuführen – wie Schmeichler vorgeben. Man kann wohl das Altwerden eines immer weniger interessanten Menschen dort erblicken, aber weder GOETHE'S Entwicklung, noch Entwicklung eines Menschen im allgemeinen, noch Entwicklung einer Nation, oder die Entwicklung der Menschheit, oder sonstigen Humbug.

Wenn ein wahrer Forscher dezentennienlang in vergeblichem Ringen alt geworden ist, so kann er psychisch reell nicht wieder jung werden, höchstens fruchtlos Jugend zurückwünschen. So ist die Verzauberung des älteren Mannes zum blühenden Manne zwar ein ganz lustiger und sehr alter Spaß, aber für das Drama, in welchem eine wahre Menschenentwicklung geboten sein sollte, ein Notbehelf, und trotz aller möglichen Deuteleien kein Typus einer möglichen Evolution. Die Verjüngung – an sich also im besten Falle ein Wunsch – geschieht hauptsächlich wegen des Gretchen-Dramas und ist, psychologisch-geologisch gesprochen, eine unglaubliche Verwerfung. Übrigens liebt er das kleine, liebevolle, geistig vielleicht weniger bedeutende Ding gar nicht recht. Hierauf durchwandert Faust, allerhand lernend, aber eigentlich sich nicht entwickelnd, die verschiedenen Lebensbühnen; dabei fällt GOETHE so ziemlich aus dem Faustkonzept und fällt in eine wunderbare, in dem Drama nicht dramatisch angebrachte Sammlung von Sentenzen, poetischen und philosophischen und literarischen Maximen und Bemerkungen und Niederschlägen von Stimmungen aus verschiedenen Altersperioden. Und wenn Faust endlich, als alter Arbeiter, Unternehmer auf verschiedenen Gebieten, armen Leuten ein Gütchen wegnimmt, so mag das allerdings allgemein menschlich sein, ist aber nicht sehr interessant und keine Entwicklungskrönung. Wieso in Fausts Leben das ewig Weibliche eine Rolle gespielt hat, ihn hinangezogen hat, oder hinanziehen

wird, ist unerfindlich. Die Fülle im Faust ist berückend, aber die Umfassungenergie irgendeiner, alles Einzelne zusammenzwingenden, beherrschenden Entwicklungsordnung fehlt.

Und was freie Erfindung ist, kann man – von anderen Dichtern zu schweigen – bei E. TH. A. HOFFMANN lernen und in MILTONS „Verlorenes Paradies“, wo ein Reich des Satans, seine Gestalt, seine Abenteuer und Kriegszüge, Unendliches aus nichts erfunden ist.

*

Es sollte gezeigt werden, wie alle die seelischen und geistigen Erscheinungen auch eines vielgestaltigen, imponierenden Menschen sich prinzipiell leicht als Mache unserer physiologischen Funktionen erweisen lassen. Eine Durchführung unserer Betrachtungsart auf ein ganzes Leben ist hier selbstverständlich ausgeschlossen. Wir wollen hoffen, daß, wenn auch der Leser sich unserer Synthese eines Geistes aus den einfachen physiologischen Elementen nicht gefügig zeigen will, er doch vielleicht einen gewissen Abscheu bekommen haben wird vor den willkürlichen, verantwortungslosen, schulmeisterlichen, aufgeputzten Interpretationen gefallsüchtiger Literaten. Es wäre recht erfreulich, wenn jemand, dem hergebrachten schöngeistigen Getue gegenüber, das von GOETHE so vielfach hingestellte persönliche Material und seine Werke zu einer psychisch echten, wahren Charakteristik in unserem Sinne ausnützen würde. Zur disziplinierten, um nicht zu sagen wissenschaftlichen Beherrschung seiner speziell beschränkten Denk- und Dichtweise, das heißt seiner Reaktionsart und Motorik, seiner Reproduktions- und Assoziationsarbeit haben wir vielleicht Ausreichendes geboten.

*„Wie das Kind nach der Sonne im Wasserkübel greift, so glaubt man noch fälschlich, das Seiende im Wissen zu ergreifen“
(Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie, S. 167)*

Fröhliches Register der paar philosophischen Wahrheiten¹⁾

Ein wenig Logik

1. Nur in der Liebe Unerfahrene machen vor ihrer Liebeserklärung eine Einleitung. Vor die Philosophie soll man keine Einleitung setzen; sie ist oder sie ist nicht.

Weil sie selbst aber vor ihre erhabene Pforte als Wächter stolz die Logik setzt, so gestatte man darüber ein paar Worte. Wir werden derlei nicht wieder tun.

Wissenschaften oder Doktrinen entstehen durch Bedürfnisse. So die Logik: nachdem man viel geirrt hat, entsteht das Bedürfnis nach Regeln zur Erkennung oder Erreichung des Richtigen. Nun kann man aber nicht wieder Regeln zur Erkennung des Probaten solcher Richtigerkeitsregeln suchen wollen, sonst müßte man ins Unendliche gehen. Also müssen fundamentale Richtigerkeitsregeln einleuchtend für jedermann, auch für jede Frau evident sein. Z. B.: Was von gewissen Dingen gilt, gilt nicht auch schon von ähnlichen. Sie gehören demnach vor jede Wissensarbeit, vor das tägliche Leben, vor jede Wissenschaft. Sie bilden nicht gerade für die Philosophie ein Präjudiz. Logik ist ein Werkzeug (Organon) für jedermann.

2. Noch eine kurze Bemerkung über Logik. Das Urteil hat häufig Subjekt und Prädikat. Man kann nun das Verhältnis zwischen ihnen in der Art auffassen, daß man einfach denkt, das Subjekt hat die und die Eigenschaft. Oder so: das Subjekt gehört zu der und der Gattung. Oder auch: das Subjekt bildet eben diese Gattung allein oder es bildet neben anderen Subjekten bloß seinen Teil der Gattung. Das Prädikat kann mithin quantifiziert gefaßt werden. Daraus kann man nun evident vielerlei folgern für die allgemeinen, speziellen, positiven und negativen Urteile. Diese Umschau bildet – auch Logik genannt – ein nettes, unterhaltendes Spiel, für solche, die daran Freude haben.

¹⁾ Verlag Braumüller, Wien, 1934.

Abbau der Psychologie

1. Im übertragenen Sinn gebraucht man den Begriff Philosophie für jede Betrachtung über das allgemeine Wesen einer Angelegenheit; man kann sprechen von der Philosophie des Damenjour, einer Fakultätssitzung, von der Philosophie einer Staatsverfassung usw.

Philosophie in unserem speziellen Sinn, insofern sie nicht zu Salonplauderei über Fragen der Geselligkeit wird, betrachtet das Allgemeinste vom Allgemeinen: das Wesen des Ich und seiner Stellung zu seinem Vis-à-vis, dem Universum.

2. Gewöhnlich reißt man Erkenntnistheorie, das ist Untersuchung über die wissenschaftliche Verlässlichkeit menschlicher Annahmen, von der Psychologie weg. Jene Psychologie, die der Roman- und Dramenschriftstellerei zugrundeliegt, und nicht weit her ist, bedarf freilich keiner Erkenntnistheorie, aber die allgemeine Psychologie ist vollkommen verwebt mit ihr.

Diese akademische Psychologie ist verseucht von falschen, unfaßbaren Begriffen. So vom Begriff der Einheit. Im vulgären Sinne, metaphorisch, symbolisch, kann man ja von Einheiten sprechen. Ein Kriegsschiff wird als eine Einheit bezeichnet, eine verwaltungstechnische Organisation, ein Kunstwerk usw. Aber man redet auch in der sogenannten wissenschaftlichen Psychologie von einer Einheit zweier oder mehrerer ganz verschiedener Dinge. Das ist Unsinn. Man spricht von einer Einheit des Vorstellens und des Vorgestellten, von der Einheit des Menschen in verschiedenen Lebenslagen und Altersstadien. Hier – mein Gott – ist nur das Verschiedene etwas ähnlich und die Erinnerung schlägt eine Brücke zwischen völlig Auseinanderliegendem. Das Verschiedene, das anders Geartete, kann eben nicht zur Einheit ineinandergezwungen werden.

Es gilt, von solchen altscholastischen, liebgewordenen, leeren Worten Abschied zu nehmen.

3. Eine weitere Korruption der Psychologie wird bewirkt durch das Reden von Akten: einm Akt des Urteils, der Frage, der Liebe u. a.

Ja, Leibesakte gibt es wohl. Zwar ihre innere Kraft sieht man nicht, aber doch das Subjekt, die Arbeit, den schließlichen Effekt. Anders, einen psychischen Akt soll es geben, das wäre eine Funktion, aber man merkt kein Agens, kein Wirken, kein Werk. Man unterschiebt einen Akt, eine Null – der einfachen Reihenfolge von Bildern, von leiblichen Empfindungen, dem Zug der Erlebnisse, wie eines nach dem anderen auftritt über lange Zeit hin. Psychisch schlagartig vollzogene Agitationen, die in einem Moment ein rundes Produkt herausstellen, das gibt es nicht.

4. Betrachten wir kurz eine wahre Wirklichkeit, die man mystisch als einheitlichen Akt ausgibt, z. B. die Wirklichkeit einer Frage. Keinen Prozeß, keine Prozedur, keine geschlossene Arbeit gibt es da.

Beim Kinde hat sich etwa durch den Anblick der trankgebenden Person, sagen wir der Amme, und der Stillung des Durstes eine Gewohnheit herausgebildet, in einer physiologischen Einstellung, einer Gehirneinstellung. Nun bleibe einmal die gewohnte Reihe unvollständig, der Durst sei da, das Reichen der Brust bleibe aus. Bei diesem Fehlen entsteht im Kind ein Schock, eine Unordnung, ein Hindernis im Ablauf der Einstellung, eine Enttäuschung, eine Erwartung – eine stille Frage. Es ist auch ohne Namengebung, ohne Reflexion, eine Entbehnung der wahren Tatbestand einer Frage, wie er später durch Worte etikettiert wird. Bis die gewohnte Reihe komplett wird, tritt Beruhigung ein – die Antwort. Das ist das Fundament einer sprachlichen Frage und eines diese erledigenden Urteils.

Gewohnheit und Entbehnung ist die Amme des psychischen Lebens. Enttäuschung steht am Beginn des sogenannten geistigen Lebens und schließlich am Ende.

5. Man braucht nicht Worte zu sprechen, damit eine Frage da ist. Man betrachte einen Hund, der ja immer wortlos bleibt, er hat doch dieselben Eindrücke und Stimmungen, wie sie die menschliche Frage konstituieren. Sein Herr hat ihn an einen gewissen Weg gewöhnt; diesmal bleibt der Herr plötzlich stehen: der Hund stutzt, blickt nach rechts, nach links: Enttäuschung; Frage.

Man halte sich nicht an Worte. Sie kommen zeitlich genug. Durch Nachahmung leicht. Es gibt ihrer so viele, viel zu viele. Sie werden benützt, um Akte vorzutäuschen, und verbreiten Dunkel. Man soll das Wort so hoch nicht schätzen, es täuscht Taten vor.

6. Eine andere leere Worttäuschung ist, daß eine Erscheinung aus verschmolzenen Eigenschaften bestehen soll, z. B. eine Farbe aus Qualität und Helligkeit, ein Ton aus Qualität und Stärke, eine Ausdehnung aus Größe und Form. Das ist Nonsense und Nonsense.

Freilich kann man derlei Kategorien unterscheiden. Aber es gibt nicht hiebei einen mehrfachen Bestand. Sondern Farben und Töne werden nach einfacher Ähnlichkeit zu anderen geordnet, den Ähnlichen nahegerückt. Man kann sich Reihen von ineinander übergehenden Ähnlichkeiten gruppieren. Aber diese Ähnlichkeit ist etwas Einfaches, mit einem Schlag gegeben, in welchem nicht Divergenzen mehrfacher ineinandergeschobener Elemente hausen. Verschiedenes kann nicht ineinandergeschoben, nicht verkuppelt werden.

7. Was ist überhaupt das Psychische, das Seelische? Es ist nicht das Räumliche vor dem Leib, es ist nicht der Leib, es ist das, was uns übrig bleibt, wenn wir uns nicht an Räumlich und Leiblich halten. Es ist keine erkennbare Qualität. Es ist nicht irgend etwas, das sich qualitativ charakterisieren würde. Es ist ein Daseiendes schlechthin, die Reihen von Bildern, das was ist, wenn wir die Augen schließen, wenn wir uns erinnern. Man sage nicht, das Psychische ist das Innerliche; Wo ist das Innen? Was ist das Innen? Es ist nur nicht das Äu-

Bere! Ein Begriff ohne Inhalt. Es ist die sprachliche Form eines unbeschreiblichen Gegensatzes zu dem Äußeren, den man zu einer unfaßbaren Existenz erhebt.

Das wird uns noch beschäftigen.

8. Und was ist das Ich? Nur eben diese Reihe von Erlebnissen, die wir nicht für äußerlich halten. Eben diese nicht äußerlichen Vorkommnisse selbst sind das sogenannte Ich. Sonst ist es nichts. Es ist kein gegebenes Subjekt, keine gegebene Unterlage, kein Substrat, es ist kein Träger von etwas, nur die Vorkommnisse selbst, die sich nicht äußerlich finden, primär und in der Erinnerung. Es gibt kein bekanntes Ding, das außer den Erlebnissen wäre, diese erst besäße, ihr Eigentümer wäre, sie an sich, auf sich hätte, die Erlebnisse irgendwie überragen würde, zwischen ihnen, an ihnen agierte. Ich ist eine nicht existierende, eine lügenhaft erfundene Person. Nur eine Abkürzung für freistehende Vorkommnisse selbst, es ist der Mensch selber mit seinem Um und Auf, mit seiner Geschichte.

9. Durch diese lügenerische Vorstellung, daß man Akte setze, anstatt bescheiden zu erkennen, daß wir Reihen erleben, die mit uns ablaufen, wird auch die falsche Vorstellung befestigt, wir hätten Willensfreiheit. Es ist aber im Gegenteil das Sicherste, daß wir nicht frei sind. Denn wir sind doch absolutes Produkt fremder, von uns unabhängiger Mächte, sei es von Gott, sei es von unserer physischen Natur, von unseren sich auswickelnden Anlagen.

Man kann ja wohl gelegentlich zwischen Verschiedenem wählen. Die äußeren Dinge an sich aber sind es nicht, die uns überrumpeln, zu sich hinzwingen; von Fremdem, von Reichtum, Genuß, Ruhm und Macht an sich werden die Menschen nicht jeweilig absolut beherrscht, aber man ist innerlich Diener der uns absolut lenkenden Neigungen zu dem, was man sich selbst zum Ideal macht.

Wählen kann man, aber nur gemäß der uns beherrschenden Anlagen und der individuellen Lebensentwicklung. Man kann sogar auch seine Natur ändern, aber nur durch die uns Unfreien gegebene Änderungsanlage unserer Natur. Man kann einmal Eines und einmal das Entgegengesetzte wählen, aber immer wäre man durch die hervorgekehrte Seite unserer Natur absolut gezwungen.

Es wäre irrsinnig, uns die folgende Bemerkung als Blasphemie, Gotteslästerung, auszulegen: aber Gott, wie immer er auch das ihm Beliebige tun würde, wäre durch seine Natur bestimmt.

Die Menschen meinen, sie brauchen die Freiheit in der Rechtstheorie, um die Strafe für Vergehen vollziehen zu dürfen. Sie mögen sich beruhigen; auch nach den unfrei begangenen Vergehen darf die Gesellschaft schädigende Konsequenzen ziehen.

10. Die Menschen hatten es nötig, für lange sich hinziehende Geschehnisse kurze Namen zu prägen. In diesem Sinne sind die Worte gut, aber sie bewirken

Schlechtes, sie wachsen den Leuten über den Kopf, avancieren zu mächtigen, selbstherrlichen Akten und erhabenen Substanzen und derweile Mensch bildet sich ein, eine Fülle von eigenartigen Ur-Kräften zu sein.

Wir müssen eine strenge Bestandaufnahme seines realen Vermögens machen. Sein Besitz besteht in nichts als bunten Reihen von Vorkommnissen, von Vorhandenem.

Was die „Frage“ ist, haben wir schon gesehen. So wollen wir nun sehen, was das simple Wesen von Aufmerken, Wollen, Gefühl, Lieben und Hassen, Urteilen und anderen Grunderscheinungen ist; – unser Um und Auf.

Aufbau der Psychologie

1. Nicht gibt es also von einem umfaßbaren Ich konzentriert ausgehende Aktionen. Man muß erkennen, was die nackte Wahrheit ist, wenn man diese psychologischen Ausdrücke gebraucht. Schlagworte genügen nicht, man muß Analysen vornehmen, sich an die wirklichen Vorkommnisreihen getreu halten. Wo bliebe die Botanik, wenn sie, anstatt mikroskopisch zu sehen, sich mit den vulgären Bezeichnungen Blatt, Blüte usw. begnüge?

Die zu behandelnden psychologischen Grundphänomene bestehen aus einem intellektuellen, sachlichen Anteil und aus Leibeszuständen, die zu dem sachlichen Teil die Erregungen bringen. Diese Vergesellschaftung wird aber nicht aufgebracht durch irgendeine unfaßbare Verschmelzung, sondern durch additives Nebeneinander. In dem gesamten physiologischen System spielen diese Teile der Reihen durcheinander.

2. Die Frage haben wir schon analysiert.

Die Angst hat ihren klaren sachlichen Vorstellungsinhalt, etwa: eine Störung wird kommen, schlechte Zukunft wird hereinbrechen, Ideen von bösen Folgen, Gedanken an Flucht, Maßnahmen zur Verhinderung des drohenden Übels.

Aber solche Bilder allein können noch nicht die Angst ausmachen; sie wären nur eine Phantasie einer Angst, wie sie ein ruhig und gelassen arbeitender Romanschriftsteller auch hätte, wenn er fremde Angst schildert. Zur rechten, lebendigen Angst wird diese ihre intellektuelle Portion nur, wenn sich durch sie der Leibessturm hindurchzieht, der ja jedem Menschen klar und bekannt ist, auch wenn man nicht alle seine Details aufzählt, so die Körperunruhe, Atembeklemmung, Schwäche in den Knien usw. usw.

Reaktion der Freude und andererseits Reaktion der Einschüchterung – kann man schon leicht an Mienen und Gesten der Kinder ablesen. Freude – eine Erstarkung der Gesundheit, Einschüchterung – eine vorüberge-

hende Erkrankung. Freude ist ein Gesamtaufschwung des Leibes wie ein Ansatz zu einem Aufsprung; Leid ist Bewegungslosigkeit, Zusammenbruch. Die klarerweise dieses Leibenspiel auslösenden Bilder und Ideen würden nur ein Schemen bleiben, wären sie nicht von den körperlichen Bewegungsansätzen durchsetzt.

Wenn diese Reaktionen habituell auftreten, bildet die erste den Charakter des rührigen, unternehmenden Menschen, die zweite den Charakter des energielosen, schlaffen Menschen.

Aufmerken. Es ist die Angst der Frage, wegen gestörter Ordnung, mit den Versuchen Ordnung zu gewinnen, mit Leibesspannung, sich Absperren von Tätigkeit, Atemanhalten, Fixieren, Spähen usw. usw.

Liebe zu Personen. An Liebestaten denken, dem Geliebten Bestes wünschen, Sorgen für das Geliebte, in der Nähe des Geliebten und bei Gedanken an ihn verweilen, sich vom Gleichgültigen abwenden usw. usw. Zu diesem intellektuellen Teil gehört Aufschwung des Leibes, eine momentan von Müdigkeit und Druck freie Körperstimmung, eine körperliche Verfassung wie an einem sonnigen Tag usw. usw.

Haß. Der intellektuelle Teil sind Gedanken zur Vernichtung des Gehaßten. Dazu kommt eine gewisse Absperrung, Zurückziehung des Leibes, wie man sich verhält, wenn man vor etwas Ekel hat.

Wollen. Intellektuell: Das Bild von dem Erreichbaren, Bilder der zum Ziele führenden Mittel und Leibesaktionen. Körperlich: Eine Anspannung, die Ähnlichkeit hat mit einer Bereitschaft zum Losspringen.

Urteilen. Es ist zunächst Fragen, Hin- und Herwogen von Bildern, die zur Entscheidung führen sollen, das ist Zweifel, endlich den Zweifel verscheuende Bilder. Verbunden damit ist die Unruhe des Leibes, wie sie einer hat, der ein wirkliches Objekt sucht, und wenn die Beruhigung erfolgt ist, kommt ein Aufatmen wie nach einer Beklemmung.

3. Das sind Beispiele genug, so daß jeder die Akte und Funktionen loswerden und die Reihen klar sehen kann. Man wird immer nur einen Zug von Bildern und Leibesaktionen oder Ansätze dazu finden. Man schwinde sich nichts vor von geistigen Kräften. So wird das Leben durchsichtig. Die Sprache ist es, die Akte vortäuscht und erhabene Funktionen. All unsere psychische Regsamkeit würde auch ohne Sprache leben; diese hinkt nur verwirrend hinten nach.

Man hat gewiß die Ähnlichkeit der Reihen untereinander bemerkt, für welche die verschiedensten Worte gesetzt werden können. Es ist der Zusammenklang von Verschiedenem gewiß nicht entgangen, wie von Aufmerken, Fragen und Angst oder die Freudigkeit bei Wollen und Urteilen. Es ist ein verwünschtes Maskenspiel der Worte gegen die festen Erlebnisse der Reihen – Reden kontra Denken.

Selbstbetrug durch „Vorstellung“

1. Wir bedienen uns bis nun immer der Ausdrücke Erlebnis, Vorkommnis und vermieden immer das Wort, das die größte Lüge sagt, nämlich Vorstellung. Es ist Zeit, die Axt an diesen Begriff zu legen, den die Leute so allgemein gebrauchen und der die größte philosophische Korruption involviert. Ist er zerstört, dann wird es Licht.

2. Sie sagen: von außen her, über Sinne und Hirn, kommen die Eindrücke, und daraus macht das (vermeintliche) Subjekt erst die flächenhaften Vorstellungen.

O Schmach über diese Reflexion! Von außen, vom Raum also – vom Flächenhaften – sollen die Eindrücke stammen und die Eindrücke sollen doch hinterdrein erst zu Flächen gemacht werden. Also das, was das liebliche Subjekt erst produziert, soll schon der Produzent gewesen sein. Das, was von einem Subjekt erst gemodelt und vorgestellt wird, soll schon das sein, was vorher auf das Subjekt eingewirkt hat. Ein willkürliches Wirrsal! Ist es nicht lustig, von alten Irrungen frei zu werden?!

3. Über Sinn-Hirn soll die Botschaft gekommen sein. Ja, aber Sinn-Hirn sind ja selbst vom Subjekt gemachte flächenhafte Vorstellungen. Alle flächenhaften Bilder, der Baum, der Mensch, die Sterne, sollen auf Eindrücke hin vom Subjekt erst räumlich gestaltet werden; nun, das Auge-Hirn wäre ja auch erst später subjektiv gestaltet – und kann also nicht der wirkliche Weg sein, über den die Eindrücke gekommen sein können. Fläche, Räumlichkeit sollen vom Subjekt, später gestaltet, vorgestellt sein und doch sagt man, sie seien schon vorher von Räumlichkeit, Fläche her dem Sinn-Hirn überliefert worden – vom Ersten, vom Unabhängigen, vom Wirksamen.

4. Wollte man jetzt kleinmütig sagen: die Ursache der flächenhaften Vorstellung sei eben der subjektiven Vorstellung gleich, so wäre das eine unerlaubte Erschleichung, denn von der Natur der Eindrücke des wirkenden Agens hat man ja keine Ahnung; die Einwirkung ist und bleibt völlig dunkel. Nur das subjektive Sinn-Hirn-Flächenbild blitzt auf. Welch unerlaubte Kühnheit, das vom Subjekt erst geschaffene Produkt für gleich zu halten einem doch unbekanntem Erreger dieses geschaffenen Gebildes.

5. So Großes, so vielerlei Buntens wir da als vor uns stehendes Zeug räumlich gemacht haben, es muß nicht durch ein ihm gleiches Räumliches verursacht sein. Vom Anreger des gebildeten Werkes erschauen wir nichts und wissen wir nichts und es wäre höchst unbescheiden und ein logisches Verbrechen, den Erreger für ebenso gestaltet als das Werk zu halten.

6. Im Zusammenhange mit dem eben zurückgewiesenen furchtbaren Irrtum begehen die Leute einen anderen Schnitzer. Obzwar man gesagt hat, daß z. B. Baum, Haus nur als Vorstellungen hingestellt sind, so stellt man den so geschaf-

fenen Bildern auch noch außen die gleichartigen, subjektiv gesehenen Gegenstände zur Seite. Man läßt die subjektiv gesehenen Gegenstände außen bestehen und erklärt, man habe von ihnen Bilder. Man rechnet so mit zwei Beständen, obzwar nur einer existiert unter verschiedenen Namen.

Die Gegenstände Baum, Leib, Haus sind ja nach dieser Theorie eben unsere subjektive Mache. Das verkennt man wieder. Das ist noch ein anderer Fehler, als der frühere, daß man tut, als wäre die subjektive Mache von einem an sich bestehenden, direkt Räumlichen angeregt worden.

7. Sieht man das Unstatthafte ein, daß ein flächenhaftes Außen der Spender sei, der uns die vermeintlich innerlichen Zustände beschert, so muß man eo ipso einsehen, daß es auch kein Innen gibt. Ist das Außen eine Erschleichung, so fällt auch das Innen.

8. Wehe über die Psychologie, die sich die Menschen zurechtgelegt haben! Statt daß sie bei der Auffassung des Bauern blieben, die auch die gereinigte Philosophie bildet: man sehe die Dinge um Leib, Sinn, Hirn als Vorkommnisse schlechthin, erfanden die Gebildeten die Irrlehre, es gebe eine unfaßbare Substanz, die die Dinge als Vorstellungen in sich trüge.

Alle diese Vorstellungen, sagt man, seien durch die Sinne und Hirn gewonnen. Aber sieht man nicht, daß diese Sinne nach dieser Theorie doch selbst Vorstellungen wären; so ließe man also unsere Vorstellungen wieder durch bloße Vorstellungen gewonnen sein – was ja ein Unsinn ist.

So leicht sich die Rede aussagt und anhört, daß das – zugegebenermaßen doch – erst von uns konstruierte Flächenbild schon von einem unsichtbaren, unfaßbaren Flächengebilde herrührt, so korrupt und fehlerhaft ist sie. Ganz zu verwerfen ist diese Theorie, daß das Innere dem Äußeren gleich sei, daß das abhängige, das subjektive Produkt, das Aufgezwungene und das Unabhängige, Selbständige ganz gleich seien. Unstatthaft ist diese Verdoppelungstheorie.

Eine wunderbare Substanz soll die Vorstellungen tragen, auf sich, in sich, und mit ihnen operieren. Um seine Vergottung ist es dem Menschen zu tun. Aber wer sind wir in Wahrheit? Man muß erkennen, daß nur schlechthin Vorkommnisse neben den Vorkommnissen Sinn-Hirn existieren, nicht in einem innerlichen Gefäß, sondern schlechthin zum Dasein gebracht sind – durch unbekannte Faktoren.

Jenseitiges

1. Herr, die Not ist groß! Und so sind wir jetzt zu einem Sprung gezwungen, einem scheinbar gewagten, aber tatsächlich sicheren auf die schmale Plattform, die man Metaphysik nennen kann. Aber Gott behüte die Leser davor, das Wort im Sinne von Magie zu nehmen, von Okkultismus oder anderen modernen, populären Phantasien.

Nichts kommt von außen, nichts geht nach innen; sondern das, was da ist – es ist nicht für ein Subjekt da, sondern es ist frei, Seiendes von einem unaufgelösten Rätsel gemacht. Aber gemacht muß es doch sein. Sagen wir von den Ur-faktoren.

2. Bevor wir weitere Fragen, die auf uns eindringen, behandeln, müssen wir den Begriff Ursache ansehen.

Der alte wackere Kant glaubte, trotz seiner vielen kritischen Fechterstellungen, an eine Seele und stattete sie, unter dem Namen Gemüt, reichlich mit menschlich eigentümlichen Anschauungen und Begriffen, Kategorien, aus. Das war lächerlich. Wir haben und brauchen keine vorgängigen menschlichen Besitztümer, die uns reich machen. Uns tut nur das durch sich Evidente gut.

Das Kausalgesetz ist so etwas, für uns und alles, was denkt, jetzt und in Ewigkeit evident – nämlich das Kausalgesetz in dem Sinne, daß jede Veränderung eine Ursache haben muß. Nur darf man diese selbstverständliche Erkenntnis nicht mit dem sogenannten Kausalgesetz in prekärem, physikalischem Sinne verwechseln. Unsere physikalischen sogenannten Gesetze können wohl aufhören, als allgemein gültige Gesetze zu funktionieren. Denn sie sind nur, so scheinbar großartig sie klingen, vergängliche Fixierungen zufälliger Erfahrungen, die immer durch neue ergänzt werden oder geändert werden können. Die Meinungen z. B. über das, was ein Atom kann und ist, können wohl wechseln, aber das allgemeine Kausalgesetz, das allein mit Recht so genannt wird, wie wir es oben formulierten, gilt für jedermann, wer und wo er ist, absolut.

Der Satz besagt ganz simpel, daß, wenn alles gleichgeblieben ist, sich nichts verändert hat, und wenn sich etwas verändert hat, kann also der Grund nicht im Gleichgebliebenen gelegen sein, sondern es muß eine Veränderung irgendwo eingetreten sein. Das ist das gut beleumundete, aber nicht sehr erhabene Kausalgesetz. Ein ewig evidenter Satz, der jedoch schließlich nicht viel wäre, wenn die Erfahrung nicht, so gut sie kann, zu den jeweiligen Veränderungen die vorausgegangene Änderung finden oder wenigstens annehmen würde.

3. So dürfen, ja müssen wir für das, was in unserem Bereiche daseiend ist, Ursachen annehmen. Wir nennen sie Ur-faktoren. Aber wir dürfen uns über sie kein Bild, noch irgendeine Idee gestatten. Die Ur-faktoren setzen das nicht in einem Subjekt Existierende, weite Seiende der Welt, ferner auch, was wir sind, mit Mann und Maus, auch unsere Phantasie. Ohne Wissen von den Ur-faktoren heißen wir das Seiende, das relativ groß und beweglich ist – die äußere Welt; das, was kleiner gestaltet und unbeweglich ist – unsere innere Welt.

Wir dürfen nicht sagen, daß das Daseiende von uns gebildet ist. Aber wir dürfen auch nicht sagen, daß die Ur-faktoren das Daseiende außer sich setzen, noch in sich, noch an ein äußeres Gestade werfen, noch in Tiefen bergen. So allgewaltig ist unsere Unwissenheit.

4. Es ist jetzt vielleicht der richtige Moment, in einer Atempause wieder auf die falsche Theorie zu sprechen zu kommen, daß unsere Sinne wirklich und wahrhaft gegen ein Äußeres gerichtet sein sollen. Ihr gegenüber bleibt es doch immer richtig, daß man nicht denken kann, daß wir nach ihr die Flächen erst innerlich bilden sollen und die Ursache davon schon in einer äußeren Fläche liegen soll.

Aber man könnte glauben, daß wir, weil wir entferntes Räumliches perspektivisch kleiner sehen, die Sinne wirklich und wahrhaft gegen ein Äußeres richten. Das hält aber doch nicht Stich gegen die Annahme, daß wir die Fläche erst innerlich bilden müßten. Jene perspektivische Erfahrung erklärt sich so, daß ein Zusammenhang zwischen den von den Urfaktoren aufgestellten Weltflächen und den Sinnesflächen bestehen muß.

Auch das Tasten rettet jene Theorie nicht, denn auch das Tasten ist nach ihr eine innere Empfindung und kann die falsch vorausgesetzte äußere Fläche nicht bewahrheiten.

Aber man muß wieder annehmen, daß zwischen allen durch die Urfaktoren aufgestellten Flächen jeder Art eine Harmonie besteht.

5. Es darf nicht geleugnet werden, daß verschiedene Individuen sind. Alle finden sich so ziemlich in derselben Welt – aber mit einigen Abweichungen. Also müssen wir, wenn wir diesen Zustand, ohne etwas Näheres wissen zu können, irgendwie auf die Urfaktoren übertragen dürfen, annehmen, daß sie das Daseiende mit Varianten setzen, die dann die individuellen Gruppen der Menschen mit ihren individuellen Welten bilden würden.

6. Die Urfaktoren setzen das Räumliche und auch die Sinne, von denen wir nicht wissen können, was sie in der Urfaktorensetzung bedeuten.

Es gab einmal eine Welt, die durch die Urfaktoren ohne menschlichen Sinn gesetzt wurde – bevor Menschen existierten, in früheren geologischen Perioden. Was diese Welt in Wahrheit war, nicht mit den Terminus unserer Sinnlichkeit ausgedrückt, können wir nicht ahnen.

Fortsetzung der sogenannten Metaphysik

1. Natürlich dürfen wir fragen, ob die Urfaktoren räumlich sind. Aber woher wir die Antwort beziehen könnten, wüßten wir nicht.

Zeitlich aber müßten sie sein.

Wir benützen diese Gelegenheit, um kurz etwas über Raum und Zeit zu sagen, nur um unerträglichen Unsinn über diese Elemente abzuwehren.

Raum und Zeit sind leere Abstraktionen, von Wirklichkeiten abgezogen, bloß gesprochene Wiederholungen von realen Tatsachen.

Zeit ist die leere Abstraktion von Geschehnissen, von Veränderung oder von Beharren. Auch die Urfaktoren, trotz ihres unbekanntem Wesens und unbekannter Taten, müßten in die Abstraktion Zeit fallen.

Die Leute halten die Zeit für ein wirkliches Ding, für etwas Wesenhaftes – ein schreckliches Beispiel von der Gewohnheit des Menschen, Worte zu vergegenständlichen, zu substantiieren. Es ist zu verwundern, daß die Griechen nicht auch für die Zeit eine große Gottheit erfanden. Wenn das nicht etwa doch der Gott Kronos (griechisch Chronos, Zeit) gewesen ist, der sehr geistreich seine Kinder verschlang, dem es aber dann schlimm erging durch seine Absetzung durch Zeus, der so die Ewigkeit darstellen mag.

Wir „schlagen die Zeit tot“; „die Zeit naht heran“ – wo mag sie gewesen sein, bevor sie sich nähert? „Sie verstrich“ – wohin denn? Ein ewiger Gegenstand wäre irgendwie verschieden von einem weltlichen Bestand; aber auch die Ewigkeit fällt unter das Abstraktum Zeit.

Mit der Abstraktion Zeit läuft es beim Reden der Leute noch glimpflich ab.

2. Aber beim Raum, da geht es wüst zu. Auch er ist aber nichts, nur die Abstraktion von Fläche, Körper und ihren Bewegungen. Nun läßt man die Flächen und Körper aus und da soll der leere Raum übrig bleiben. Das ist aber Unsinn. Man könnte ebensogut glauben, der Raum sei erst wieder in einem Raum usf. Als Abstraktion ist er ganz und gar nichts. Er kann keine Form haben. Es könnte zwar eine Welt geben, in der gar keine ebenen Flächen wären, sondern nur gekrümmte. Aber ein selbstgekrümmter Raum, wenn er noch so mit Mathematik verbrämt ist, und was sich sonst um die Relativitätstheorie gruppiert, ist ein schrecklicher Mißgriff.

Die physische Welt könnte ein Ende haben: es könnte irgendwo keine Körper mehr geben; eine Grenze des Körperlichen könnte es geben. Aber ein Unsinn wäre es, zu sagen, der Raum hätte dort seine Grenzen. Es wäre dort von Flächen und Körpern leer, aber die Abstraktion Leerheit kann keine Grenzen haben. Hinter dem milliardesten Stern könnte vielleicht kein Körper mehr angetroffen werden, aber an Platz für Körper kann es nicht fehlen.

3. Noch ein Wörtchen über die „Energie“; insofern sie ohne Substrat, ohne Substanz sein soll – ist sie absolutes Unding. Auch „kondensierte Energie“ ist eine lustige Spitzbüberei. Man muß doch verlangen, daß man nicht nur Mathematik treibt, sondern die Begriffe selbst ihres Inhaltes nicht entkleidet. Es gibt nicht einen bloßen Schlag ohne Schläger. Man kann zwar rein mathematisch durch luftige Multiplikation Kosten berechnen: aber zugrunde liegen muß reales Geld oder andere reale Zahlungsmittel. Energie kann nur an einem energischen Wesen sein.

Der simple psychische Betrieb

1. Wir haben die Psychologie behandelt, insofern sie, vernichtenden theoretischen Skrupeln ausgesetzt, in eine agnostische Erkenntnislehre auslaufen muß. Vieles ist faul an ihr, und von dem Zirkel kann sie sich nicht erholen, daß

alles Flächenhafte, das doch erst die von uns geschaffene Vorstellung sein soll, auch von Flächenhaftem, das aber unabhängig sein soll, verursacht sei. Es muß mithin das Äußere wegfallen, folglich auch das Innere. Es bleibt nur ein schlechthin Dastehendes von unbekanntem ursächlichen Urfaktoren hingestellt. Die Urfaktoren weben gänzlich verborgen für uns, unter Schleiern. Wir können nichts von ihnen ahnen, als daß sie mehrfache, individuell verschiedene Realitätengruppen erzeugen.

2. Wir kehren nun wieder zur Psychologie zurück, insofern sie empirisch gilt; nur um einiges besonders Wichtige vorzubringen. Wir müssen uns aber dabei populär mancher Ausdrücke bedienen, die erkenntnistheoretisch nichtig sind.

3. Es gibt nicht Vorstellungen, die unbewußt sind, noch unbewußte Gedanken, Schlüsse, Gefühle. Wenn die Leute ein psychisches Geschehen nicht besonnen, vernünftig erklären wollen, so erfindet man ein romantisches Unbewußtes.

Nur völlig unbewußte Leibesaktionen gibt es, so gesunde Verdauung, Schmerzentstehungen sind unbewußt; so auch die Arbeiten des Gehirns. Erst wenn die Arbeit des Gehirns, für uns rätselhaft, irgendwie aktiviert ist, geht ihr ein Bild parallel, sonst bleibt sie stumm.

Gar nichts berechtigt zur Annahme, wir hätten unbewußte Vorstellungen, wir also, die insofern nicht wir wären. Die Vorstellungen anderer Menschen sind für uns unbewußt. Gebe es also unbewußte Vorstellung, so wäre es, wie wenn wir mit einem anderen Menschen verkoppelt wären, der diese Vorstellung hätte, von der wir nichts wissen. Es wäre so, wie wenn eine Firma bestünde, sagen wir die Herren „Wisser & Unbewußt“, ein Weisheitsbetrieb.

Die Leute glauben auch – nach ihrer üblen Gewohnheit zu substantiieren –: das, was man einmal gewußt hat, müsse in dieser Form noch existieren. Es lebe noch irgendwo in einem Unbewußten, bevor es wieder in das Bewußte tritt. Das ist genau so, ungeschickt, als wenn man denken würde, bevor die Bombe merkbar explodiert, existiere schon eine innerliche Explosionsform.

Wir müssen bei den Erklärungen das Hirn heranziehen; es ist doch nur Not- und Scheinerklärung. Denn wir wissen nicht, was dem Hirn im wahrhaften Urfaktorenbereich entspricht. Das Hirn ist ja nur eine Maske.

4. In dem ganzen Hintereinander und Durcheinander unserer psychischen Erlebnisse waltet ein einziges Hauptgesetz, nämlich: die innerlich auftretenden Erlebnisse verdanken ihr Erscheinen entweder einer primären, äußerlichen oder sekundären, erinnerungs- und phantasiegemäßen Vorstellung, einem Gefühl, einem Gedanken, dem sie einmal zeitlich oder räumlich benachbart waren oder dem sie ähnlich sind. Nachbarschaft oder Ähnlichkeit rufen unsere innerlichen Erlebnisse, sagen wir Vorkommnisse oder Vorstellungen auf. Ab-

gesehen von den natürlichen inneren Konsequenzen des eigenen Zustandes, die aber auch durch jenes Gesetz favorisiert werden.

Wir meinen hier also die Ideenassoziationen, wofür wir aber lieber ein besseres Wort gebrauchen, denn an jenen Namen knüpfen Fachleute und harmlose Leute die Idee, solche Ideenassoziationen seien etwas Seltenes, besonders Interessantes. Wir wollen sprechen von Sollizitierungen, Aufwiegelungen oder Repristinationen, Wiedererstehungen.

Es gibt aber im Gange unserer Vorstellungen überhaupt nichts anderes als Sollizitierungen, Aufwiegelungen durch Nachbarschaft oder Ähnlichkeit.

Bei einiger Aufmerksamkeit entdeckt man, daß auch scheinbar spontan entstandene Einfälle auf diese Weise hergefegt wurden.

Ohne durch Nachbarschaft oder Ähnlichkeit veranlaßt zu sein, gibt es sozusagen autonome Reihen; z. B. das, was auswendiggeleert wurde, ein Gedicht, eine Predigt läuft durch sich selbst ab. Ebenso bei der Schilderung eines Erlebnisses, bei der Erbringung eines wissenschaftlichen Beweises ist jedes Glied ein sollizitierender Faktor der dazugehörigen Folgen. Allerdings die feinere spezielle Auswahl der Worte oder Tatsachen wird schon durch eigene Sollizitierungen bestimmt. Und kein Witz, kein Einfall, keine Erfindung, kein Plan, die nicht durch einen einstigen Nachbar oder irgendeine Ähnlichkeit zur Existenz kommen würden. Beileibe nicht durch ein sogenanntes unbewußtes Besitzstück, nein, durch klare Bilder- oder Tonfolgen, die nunmehr einmalige Kameraden oder ihre Ähnlichkeiten protegiert haben.

5. Es entzieht sich aber unserem Wissen – das so große Ähnlichkeit hat mit Nichtwissen –, unserer vorgängigen Ahnung, welche von unseren inneren Vorstellungen oder äußeren Vorkommnissen die erregende Kraft, die Stoßkraft haben wird, einen ehemaligen Nachbar oder eine Ähnlichkeit hervorzutreiben. Und ebenso verborgen ist es uns, welche Vorstellung unter den vielen Nachbarn und Ähnlichkeiten das Glück haben wird, hervorgezogen zu werden. Das sollizitierende Vorkommnis muß nicht großartig, nicht interessant, nicht wichtig sein, und es war doch klarerweise wirksam; oder die präsentierte Vorstellung ist nicht bedeutsam, kann eine Kleinigkeit, nebensächlich sein, und kann doch die Ehre gehabt haben, vor anderen wichtigeren aufgerufen zu werden.

Dafür muß doch schließlich das Gehirn verantwortlich gemacht werden. Aber die Wege des Gehirns sind dunkel. Das Getriebe ist Geheimnis des Gehirns.

(Rätselhaft ist auch die Einwirkung der Drogen, des Haschischrauchens usw.)

6. Daß hier kein Materialismus vorgebracht wird, hat man schon zur Kenntnis genommen, aber Ideen über den Zusammenhang von sogenannten Vorstellungen mit Gehirn darf man sich doch, zum Nutzen der Wissenschaft, machen.

So z. B. zeigt gründliche Reflexion, daß es nicht möglich ist anzunehmen, daß je einer Vorstellung gerade je ein kleines Grüppchen von Gehirnzellen zugeordnet ist – die sich ja unter den Millionen Grüppchen wohl verlieren würden. Man muß vielmehr annehmen, daß je eine Vorstellungssituation durch einen großen Teil der Hirnfläche repräsentiert ist. Dadurch wird die Sollizitierung durch angrenzende oder ähnliche Vorstellungen eher verständlich.

Der Glaube, daß das Gehirn die Ursache des Bewußtseins ist, ist hoffentlich für alle Zeit begraben. Aus Hirnausdehnung, glaubte man irrig, könne das übrige Bewußtsein entstehen. Nun Ausdehnung ist ja selbst Bewußtsein und – was wir schon verworfen haben – durch ein Stück Bewußtsein kann nicht der übrige Rest Bewußtsein erklärt werden.

7. Wenn man übrigens Vorstellungen mit Gehirnvorgängen – also höchstens – parallel laufen lassen will, so muß man auch wissen, was man dem Gehirn zumuten darf. Das Gehirn, eventuell seine Adnexe, kann gewiß die Nerven anregen, die zu Blutgefäßen führen und Erröten bewirken. Bei vorgeschrittener Erfahrung des Kindes kann durch Scham Erröten erfolgen, aber das Gehirn weiß unmittelbar, direkt in sich selbst, nichts von Scham. Die Reihenfolge der Prozesse vor dem sogenannten Schamerröten ist etwa diese; zuerst und unmittelbar werden jene Blutgefäßnerven in Aktion treten durch Störung der Gewohnheit. Dann durch eine größere oder geringere Schädigung, Schmerzhaftigkeit des Leibes. Dann durch das Bild einer solchen Gefährdung, das heißt durch Schreckempfindung. Wurde das Kind schon bestraft, so erfolgte auf dem Wege der angegebenen Entwicklung Nervenerregung und dadurch Erröten. Hat es wieder Strafwürdiges getan und fürchtet Strafe, so hat es wohl die Vorstellungen, die man Scham nennt – aber im Gehirne gibt es keine separate Repräsentation der Scham, sondern auf dem Wege der angegebenen Entwicklung erfolgt Erröten, lediglich nur als eine Wiederherstellung der indifferenten Vorgänge, wie sie sich früher primär durch Gewohnheitserschütterung eingestellt hatten.

Anhang zum psychischen Mechanismus

1. Wir wollen ein paar Worte über den Traum verlieren, der ja ein Faktum der beiden erklärten Sollizitierungsarten ist.

Daß ihn gutmütige Leute für einen Propheten oder Himmelsboten halten, ist rührend, aber nicht richtig. Es kommt auch manchmal die Erfüllung eines Wunsches im Traume.

Aber unerquicklich ist es, wenn Praktiker ihn praktisch ausnützen wollen. Ein unerfüllter Wunsch tut weh, aber er wird selten vergessen. Jene Konstruk-

teure wollen aber, daß er ins Unbewußte verdrängt werde, wo er dann aber im Organismus höllischen Schaden anrichten soll. Als Freund allgemeiner Zweckmäßigkeit fabelt man weiter, jeder Traum sei ein erfüllter Wunsch. Kommt der Wunsch aus dem Unbewußten herauf, ist er erfüllt, aber merkwürdigerweise wie unerfüllt, nämlich stark maskiert, so daß der Träumer, oder meist die Träumerin, die Erfüllung des Wunsches gar nicht erkennt und zu einem Arzte laufen muß, sich die Sache deuten zu lassen.

Wir haben dieses Tohuwabohu schon früher – leider zu ausführlich – beleuchtet.

2. Der Traum ist etwas Liebliches, seltener beängstigend, immer bestrikend. Und so reizt er die Dichter, in ihre Romane Träume einzuschieben, die sie aber meist psychologisch falsch erfinden.

Wir wollen nun hervorheben, daß die wirklich kühnsten Traumgebilde im allgemeinen lediglich ohne jede Symbolik, streng nach den Gesetzen der Sollizitierung erfolgen, daß wir aber oft die Detailgesetze nicht erkennen, weil sie durch unbekannte Gehirneigentümlichkeiten spezialisiert sind.

Der Schlaftraum hat kein Ziel, wie ihn ja der Tagtraum besitzt, mit dem man sich Hoffnungen oder Vergnügen vorgaukelt. Wir fragen – zum Spaß – die Ur-faktoren, ob im Traume, diesem so häufigen Zustand der Menschen, Zweckmäßigkeit stecke. Wir wissen freilich auch nicht, ob in dem Intellekt der Milliarden Menschen Zweckmäßigkeit waltet? Genialität im Denken und in der Musik ist wenig unter den Milliarden verbreitet. Da die wenigsten diese Genialität auch nur recht begreifen und ihr Geist mit Vergeßlichkeit, Schwerfälligkeit und Trägheit belastet ist, so mag die Zweckmäßigkeit in ihm vielleicht nicht weit her sein.

Aber der Traum hat vielleicht das Gute, daß das Denken während des Schlafes nicht völlig einschläft und man während der Nacht das Denken nicht verlernt.

3. Man wird, in Berücksichtigung unserer Sollizitierungsgesetze, bei gehöriger Aufmerksamkeit immer das auffinden, das die Traumelemente anregt. Die Reihung, in der sie durcheinandergewürfelt sind, kommt von der undurchschaubaren Gehirnarbeit. Auch Zustände des Leibes, Verdauung, Beginn von Schmerzen, bringen Vorstellungen in den Traum hinein. Man muß nicht den Tag vor dem Traum allein nach Bausteinen absuchen. Das Element mit der Triebkraft kann tageweit zurückliegen. Selbstverständlich kann im Traume selbst Anregung zu weiteren Träumen liegen. Auch ein weit zurückliegender Traum kann Traumelemente bieten. Es können auch verstreute, gehörte, gelesene Worte zu Traumursachen werden. Das am Tage abgebrochene Denken setzt sich manchmal im Traum fort. Es kann einem im Traum einfallen, wo man irgend etwas hingebracht hat, das man am Tage gesucht, aber nicht gefunden hat.

Ethik und Beschluß

So verworren oft der Hexensabbat im Traum erscheint, er hat immer klarer-weise bekannte aufhüpfende Elemente.

Was von den Tagesvorstellungen im Traum auftauchen wird, weiß niemand vorher. Wovon man träumen wird, weiß man nicht. Und wovon man gerne träumen möchte, das erscheint auch selten im Traum. Diese Unwissenheit kann man auch als Zweckmäßigkeit auslegen. Würde man die Traumhalte schon voraus wissen, so brächte man den Traum um das Interesse, und würde ihn durch Wiederholung langweilig machen und vor der Pedanterie des Tages auch im Schläfe keine Ruhe haben.

4. Es ist wohl anzunehmen, daß die Träume der Opiumraucher ebenfalls die Wirkung der Resurrektionsgesetze zeigen; aber da diese Leute ihre Vergangenheit nicht genau erzählen, läßt sich die Repristination nicht kontrollieren. Wäre es nicht gefährlich, so würde es sich wahrscheinlich lohnen, wenn ein geschulter Psycholog eine Zeitlang Opiumraucher würde.

5. Not täte eine Studie über Vergeßlichkeit.

*

Auf all das gegenwärtig kursierende Gerede, Parapsychologie, Telepathie, Telekinese usw., wollen diese Betrachtungen keine Ingerenz haben.

Aber aus unserer Psychologie ergibt sich wohl ein Einblick in das Wesen der Charaktere, im Unterschiede zu jener Behandlung der Charaktere, die aus der Nomenklatur des gewöhnlichen Lebens oder aus Romanen geschöpft wird. Ich gebe aber der Anwendung der rechten Psychologie auf das Charakterstudium hier keinen Raum, weil der Leser hier nur eine Erkenntnis der allgemeinen Psychologie erwartet, die zur Philosophie gehört, und ich auch meinem Buche über die „Entstehung der Charaktere“, das in reichlicher Fülle Details bringt, hier keine Konkurrenz machen will.

Auch die Psychiatrie bleibe hier unerörtert. Auch darüber habe ich ausführlicher gesprochen, in meinen „Grundlagen einer neuen Psychiatrie“. Hat man sich mit dem empirischen Material der Geistesstörungen bekannt gemacht, so fließt aus unserer somatischen, mit Gehirnleben verbundenen Psychologie eine fruchtbare Bereicherung der Psychiatrie. Die sogenannte Psychiatrie ist in ganz unfertigem Zustand und verdient nicht den Namen einer Wissenschaft. Sie operiert mit einer schrecklichen, banalen Psychologie. Sie ist im Verhältnis zur übrigen Medizin wie ein Jahrmarktgeschrei zu einer Wissenschaft.

Da die Alten in diesem Fache sich mit bloßer Routine begnügen, so bleibe es der Jugend überlassen, hier eine Wissenschaft auszubilden.

1. Die Ethik hat zum Inhalt die Gestaltung des eigenen Gemütes und das Verhalten zu anderen Menschen. So kann sie in zweifacher Beziehung betrachtet werden: Wie dieses Gestalten und Verhalten in einem bestimmten historischen Zeitraum erfolgte, und wie es erfolgen soll. Die erste Behandlung wäre sehr interessant, die zweite völlig nichtig.

2. Die erste Betrachtung gehört nicht zur Philosophie, sondern zu der Geschichte der Menschheit. Und da wäre zu verlangen, daß die Historiker dieses Thema nicht hochnasig als Geschichte der Zivilisation oder der Kultur behandeln, sondern darstellen würden, höchst abwechslungsreich, von Volk zu Volk, von Periode zu Periode, als Geschichte der Niederträchtigkeiten.

3. Die Ethik als Lehre, wie man sein soll – die ist etwas Klägliches. Die Reihe der Versuche – wir haben sie einmal überschaut –, in welcher sich brave Leute bemühten, den Menschen Tugend und Sittlichkeit zu gebieten, ist sehr lange und wertlos.

Da ist z. B. der arme NIETZSCHE, der den Übermenschen verlangt; der, wenn man diesen genug gedreht hat, schließlich sich auch als der altbekannte hoch-edle Mensch entpuppt. Wie kann man ihn aber bei der Menge durchsetzen?

Wenn man Lebensmaximen aufstellt, so befiehlt man wohl nicht: sei schlau, gerieben, egoistisch – das braucht man nicht erst zu befehlen; sondern man befiehlt äußerste Rücksichtnahme auf den Nächsten.

Diese Versuche werden gewöhnlich so gemacht, daß man nicht direkt so Schwieriges befiehlt, wie den Menschen wohl zu tun, sondern eine scheinbar einleuchtende, nicht allzu schwere Regel gibt, aus der dieser Altruismus erst folgen soll. Z. B. sei gegen alle immer wahrhaft – denn Rücksichtslosigkeit besteht wohl zumeist im Belügen.

Man trug eben Bedenken, und sehr mit Recht, den Menschen direkt, dabei aussichtslos, Edelsinn zu befehlen.

4. Die zehn Gebote sind für den Anfang ja ganz gut. Man müßte froh sein, wenn diese überall befolgt würden; aber sie suchen nicht einmal umfassende Liebe zu heischen und sie greifen nicht ins Gemüt.

5. Vom Buddhismus wird zwar in der neuesten Zeit viel geredet, aber er ist doch für die Europäer ganz unmöglich. Daß er an das Ende Nirwana setzt – ist es Friede oder Freude? –, das ginge noch. Aber für das Leben verlangt er Unterdrückung des Willens zum Leben; den durch den Willen zum Leben sollen ja die Wiedergeburten und das Weiterleben erfolgen, das man doch nach dem Buddhismus unmöglich machen soll. Nun ist das wohl ganz falsch, daß Aufhören des Willens zum Leben schon Einfluß auf ein Wiederleben und Wiederkommen haben könnte. Aber auch davon zu schweigen. Die Unterdrückung

des Willens zum Leben, und zwar zum guten, reichlich genießenden Leben, ist nichts für die Europäer.

6. Der nach so vielen Richtungen ohnmächtige Staat gebietet nicht Tugend und Sittlichkeit. Er verlangt nur – das ist auch schon recht viel –, daß man nicht materiell schädige und materiell wertvolle Verträge breche. Daß man z. B. dem Freunde nur die Treue bricht, daß läßt er sich nicht nahegehen.

7. Der weise Spinoza, einer der wunderbarsten, herrlichsten Menschen, versuchte es ungemein vernünftig. Um zum Guten zu erziehen, wollte er nicht imperativ, befehlend vorgehen, sondern konsultativ, beratend. Macht, wenn möglich, die Menschen besonnen, vernünftig! So werden sie und du am besten fahren. Wolle nicht dem Unabänderlichen nachhängen; hast du gefehlt, so nützt Reue nichts – was dem GOETHE gar so gut gefallen hat. Aber SPINOZA hatte der Liebe nicht.

8. Alle Sittengesetze sind eingeschlossen in dem Gesetz der Nächstenliebe: Liebe den Nächsten wie dich selbst – das aber sogar heißen sollte: Liebe den Nächsten mehr als dich selbst. Eine Abschwächung des Liebesgesetzes wäre schon: Tue den Menschen wenigstens Gutes.

Aber wie kann man dem egoistischen Menschen diese Handlungsweise als richtig beweisen, der so gar keine Lust hat, sie zu üben. Belohnte Liebe ist schon schwer zu üben; jetzt erst opfervolle. Welche Autorität hat man nun, den Widerspenstigen zu zwingen, daß er liebevoll und opfervoll sei? Wo ist die Diktatur für ihn? Wo die Großmacht? Wo gibt es eine Sanktion, eine Strafe für den, der gegen das Liebesgesetz handelt. Wenn er die liebende Unterwürfigkeit nicht kennen will, da hilft keine Lehre und kein Rat gegen das autonom gegebene Gesetz seines Egoismus.

10. Können edle Beispiele diesen vernichten? Leider findet man kaum zur Nachahmung des Edlen lockend verführerische Charaktere! Geistesgrößen, Dichturfürsten sind zumeist eitel, ehrgeizig, neidisch, Schlaumeier, Weiberknechte, sittliche Zwerge, keine Tugendideale. Auf den prinzipiellen Egoisten hat Edelsinn anderer gar keinen Einfluß; er hält den Edlen eher für einen Narren.

Wo also einer einem fremden Ganzen sich nicht weihen will, wo er die liebende Unterwürfigkeit unter das Idealgebot nicht kennen will – dagegen hilft weder es anbefehlen noch es anraten.

11. Die Familie? Ein tüchtiger Bund, aber mit geschlossenem, gewappnetem Egoismus!

Und der Staat? Strafe für materiell bewerteten Vertragsbruch, für Vermögensdelikte muß man sich vom Staate, wenn man ihn auch nicht schätzt, nicht ehrt, gefallen lassen, falls man die Gebote nicht umgeht oder sich duckt. Aber von einem Gebilde, in dem der Egoismus so allerorten herrscht, wo die Leute erst durch untaugliche Mittel lernen sollen, ihre Selbstsucht zugunsten des

Ganzen einzuschränken, von einem Gebilde, in dem kaltblütige Diktatur erst Ordnung schaffen soll, das zum Angriff oder zur Verteidigung auf einen menschenmordenden Krieg lauert, von einem solchen unfertigen Organismus läßt sich keiner zur Verdammung des Egoismus und zur Nächstenliebe überreden.

12. Die Natur kann uns nichts, außer zufälligem, empirischem Zeug, lehren. Von ihr sieht man nur, daß sie, ohne Zielstrebigkeit, ohne ja gar nicht existierenden, voraufliegenden Zwecken zu dienen, durch Naturselbstdruck Gestaltungen und Funktionen erpreßt, die miteinander oder gegeneinander wirken.

13. Die Urfaktoren! Es ist absolut evident, daß Freude besser ist als gleichgültiger Indifferentismus, als Ruhe; und wenn man über Urfaktoren etwas denken dürfte, so müßte man denken, daß sie von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde Freuden spüren. Aber wie es auch mit den Urfaktoren stehen mag – in bezug auf Ethik oder gar auf Freude lassen sie uns, die von ihnen Abhängigen, im Stich.

14. Nur eine über alles erhabene Macht, nur ein Gott kann Nächstenliebe gebieten. Und wenn keiner wäre, so bliebe der dem Nächstenwohl widerstrebende Egoist frei zur Selbstsucht. Vernunft kann kein haltbares zwingendes Sittlichkeitsgebot begründen. Nur eine übermächtige Botschaft kann den Egoisten auf die Knie zwingen.

15. Sowie die Resultate der Philosophie für das Theoretische, für Ich und Welt, null sind, so sind auch ihre Resultate für das Praktische null.

Philosophie kann nur vom Evidenten leben und stirbt am Evidenten.

Der Mensch soll seine Nichtigkeit erkennen und in Bescheidenheit fröhlich sein.

16. Von fernher winkt Offenbarung. Philosophie kann nichts dazu tun, als sie wünschen.

„Der Rest ist – schweigen oder schwätzen“

Der Herausgeber:

Dr. phil. FRANZ AUSTEDA, geboren am 6. November¹⁹²³ in Wien, studierte nach seiner Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft (1946) an der Wiener Universität Philosophie, Psychologie, Pädagogik und Geschichte. 1949 promovierte er, gleichzeitig legte er die Lehramtsprüfung aus Geschichte und Philosophie ab. Zunächst wirkte er als Professor an Wiener Gymnasien und Volkshochschulen, nunmehr ist er als Wirklicher Hofrat im Amt des Stadtschulrates für Wien tätig. Neben rund 50 philosophischen und pädagogischen Abhandlungen und Aufsätzen veröffentlichte er die philosophischen Lesehefte „Ästhetik“ (Wien 1960) und „Wirtschaft und Gesellschaft, Staat und Recht im Spiegel philosophischer Kritik“ (Wien 1961), ferner das „Wörterbuch der Philosophie“ in der Humboldt-Taschenbuchreihe (1954, 1972⁴) sowie die Bände „Axiomatische Philosophie. Ein Beitrag zur Selbstkritik der Philosophie“ (Berlin 1962), „Moderne Philosophie. Probleme – Positionen – Profile“ (Freiburg i. Br. 1972, holländische Ausgabe 1974) und „Lexikon der Philosophie“ (Wien 1979); als Herausgeber der vorliegenden Reihe „Österreichische Denker“ bearbeitete er die Bände „Adolf Stöhr: Philosophische Konstruktionen und Reflexionen“ (1974) und „Karl Roretz: Ziele und Wege philosophischen Denkens“ (1976).

PERSONENREGISTER

- Alexander d. Gr. 153
 Aristoteles 57, 100, 103
 Arnim 305

Bach 246
 Bauch 7
 Beethoven 231, 237
 Bismarck 194f.
 Brion 142
 Buchta 8

 Corneille 302
 Cusaner 4

 Dante 204
 Descartes 20
 Des Coudres V
 Dickens 193, 226, 290
 Dschingis-Khan 195

 Eichendorff 293
 Einstein 77, 319

 Ferdinand von Braun-
 schweig 296
 Feyerabend 5
 Fichte 193, 288, 299
 Fischer 7
 Flinker 7, 8
 Freud 323
 Friedrich II. (d. Gr.)
 195

 Gall 168, 261
 Goethe 66, 141f., 193,
 291-308, 326
 Gomperz 8
 Gracián 1
 Grillparzer 198
 Grossner 5

 Hegel VI
 Heidegger 4

 Herder 66, 299, 305
 Hochfeld 8
 Hochkeppel 5
 Hoffmann (E. T. A.)
 193, 308
 Horkheimer 5
 Hume 30, 74, 88, 93

 Ignatius v. Loyola 219

 Jean Paul 193, 224, 299,
 305f.
 Jentsch 8
 Jodl 8
 Joseph 301
 Juncker 301

 Kant 2, 4, 29, 33f., 72,
 74f., 93, 139, 193,
 284, 299, 317
 Karl IV. 302
 Kleinwächter 8
 Klopstock 302f.
 Kofler 5
 Kühlenbeck 2

 Leibniz 299
 Lenau 293
 Lessing 226, 299, 305
 Lichtenberg 1
 Liebstock 8
 Luther 231

 Mach 8
 Milton 308
 Molière 302
 Mozart 237

 Napoleon 195
 Newton 193, 246, 299
 Nietzsche 4, 139, 204,
 209, 325
 Novalis 293, 305

 Oeser 301
 Ovid 302

 Racine 302
 Rehmke 8
 Reininger 7f.
 Revel 5
 Roretz 8

 Schelling 50
 Schiller 290, 293, 305
 Schlegel (Elias) 303
 Schopenhauer 22
 Schultz 8
 Shakespeare 193, 246,
 290, 304
 Siegel 7
 Sokrates 138, 145
 Spencer 68
 Spinoza 1f., 7, 18, 49,
 61, 137, 142, 144, 193,
 299, 309, 326
 Stein (Frau von) 142,
 297
 Stifter 226, 263, 305
 Stöhr 8
 Stransky 6

 Tamerlan 195
 Terenz 302
 Thorane 292, 295f.

 Voltaire 305
 Vulpius 142

 Wagner 231
 Weil 5
 Winfried (Bonifazius)
 219
 Wittgenstein 5
 Wundt 2

 Ziehen 8
 Zocher 5

Österreichische Denker

Herausgegeben von
Franz Austeda

Anliegen dieser Buchreihe — der ja auch der vorliegende Band angehört — ist es, auf bedeutende, doch von der Öffentlichkeit zu wenig beachtete Persönlichkeiten der jüngeren österreichischen Vergangenheit aufmerksam zu machen. Jedem dieser Denker wird ein Band gewidmet, in dem er mit eigenen Arbeiten zu Wort kommt.

Bisher sind folgende Ausgaben erschienen:

Band 1

Adolf Stöhr Philosophische Konstruktionen und Reflexionen

Ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet von Franz Austeda
1974. VIII, 192 Seiten, 1 Porträt. Kart. S 260,—, DM 37,—

Band 2

Karl Roretz Ziele und Wege philosophischen Denkens

Ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet von Franz Austeda
1976. VIII, 367 Seiten, 1 Porträt. Kart. S 470,—, DM 67,—

Band 3

Robert Reininger Philosophie des Erlebens

Ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet von Karl Nawratil
1976. VI, 236 Seiten, 1 Porträt. Kart. S 370,—, DM 53,—

In Vorbereitung:

Band 5: Alois Höfler, Philosophie und Pädagogik. Herausgegeben von Ulrich Schöndorfer

FRANZ DEUTICKE WIEN